Lateinische Sommer.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1864.

Inhalt.

Subiaco,

das älteste Benedictinerkloster des Abendlandes.

1858.

Vierundvierzig Miglien von Rom entfernt liegt in einem der schönsten Bergtäler der Campagna, welches der „immerkalte" Anio durchfließt, die berühmte Benedictinerabtei Subiaco. Die Apenninen entsenden hier eine Bergkette, die Simbrivinischen Höhen, und scheiden den Kirchenstaat von dem Königreich Neapel, dessen angrenzende Provinz das alte Land der Marsen ist, heute Marsica, ein zu den Abruzzen gehöriger District. Der Anio entspringt an ihrer Grenze, oberhalb des Orts Filettino, und mit großer Gewalt herabstürzend, bildet er ein langes und zum Teil schmales Tal, welches von Oliven- und Kastanienwäldern anmutig beschattete Berge bis nach Tivoli hin einschließen. Auf den Gipfeln dieser Hügel erheben sich längs dem Lauf des schönen Bergstroms braune Castelle des römischen Mittelalters: Filettino, Trevi, Jenna, Subiaco, Agosta, Cerbara, Marano, Anticoli, Roviano, Cantalupo, Saracinesca, Vicovaro, S.-Polo, Castell' Madama, und Tivoli. Dies ist auch zum größten Teil das Gebiet jener alten Benedictinerabtei, ein merkwürdiger Schauplatz des noch wenig bekannten

Mittelalters des römischen Latium, und vor allen Dingen die Wiege des Mönchtums im Abendland.

Aus dieser wilden Einsiedelei unfruchtbarer Berge sind die Klöster und Mönche hervorgegangen, welche sich als Colonien der Hierarchie Roms über Italien und Sicilien, über Deutschland, Frankreich und das ferne Britannien verbreiteten. Sie halfen diese Länder an Rom ketten, und mitten in die Barbarei finsterer Jahrhunderte warfen sie (ihr bleibendes Verdienst!) einige Keime der Civilisation, erhielten die classische Wissenschaft der Alten, copirend, sammelnd und forschend hinter der Nachtlampe dumpfer Zellen, wenigstens am Leben, und bewahrten endlich als Aufschreiber ihrer verworrenen Zeitereignisse in Chroniken und Documenten uns unschätzbare Kunden des Mittelalters. Es ist wahr, Menschen, welche von dem Treiben der Welt grundsätzlich entfernt lebten, wurden die Väter der Geschichtschreibung — eine seltsame Thatsache, die indeß aufhört es zu sein, wenn man bedenkt, daß die Klöster in jenen Jahrhunderten mit dem politischen Leben in fortdauernder Beziehung standen.

Ich will in diesen Blättern die Geschichte einer der merkwürdigsten Abteien in ihren Hauptzügen geben. In wissenschaftlicher und historischer Hinsicht wird Subiaco freilich von Monte-Casino weit überragt. Dies Kloster aber ist die älteste Tochter von jenem, im nahen Grenzland des Liris, das ganze Mittelalter hindurch ein einsamer Leuchtturm der Wissenschaft, und noch heute durch die Schätze seiner Archive wie durch Fleiß und Gelehrsamkeit seiner Mönche ausgezeichnet. Doch ist die Geschichte Subiaco's für die Kenntniß der mittelalterlichen

Zustände im römischen Land wichtig, und zugleich als Bild des geistlichen Feudalismus lehrreich. Indem sich um dies Kloster nach und nach ein kleiner ihm völlig untertäniger Lehnsstaat bildete, tritt es als mächtiges Fürstentum in der römischen Campagna auf, dessen König der Abt, und dessen stolze und gewaltthätige Barone die Mönche waren, welchen Castelle und Städte, Ritter und Landvolk pflichtig und gehorsam sein mußten.

Die Gründung der Abtei fällt in die Zeit, als der Heldenstamm der Gothen unter Theoderich Italien und Rom beherrschte und den Untergang der römischen Cultur durch milde und weise Gesetze noch für ein halbes Jahrhundert verhinderte. Aber der Sturz des römischen Reichs war bereits geschehen. Indem sich die alte Ordnung der Welt, außerhalb deren Formen keine andern damals begriffen wurden, auflöste, und alle bürgerlichen und staatlichen Bande der Gesellschaft zerrissen, bemächtigte sich der Menschen, ähnlich wie am Anfang des 4. Jahrhunderts, der Trieb zur Flucht aus der Welt und zum Anachoretenleben. Benedict begründete das abendländische Mönchtum und wurde neben seinem jüngern Zeitgenossen, dem Papst Gregor dem Großen, der zweite Stifter der römischen Hierarchie. Was diese ihm verdankte, hat jener Papst mit verständigem Blick gleich erkannt: er selbst beschrieb im zweiten Buch seiner Dialoge die Thaten seines Waffenbruders, des Mönchs von Subiaco, der das Abendland plötzlich von der Herrschaft der byzantinischen Ordensregel des Basilius befreite, eine national-römische Regel aufstellte und seine Zöglinge in die Länder sandte, sie an Rom zu ketten.

Benedict, um das Jahr 480 in Nursia in der Valeria geboren, kam mit 14 Jahren nach Rom, dort in den Studien der Humanität sich auszubilden. Aber plötzlich von der Sehnsucht nach der Einsamkeit ergriffen, wanderte er in die grüne Wildniß der Simbrivinischen Berge, und lebte hier, in verzückte und schwärmerische Betrachtungen versenkt, in einer Felsenhöle. Der Ort hieß Sublacus; er war dem Plinius bekannt, als köstliche Villa des Nero, wo dieser Kaiser durch Aufdämmung des Anio drei künstliche Seen hatte anlegen lassen, um in goldenem Netz die Forelle zu fangen. Die letztere ist noch heute ebenso wolschmeckend als zu Nero's Zeit, aber die Seen verschwanden schon im Mittelalter.

Als nun der junge Einsiedler an jenem Ort lebte, bestand die Stadt Subiaco noch nicht; nur auf den Ruinen der Neronianischen Villa hatte sich bereits ein Kloster des St.-Clemens angesiedelt, und es war einer der Mönche desselben, Romanus mit Namen, welcher dem Jüngling Speise in die Höle zu tragen pflegte. Benedict, von seiner frommen Schwester Scholastica ermuntert, trat endlich wie Mohammed aus der Grotte hervor: der Ruf seiner Heiligkeit war schon rings verbreitet, und indem sich an den begeisterten Anachoreten viele Römer anschlossen, entwarf er selbst die allgemeine Ordensregel und verteilte die Brüder in zwölf kleine Klöster, die man zu gründen geschäftig war. Sie standen alle in demselben Tal und in derselben rauhen, damals wahrscheinlich völlig uncultivirten Felsenwildniß. Blickt man in diesen Kreis ernster und schweigsamer Berge, die bald nackt und steil in den blauen Aeter hin-

aufgreifen, bald mit grünen Büschen sich bedecken, in denen die Nachtigall am Wildwasser flötet, so muß man den guten Natursinn des jungen Schwärmers loben. Keine der entzückenden Fernsichten, an denen die Campagna Roms so reich ist, lockt hier den Sinn in das sonnigwarme Leben, sondern der Horizont wird durch Felsen rings umstellt und versperrt.

Nordwärts lagern sich, gigantischen Vorgebirgen ähnlich, zwei große Berge. Zwischen ihnen braust der wilde Anio herab; seine von niederrollendem Gestein vergebens behinderte Straße mit Gewalt sich öffnend, wälzt er seinen schönen Silberstrom durch schattige Schluchten und wiegt durch sein unabläßiges und melancholisches Brausen die Seele in Schlaf und Einsamkeit. Hier nun an den Felsenwänden über dem Fluß saßen ringsumher in zwölf Klöstern die Heiligen Roms, gleich den Vergrabenen versammelt, und das Tal von Subiaco mochte einem jener öden Felsentäler Aegyptens gleichen, wo ehemals Athanasius und Antonius zahllose Schwärme der östlichen Mönche um sich her geschaart hatten.

Indessen vertrieb der Neid eines Priesters aus dem nahen Vicovaro (Varia) den Patriarchen von Subiaco. Pelagius versuchte eines Tags jene Klöster durch schöne Mädchen in die Luft zu sprengen, welche er gegen die Zellen der Mönche auszusenden die Bosheit hatte — Benedict verließ den entweihten Ort, wo er viele Jahre gelehrt hatte, bekümmert und ungewiß, wohin er sich wenden solle, und begleitet von dreien jungen Raben, die er erzogen hatte. Er ging nach Monte Casino, wo er im Jahre 529 das berühmte Kloster stiftete.

In Subiaco waren jedoch seine Anstalten aufrecht geblieben, und er selbst hatte den Bruder Honoratus als seinen Nachfolger und Abt daselbst eingesetzt. Aber die Geschichte der zwölf Klöster wird seitdem dunkel, und es scheint, daß der Vernichtungskrieg der Gothen ihr Gedeihen hinderte. Freilich hatte der Abt Honoratus das Hauptkloster aufgebaut und es den Heiligen Kosmas und Damianus geweiht: es ist dies eben das heutige, welches den Titel der Santa Scholastica führt, und soll das einzige von den ursprünglichen zwölf Klöstern übergebliebene sein. Denn die Longobarden zerstörten diese bereits im Jahre 601, und die verjagten Kinder des heiligen Benedict hatten Mühe, sich nach Rom zu retten, wo ihnen der Papst das Kloster des St. Erasmus auf dem Cölischen Berge einräumte. Der berühmte Papst Gregor spielt in der Geschichte der Abtei von Subiaco als Stifter von deren weltlicher Macht eine Rolle; die Mönche schreiben ihm nämlich eine Urkunde vom Jahre 599 zu, worin er jenem Kloster eine Menge von Gütern und Privilegien schenkt, und man behauptet mit Grund, daß dies Pergament die Basis von vielen Rechten geworden sei, welche sich die Benedictiner von Subiaco anzueignen wußten. Das Original dieser Schenkungsurkunde ist, wie das berühmte Document des Klosters von Monte Casino, verloren gegangen und nur in einer sogenannten beglaubigten Abschrift vom Jahr 1654 erhalten. Es gibt übrigens noch andere Urkunden dieser Art, Schenkungen Gregor's IV. und Nikolaus' I., und der Könige Hugo und Lothar aus dem Jahre 941, die kein Einsichtiger für echt halten wird. Auch hatten sich die Fälschungen

im Kloster so sehr angehäuft, daß der Papst Leo IX. im Jahr 1051 mit eigener Hand viele Documente dort verbrannte.

Die Abtei Benedict's blieb 104 Jahre lang öde und verlassen, bis sie der Papst Johannes VII. im Jahr 705 neu bevölkerte. Aber die Sarazenen zerstörten sie um 840, worauf sie unter dem Abt Peter I. gegen die Mitte desselben Jahrhunderts wieder aufgebaut wurde. Noch einmal, durch die Ungarn im Jahr 938 verwüstet, wurde Subiaco endlich unter Benedict VII. im Jahr 981 von Grund aus wiederhergestellt, und dieser Papst weihte am 4. December die Klosterkirche unter dem Titel des S. Benedict und S. Scholastica ein. Seither erfuhr die Abtei keine Beschädigung mehr durch Feindeshand, sondern durch wirkliche und unbestrittene Schenkungen an Gütern bereichert, begann sie herrlicher aufzublühen.

Die Chronisten stimmen in den Berichten überein, indem sie erzählen, daß die feudale Macht der Abtei mit dem 11. Jahrhundert begann, überhaupt in der Zeit, als die Feudalität in allen Ländern sich völlig entwickelte. Das Ansehen von Subiaco war so groß geworden, daß mächtige Barone der Campagna Castelle und Besitzungen St. Benedict schenkten; unter andern war es der Marsengraf Rainald, welcher den Mönchen Arsoli, Anticoli und Roviano verlieh, und mehre Castelle erwarben sie zu ewigem Lehn. Um diese Zeit wurden demnach die Aebte wirkliche Barone. Aber es ist auffallend, daß sie Subiaco selbst, einen Ort, der sich seit ältern Zeiten im Schutz des Klosters gebildet oder vergrößert haben mußte, nicht unterjochten. Im Klosterhof der St. Scholastica

sieht man einen Stein, in die Wand neben der Eingangsthür der Kirche eingemauert; er enthält eine merkwürdige Inschrift vom Jahr 1052, dem vierten Leo's IX., welche besagt, daß der ehrwürdige Abt Hubertus den Klosterturm zu Ehren Christi, seines Bekenners Benedict und dessen Schwester Scholastica erbaut habe; sie zählt alle Besitzungen des Klosters jener Zeit auf, voran die Grotte Benedict's, die damals noch bestehenden zwei Seen, den Fluß Anio sammt dem Mühlen- und Fischrecht und 24 Castelle oder Orte im Aniogebiet, Subiaco aber befindet sich nicht unter ihnen. Erst nachdem der Abt Johannes V. im Jahr 1068 die Rocca oder Burg über dem Ort erbaut hatte, mochte, wie ein Geschichtschreiber der Abtei behauptet, Subiaco dem Kloster untertan werden. Diese Burg nebst abtlichem Palast erhebt sich noch heute, freilich in verwandelter Gestalt, imposant und kühn auf dem pyramidenförmigen Berge, um dessen Abhänge her die heutige Stadt aufgebaut ist.

Johann V., Cardinaldiaconus von S. Maria in Dominica zu Rom, ein außerordentlich kräftiger und kriegslustiger Abt, scheint der eigentliche Gründer der weltlichen Herrschaft Subiaco's gewesen zu sein. Volle 59 Jahre regierte er wie ein weltlicher Fürst; er führte die glücklichsten Kriege mit den Baronen der Umgegend, und nachdem er sein Kloster mit Reichtümern erfüllt und über der Grotte Benedict's (dem Sacrum specus) zu seinem bleibenden Denkmal eine Kirche erbaut hatte, starb er im hohen Greisenalter, im Jahr 1121.

Seit dieser Zeit traten die Benedictineräbte völlig als kriegerische Fürsten in der Campagna auf, angesehen

und gefürchtet, wie die Orsini und die Colonna, mit denen sie wetteifern durften. Die Vasallen der Abtei, das unglückliche Landvolk und die Bewohner der hörigen Castelle, seufzten unter einem feudalen Despotismus, der um so schrecklicher war, weil er von Mönchen ausgeübt wurde, Menschen, die, in ihren Leidenschaften durch keine bürgerliche Rücksicht gemildert, oft schonungsloser waren, als die weltlichen Barone es sein mochten. Sie selbst, obwol ein ungeregeltes Sinnenleben sich erlaubend, unterlagen dem eisernen Despotismus des Klosters und der wenigstens anfangs ganz unumschränkten Gewalt des Abts, welchen sie wählten; aber sie hielten sich dafür durch die Herrschaft über die Vasallen schadlos, indem sie Zolleinnehmer, Castellane, Verwalter der Klostergüter und Richter über Leben und Tod waren. Denn der Abt sandte in jedes Castell einen Mönch als Castellan, welcher dort die Justiz ausübte, barbarisch und quälerisch, wie sie im Mittelalter war; und erst im Jahr 1232 bestimmte der Papst Gregor IX. zur Erleichterung der Vasallen, daß jene Burgvögte, so oft sie Gericht hielten, einen Rechtsanwalt aus der Bürgerschaft zuziehen sollten. Man nannte ihn nach dem Gebrauch der Zeit buon' uomo, später aber Castellan. Denn endlich wurde den Mönchen die Gerichtsbarkeit über die Castelle entzogen, und während sie als Verwalter und Zinseintreiber darin blieben, oder die Türme bewachten, übte der vom Abt bestellte Castellan unabhängig von jenen, doch in seinem Namen, die Justiz aus.

Die Untertanen der Abtei zerfielen in drei Klassen: Freie, welche nicht die Verpflichtung hatten, als Kloster=

soldaten zu dienen, weil sie keine Güter von den Mönchen zu Lehn trugen; Milites, welche in ihrer Eigenschaft als Lehnsträger des Klosters ihm mit den Waffen dienen mußten; und endlich die leibeigenen Bauern oder Servi. Alle diejenigen Vasallen, die als Milites in einem Castell wohnten, standen unter einem Connetabel. So gebot demnach der Abt über ein kleines Heer dienstpflichtiger Untertanen; er besoldete später auch Banden, wie alle andern Barone, und wenn er ein kriegerischer Herr war, führte er seine Truppen zu Roß, mit Schild und Schwert, selbst in den Kampf. Die beständigen Fehden mit den angrenzenden Bischöfen von Tivoli, von Präneste und Anagni, oder die Streitigkeiten mit den umwohnenden Baronen gaben zu Waffenthaten oft Gelegenheit. Man gab den todten Aebten selbst in die Gruft das Schwert an die Seite.

Sie gehörten auch hie und da den angesehensten Adelsfamilien der Campagna an, wie unter andern der kampflustige Lando, Neffe Innocenz' III., aus dem berühmten Geschlecht der Conti von Segni. Er starb im Jahr 1244. Indeß schützte weder die eiserne Gewalt, welche diese Aebte ausübten, noch die geregelte politische Verfassung das Kloster vor ganz zufälligen Verwirrungen der heillosesten Art. Die Zustände des Papsttums in Rom wiederholten sich im kleinen auch in der Abtei von Subiaco. Es waren die Mönche von wilder Parteiwut ergriffen, und der freche Ehrgeiz einzelner unter ihnen spottete aller Gesetze Benedict's. Nach dem Tode des Abts im Jahr 1276 überfiel der Mönch Pelagius mit bewaffneten Anhängern das Kloster, sich zum weltlichen

Gebieter der Abtei aufzuwerfen; er verjagte die widerstrebenden Mönche, und nachdem er das Kloster geplündert hatte, zog er sich nach Cervara, in ein wildes Felsennest oberhalb Subiaco, zurück, wo er sich vier Jahre lang mit den Waffen behauptete, während welcher Zeit das Kloster leer stand. Der Papst hatte jedoch einen neuen Abt gewählt und mit einem Heerhaufen ausgesandt: aber nur nach schwieriger Belagerung gelang es diesem, den rebellischen Mönch zu überwältigen.

Die Zustände verschlimmerten sich in der Zeit des avignonischen Exils der Päpste; die Mönche, ungehorsam, stolz und zügellos, warfen oft das Joch der Aebte ab, sodaß die Abtei viele Jahre hindurch unbesetzt blieb; wenn aber ein Papst aus Avignon einen Abt nach Subiaco schickte, brachte er Mönche wie Vasallen durch schrankenlosen Despotismus in Verzweiflung. Man weiß von Bartolomeus aus Monte Casino, im Jahr 1318 zum Abt in Avignon geweiht, daß er das ausschweifendste Leben führte und auf dem Burgpalast sich einen Harem von schönen Mädchen hielt, während ihm die Mönche in Lüsten jeder Art keineswegs nachgaben. Das Kloster drohte sich aufzulösen, und nur der fürchterlichen Strenge des Franzosen Ademar mochte es seine Erhaltung zu verdanken haben. Dieser kleine Tyrann war Abt um das Jahr 1353. Man mag sich vorstellen, welcher Art der Zustand in der Abtei war, wenn Ademar sich nicht scheuen durfte, eines Tags sieben aufsätzige Mönche an den Beinen aufzuhängen und durch ein unter ihren Köpfen qualmendes Feuer langsam ersticken zu lassen. Ademar war erklärter Ghibellin; er schlug einst die Truppen des

Bischofs von Tivoli, des Anhängers des Papsts, am Anio vor dem Tore von Subiaco. Und noch heute sind die Bürger jenes Orts auf diesen localen Triumph stolz; sie zeigen dem Fremden die aus einem Bogen gewölbte und mit einem kleinen Turm bewehrte Brücke, welche dort über den Anio führt: dieselbe, die Ademar aus der Beute und durch die Gefangenen von Tivoli hatte erbauen lassen.

Aber die Verwirrung stieg aufs äußerste; die schwelgerischen Aebte hatten sich gewöhnt, ihre Tage bei köstlichen Schmäusen und unter den Dirnen ihres Palasts zuzubringen. Einer nach dem andern ward zur Abdankung gezwungen, und da keine Erlasse der römischen Curie noch wiederholte Reformen fruchteten, beschloß Urban VI. dem Unwesen durch einen Gewaltstreich ein Ende zu machen. Durch seine Bulle vom Jahr 1386 entzog er den Mönchen von Subiaco das alte und wichtige Recht, den Abt zu wählen. Sie hatten seit dem Bestehen des Klosters der Reihe nach schon 57 Aebte gewählt, stolz auf die Privilegien ihres kleinen Wahlreichs, welches an ehrwürdigem Alter die Königreiche der Welt übertraf. Sie beugten sich murrend dem Machtgebot des Papsts, und seither begann der Glanz dieser Benedictinerabtei mehr und mehr zu schwinden.

Nun wählten die Päpste die Aebte, und man nannte diese so eingesetzten Klosterfürsten Manuales, weil sie aus den Händen des Papsts ihr Amt empfingen. Der erste Abt in dieser Reihe war Tomasco von Celano, ein warmer Anhänger der Partei Urban's, und ein Mann von rühmlichen Eigenschaften. Diese Ordnung der Dinge

bestand bis zum Jahr 1455, wo die Aebte, noch immer mit der vollen Lehnsgewalt über ihr Gebiet ausgerüstet, auch dieses Recht verloren.

Man erzählt, daß die fortdauernde Tyrannei, welche sie gegen ihre Hörigen verübten, Veranlassung zu diesem Verlust wurde. Indem das Regiment der Mönche wie ein Fluch auf den armen Untertanen lag, welche durch gottlose Justiz um ihre Freiheit gestraft die Kerker anfüllten, die Tortur duldeten und nicht selten in den unterirdischen Brunnen der Burg hinabgestürzt wurden, war die Erbitterung des Volks aufs höchste gestiegen. Ein Zufall gab zum Losbruch das Zeichen. Im November des Jahrs 1454 geschah es, daß 15 junge Leute zwei Mönche auf der Straße verhöhnten und endlich mit Hunden hetzten. Die übel zugerichteten Klosterbrüder klagten dem Abt ihre Mishandlung: in der Nacht sandte dieser seine Häscher nach den Häusern, wo die Jünglinge, unter ihnen einige von angesehenen Familien, wohnten, und als die Sonne aufging, erblickte die Bevölkerung alle jene 15 Unglücklichen am Galgen hängen. Der Hügel, wo dies geschah, wird noch heute Colle delle forche genannt. Da erhob sich das Volk in Wut, es strömte nach dem Kloster, hieb die Pforten mit Beilschlägen auf, ermordete die Mönche oder stürzte sie aus den Fenstern in die Tiefe, und verwüstete die Klostergebäude. Dieser Vorgang war folgenschwer. Denn am 16. Januar 1455 erhob Calixtus III. die Abtei Subiaco zu einer Cardinalscommende; er verordnete, daß jedesmal ein Cardinal die reiche Pfründe unter dem Titel eines Abts zu verwalten habe. Er verlieh sie dem ge-

lehrten Spanier Johann Torrecremata, Cardinal von Sta. Maria in Trastevere, und befahl ihm, die Verfassung der Abtei und aller ihr zugehörigen Castelle zu reformiren. Es wurde hierauf ein neues Statut entworfen und festgestellt, daß der jedesmalige Abt zuerst vor dem Gemeindekörper von Subiaco das gerechte Regiment zu beschwören habe, worauf ihm dann erst die Untertanen der Abtei den Eid der Treue leisteten. Denselben ersten Cardinalabt von Subiaco und dieses Kloster ziert der schöne Ruhm, das erste außerhalb Deutschland in Italien gedruckte Werk ans Licht gefördert zu haben. Es waren die trefflichen deutschen Buchdrucker Konrad Schweinheym und Arnold Pannartz, welche, ehe sie die römische Druckerei in dem Palast des Fürsten Massimi einrichteten, wo sie den Virgil druckten, in der Abtei der Benedictiner von Subiaco gastliche Aufnahme fanden. Sie vollendeten daselbst am 30. October 1465 den Druck der Institutionen des Lactantius, und hierauf im Jahr 1467 Augustin's Werk „De civitate Dei". Diese besten Denkmäler der Mönchsherrschaft und zugleich ehrwürdige Monumente unsers deutschen Vaterlandes bewahrt noch heute die Klosterbibliothek der S. Scholastica.

Der gelehrte Beschützer der Wissenschaften Torrecremata starb zu Rom im Jahr 1467. Sein Nachfolger war gleichfalls ein Spanier, jener berüchtigte Roderich Borgia, nachmals Alexander VI. Man sagt ihm nach, daß er während seiner zeitweiligen Residenz als Cardinalabt in Subiaco die Schwelgereien seiner Vorgänger überbot. Er wohnte ab und zu im Palast der Burg, und wer heute diese Säle und Gemächer durchwandert,

mag sein Interesse leicht steigern, wenn sie seine Phantasie mit der üppigen Gesellschaft des damaligen Rom bevölkert, und wenn er in denselben die berühmten Kinder Alexander's, Lucretia Borgia, Cäsar und den unglücklichen nachmaligen Herzog von Gandia erblickt. Die schöne Bergwildniß hatte im Lauf der Zeiten soviel widerspruchsvollen Wechsel gesehen und in ihrer Einsamkeit die grellsten Contraste menschlicher Natur verborgen. Das gottlose Laster und der Gewissensbiß, welcher den Despoten peinigt, hatten dort ihr Versteck gesucht, und die fromme Schwärmerei heiliger Anachoreten dort Verborgenheit vor der Welt und ein Asyl für das verzückte Gebet gefunden. Nero und Benedict flüchteten hierher, und auf demselben Schauplatz schwelgten und jagten die Borgia und entwarfen sie in der Stille dieses Aniotals die ehrgeizigen Plane ihrer Zukunft.

Borgia's Andenken wird nicht durch gelehrte Druckwerke wie das seines Vorgängers gefeiert; aber im Palast der Burg lebt sein Name fort. Er baute daselbst im Jahr 1476 einen Flügel aus, und setzte darüber den noch bestehenden viereckigen Turm. Den Stier seines Wappens sieht man auf der Außenmauer, und die Inschrift sagt, daß der Cardinal Roderich die Burg von Subiaco befestigt habe, den Mönchen und der Abtei zum Schutz und den Grenzen der römischen Kirche zur Sicherheit. Sechszehn Jahre später wurde er auf den päpstlichen Tron erhoben. Er bezahlte die Stimme des Johann Colonna im Conclave, indem er diesem Cardinal am 11. August 1492 die Abtei verlieh, deren Commende er bisher genossen hatte. Aber die Freundschaft zwischen

dem Papst Alexander und den Colonnesen dauerte nur kurze Zeit: die mächtigste Familie Roms begann die ausschweifenden Plane der Borgia zu durchkreuzen, welche sich anschickten, mit List und Gewalt und auf Kosten der Großen eine weltliche Herrschaft zusammenzuraffen. Johann mußte jedoch nach Sicilien entfliehen, und seine Commende ward ihm entrissen. Während der Dauer des Pontificats Alexander's wurde sie von Luigi de Aspris, einem Palermitaner, verwaltet.

Kaum war jedoch Alexander todt und die Macht seiner Familie zerronnen, als dessen Nachfolger Julius II. Johann Colonna wieder in die Abtei einsetzte. Im Jahr 1508 hinterließ er sie seinem berühmten Neffen Pompeo. Dieser galante und gelehrte Cardinal lebte in sorgloser Ueppigkeit auf dem Palast der Abtei; er verführte dort, wie erzählt wird, die schöne Marsilia, Tochter des Attilio Corsi, welche er gezwungen oder überredet hatte, ihm in die Gemächer der Burg zu folgen. Mit gezücktem Dolch drang eines Tages der Vater in die Zimmer des Ca[illegible] dinals, aber von den Dienern ergriffen, wurde der U[illegible] glückliche ohne weiteres in das Verließ hinabgest[illegible] Pompeo hatte sich bereits mit Julius II. überw[illegible] weil dieser Papst die Abtei von Subiaco mit der [illegible] Farfa vereinigte. Dies ist das dritte der alten und [illegible] rühmten Benedictinerklöster; es war bereits im [illegible] hundert auf der sabinischen Campagna gegrün[illegible] dann von den Langobardenherzögen Spoletos, [illegible] Gebiet es lag, erweitert und ausgestattet wor[illegible] Verbindung beider Abteien gab seither zu fort[illegible] Streite Grund. Denn eine Partei unter den Mönche[illegible]

begehrte die Vereinigung mit Monte Casino, welche auch im Jahr 1514 durchgesetzt wurde; die andere, deutsche Partei bestand auf der Verbindung mit Farfa. Farfa führte den Titel einer kaiserlichen Abtei und zählte viele deutsche Mönche unter den Klosterbrüdern. Sie führten laute und wiederholte Beschwerde vor dem deutschen Kaiser; die Subiacesen selbst neigten sich zu ihnen, und mehrmals wurden die Benedictiner von Monte Casino vertrieben, mehrmals durch die Päpste wieder eingesetzt.

Pompeo Colonna nun, von Julius II. excommunicirt, von Leo X. wieder eingesetzt, trat die Commende seinem Neffen Scipio ab. Dies war colonnesische Politik: in der lateinischen Campagna sehr mächtige Gebieter, wo sie seit alters aus Städten der Volsker und der Herniker ein kleines Reich sich gebildet hatten, trachteten sie danach, auch die schöne Abtei Subiaco ihren Besitzungen dauernd einzuverleiben, und indem die Cardinäle dieses Hauses es bei den Päpsten durchsetzten, die Commende an ihre Neffen noch bei Lebzeiten abtreten zu dürfen, konnten sie Subiaco in der unglaublich langen Zeit von 116 Jahren beherrschen. Denn solange blieb die Abtei in den Händen jener Familie, trotz aller Zerwürfnisse und Kriege mit den Päpsten. Clemens VII. erlitt sogar eine empfindliche Niederlage. Es ist bekannt, daß dieser Papst seinen Ruin den Colonna verdankte, mit welchen er den berüchtigten Campagnakrieg führte. Seine Truppen zerstörten im Jahr 1527 die Rocca von Subiaco, doch sie wurden am 28. Juni des folgenden Jahrs unter der Anführung des Napoleon Orsini auf den Bergen Subiacos völlig vernichtet. Das eigene Banner des Papsts

wurde von den Subiacesen erobert; es hängt noch heute als Trophäe in der Klosterkirche der S. Scholastica, und an demselben Schlachttag feiert noch alljährlich Subiaco eine Procession zum Andenken an den Sieg über einen Papst. So hartnäckig sind hier im Land historische Erinnerungen.

Die Herrschaft der Colonna in der Abtei war tyrannisch, im Charakter des 16. und 17. Jahrhunderts, ein Baronalregiment von gesetzloser Willkür, wie es Manzoni in seinem Roman auf lombardisch-spanischem Gebiet geschildert hat. Diese Cardinäle auf der Klosterburg, luxuriös und habgierig, sahen in dem Purpur, den sie trugen, nichts als das Fürstengewand; ihre besoldeten Banditen, schon damals mit dem Namen Bravi bezeichnet, führten ihre Winke getreulich aus, und weder Eigentum noch Ehre der Familien waren vor den Söldlingen sicher, die im Hof der Felsenburg lagerten. Während noch die Händel wegen Farfa und Monte Casino lebhaft waren, geschah es sogar, daß in einer Nacht Scacciadiavolo, der gefürchtete Bravo Pompeo's, mit 44 Bewaffneten das Kloster S. Scholastica überfiel, es plünderte und alle Mönche herauswarf. Man sagte sich, daß der Cardinal seine Hand mit im Spiel gehabt habe; und wirklich wurde er vom Papst entsetzt, um bald wieder hergestellt zu werden. Die Geschichte jener Zeiten ist reich an frechen Gewaltthaten der Art, und es gibt in Subiaco Orte genug, welche dunkeln Erinnerungen geweiht sind. Man zeigt noch heute den Platz unter der Burg, wo mancher Bürger lebendig in die Erde eingegraben wurde, eine gräßliche Todesart, da man den Ver-

urteilten bis an den Hals in den Boden einstampfte. Unter andern Scenen erlebte Subiaco auch jenen schrecklichen Muttermord, welcher die Begnadigung der Familie Cenci verhinderte. Ein Sohn des Hauses Santa Croce aus Rom hatte im Jahr 1599 seine eigene Mutter in Subiaco erwürgt, und es ist bekannt, daß auf die Nachricht von dieser Schandthat der Papst das Todesurteil der Beatrice Cenci, ihrer Stiefmutter, und ihres Bruders unterzeichnete.

Unterdeß wanderte die Abtei aus der Hand des einen Colonna in die des andern; die angesehensten Namen dieser Familie sind mit der Geschichte des Klosters verbunden; so Marcantonio Colonna, so Camillo, endlich Ascanio, der letzte Cardinalabt dieses Hauses. Ascanio lebte auf der Burg mit seiner Maitresse Artemisia öffentlich und so wenig rücksichtslos, daß er dieses verschmitzte und schöne Weib förmlich zu seiner Stellvertreterin in Angelegenheiten der Abtei machte, wenn er nicht anwesend war. Das allgemeine Aergerniß bewirkte, daß den Colonna die Commende entzogen ward. Denn nach Ascanio's Tode im Jahr 1608 verlieh sie der Papst seinem eigenen Neffen Scipio Caffarelli Borghese, welcher sie bis zu seinem Tod im Jahr 1633 behauptete.

Die Colonnesen haben in Subiaco kein gutes Andenken hinterlassen. Der Ort selbst verdankt ihnen wenig, und man zeigt nur die mit ihrem Wappen geschmückten Gemächer, welche sie im Burgpalast ausbauten und mit Malereien verzierten.

Wie im frühern Mittelalter bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts Colonna und Orsini Herren der römischen

Campagna gewesen waren, traten im 17. Jahrhundert bis tief ins folgende hinein die jüngern Nepotenfamilien Borghesi und Barberini an ihre Stelle. Sie erwarben die schönsten Güter von Latium und behaupten sie noch heute. Die Städte und Castelle dieses Landes weisen noch die massiven und weiträumigen Landpaläste dieser Familien auf, an deren öden Wänden die Porträts aus jener Zeit hängen. Man findet sie oft, und selbst in der kleinen Bergstadt des Hernikerlandes, wo ich diese Blätter schreibe, sitze ich unter Familienporträts alter Cardinäle und stattlicher Damen des 17. Jahrhunderts, und unmittelbar vor dem wolbehäbigen Antlitz Scipio Borghese's. Es erschien das Zeitalter des galanten und sinnlich breiten Absolutismus in der gepuderten Perrüke und in seidenen Strümpfen, dessen Charakter weibisch, weichlich und intriguant, und abstoßend prosaisch war. Die in Erz gepanzerten Barone des Mittelalters verwandelten sich in gemächliche Prinzen, welche das Schwert nicht mehr zogen, sondern sorgenlos, auf den Polstern liegend, die Früchte genossen, die der zitternde Frohnvasall ihnen keuchend auf den Felsenpalast trug. Wenn die Cardinäle von Subiaco ihren Einzug hielten, um von der Pfründe Besitz zu nehmen, kamen sie mit einer großen Begleitung des Adels, an der Spitze eines kleinen Heers von Söldlingen und gefolgt von dem Troß übermütiger Diener, und sie empfingen am Tor aus den Händen des Magistrats herablassend die Schlüssel der Stadt und der Castelle.

Aus der Abtei Subiaco wurden die Borghese indeß von den Barberini schnell verdrängt. Urban VIII., Stif-

ter dieses reichen Nepotenhauses, verlieh die Commende seinem Neffen Antonio im Jahr 1633, und seither wußten die Barberini das Beispiel der Colonna mit Glück nachzuahmen; denn 105 Jahre lang blieb die Abtei im Besitz ihrer Familie. Antonio erweiterte sogar die Gewalt des Cardinalabts: er fügte der Baronalgerichtsbarkeit auch die bischöfliche hinzu, welche bisher die angrenzenden Bischöfe von Tivoli, Anagni und Palestrina in den betreffenden Castellen ausgeübt hatten; und so war der Commendatar von Subiaco Baron und Bischof zugleich, und er herrschte in doppelter Gewalt über Leiber und Seelen der Vasallen, ein Schrecken des armen Landvolks. Die Gesetze waren so streng und schonungslos, daß selbst der Fang einer Wachtel oder eines Fasans mit 10 Jahren Galeere bestraft wurde. Die Regierung der Barberini hinterließ jedoch einiges Gute. Subiaco, durch seine Lage an einem wasserreichen Bergstrom von Natur auf den Betrieb von Fabriken angewiesen, verdankt dem ersten Barberini die Erweiterung der Mühlen, welche noch heute dem Cardinalbischof gehören. Es sind Fabriken in Papier, Baumwolle und Farbestoffen, die einige hundert Menschen beschäftigen und ernähren, aber nicht zu größerer Cultur sich aufschwingen können, weil alle Industrie ein Regal der Cardinalscommende geblieben ist.

Während nun die Abtei fortfuhr, eine solche Commende zu sein, hatten die Mönche es nicht vergessen, daß sie einst die eigentlichen Feudalherren gewesen waren. Sie erinnerten sich mit Unwillen ihrer Rechte, und nahmen den Augenblick des Todes von Francesco Barberini

im Jahr 1738 wahr, um sie wieder zu erobern. Sie ernannten mit kühnem Entschluß aus eigener Macht ihren damaligen Abt zum Vicar der Abtei. Bernardo ließ sich in die Kirche der Stadt führen, nahm dort vom Gonfaloniere der Bürgerschaft feierlich den Eid der Untertanentreue ab, beschwor hierauf die Statuten der Gemeinde, und ward dann nach vollzogener Ceremonie der Besitznahme in öffentlicher Procession auf einem Sessel durch Subiaco getragen — eine Nachahmung der Besitznahme und des Umzugs eines neugewählten Papsts. Gleich als wäre er einer der Aebte des 13. Jahrhunderts, erließ er Edicte, setzte Beamte in die Castelle ein, begnadigte, rief Exilirte zurück und führte die Sprache eines absoluten Fürsten. Das Edict seines Regierungsantritts beginnt mit diesen pomphaften Titeln: „Wir Don Bernardo Cretoni vom Orden St. Benedict's, Mönch und Profoß des heiligen und kaiserlichen Klosters der Sta. Maria von Farsa und gegenwärtig von Gottes Gnaden Regularabt des heiligen Klosters der Sta. Scholastica, und durch die Gnade des heiligen apostolischen Stuls sowol im Geistlichen wie im Weltlichen Vicegerens für denselben heiligen Stul." Doch der dreiste Abt fand sofort den hartnäckigsten Widerstand an dem Volk, welches die Rückkehr unter die Despotie der Kutte verabscheute, und ein gleiches Hinderniß an der Eifersucht der städtischen Weltgeistlichkeit. Man wandte sich an den Papst; er gab die Commendatur dem Cardinal Spinoza. Dessen Bevollmächtigter berief Gemeinderat und Mönchschaft in die Stadtkirche, und während er hier die päpstliche Bulle verlas, unterbrach ihn das trotzige

Murren der Mönche; sie verweigerten den üblichen Huldigungshandkuß, und obwol sie sich beugen mußten, war ihr Trotz und ihre übermütige Behandlung der Colonen nicht gebrochen.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war aber der Haß gegen alle feudale Institutionen überall hoch gestiegen; der Orden Jesu wie das Mönchtum, soweit es mit der bürgerlichen Verfassung der Staaten in Widerspruch gekommen war, sollten seiner Wirkung erliegen. In Subiaco hatte man eine Verschwörung gegen die Benedictiner organisirt; man sang öffentlich Spottlieder auf die Mönche, und Vorleser in den Straßen erbitterten die Gemüter des Volks durch eine Geschichte des Klosters, welche in grellen Zügen die Leiden der Vorfahren unter der feudalen Despotie der Aebte schilderte. Heimlich zogen die Mönche Soldaten in ihr Kloster, und nachdem sie einen Aufstand am 13. Mai 1752 nicht hatten hindern können, suchten sie größern Excessen durch schnelles Herbeirufen römischer Truppen vorzubeugen. Eine Companie Corsen rückte in Subiaco ein, mit ihnen kam ein päpstlicher Untersuchungscommissar. Als hierauf die Commission erkannt hatte, daß die Wurzel des Uebels in dem Widerspruch des feudalen Regiments der Mönche zur Gegenwart liege und nur mit ihm entfernt werden könne, entschloß sich der kluge Benedict XIV. Lambertini, die Feudalrechte der Benedictiner aufzuheben. Ein Papst, welcher Benedict's Namen trug, hatte den Mut, ihn zu verleugnen, und indem er eins der ältesten geistlichen Fürstentümer der Welt vernichtete, ging er ihr entschlossen auf jenem Weg der Reform voran, auf dem sein un-

glücklicher Nachfolger ihm bedeutender folgen sollte. Lambertini hob durch die Bulle vom 7. November 1753 die weltliche Jurisdiction des Cardinalabts von Subiaco für immer auf, er ließ ihm nur gewisse Titel oder Einkünfte feudaler Natur, die größtenteils noch heute bestehen und noch drückend genug sind. Das weltliche Fürstentum wurde zum Staat geschlagen und durch einen Gouverneur und Richter verwaltet, welche die Sacra Consulta ernannte. Die Cardinalcommende blieb eine blos geistliche Pfründe; ihr erster Eigentümer in dieser veränderten Stellung war der Cardinal Giovanni-Battista Banchieri.

Dies war das Ende der mittelalterlichen Abtei Subiaco, und seither verliert ihre Geschichte den Reiz. Doch tritt unter ihren Cardinalcommendatoren einer glänzend hervor, der im Sinn der neuen Zeit für die Cultur jenes Ländchens wolthätig gewirkt hat. Es war dies Pius VI. Braschi. Im Jahr 1773 zum Cardinalabt bestellt, blieb er es auch als Papst, und erfüllte Subiaco mit Wolthaten. Außer manchen Bauten, wie der Hauptkirche der Stadt, eines großen Seminars, der Erneuerung des Palasts und anderer Werke, ist sein bester Titel auf die Dankbarkeit jener Gegend die treffliche Fahrstraße längs des Anio nach Tivoli. Er verband durch sie die Abtei mit der Hauptstadt. Die dankbaren Subiacesen errichteten ihm deshalb einen Triumphbogen an dem Haupt der Straße, einen würdigen Bau nach dem Modell des Bogens des Titus, und eine gute Zierde des Orts, den derselbe Papst zur Stadt erhoben hatte. Pius VI. zog durch diese Ehrenpforte im Mai 1789

in Subiaco ein, und die Stadt feierte glückliche und aufrichtige Feste.

Aber bald darauf warf die französisch-römische Republik das Bestehende nieder; zweimal hob sie sogar das Kloster auf, bis es Pius VII. im Jahr 1814 wiederherstellte. Die Verhältnisse der Abtei sind seitdem geblieben, wie sie seit 1753 geordnet waren; der Cardinalabt ist im Besitz einer der trefflichsten Pfründen der Kirche, die man auf eine Rente von 8000 Scudi schätzt; die Mönche, nicht mehr Gebieter über Castelle und Vasallen, sind doch Herren von vielen Gütern und deren Colonen und Pächtern, und ihre an Wein und Oel reichen Besitzungen erstrecken sich bis zum Fuß der Volskerberge. Der Reinertrag des jährlichen Zinses, welcher dem Kloster noch heute zufällt, wird immerhin auf 8—10,000 Scudi geschätzt. Die Abtei selbst umfaßt gegenwärtig 21,000 und mehr Einwohner, welche 16 Orte und Castelle bewohnen: Subiaco, Trevi, Jenna, Cervara, Camerata, Marano, Agosta, Rocca di Canterano, Canterano, Rocca di Mezzo, Cerreto, Rocca di Santo Stefano, Civitella, Rojate, Afile und Ponza. Unter ihnen sind Trevi und Afile alte römische Colonien.

Man überblickt dieses merkwürdige Land, das obere Berggebiet des Anio, am besten von einer der Höhen des Bergs Serrone, welcher das Aniotal von dem breitern lateinischen Tal des Sacco scheidet. Die prachtvollen Gebirgsmassen umschließen ein erhaben schönes Theater; die Orte der Abtei stehen daselbst, mit Ausnahme des am tiefsten gelegenen Subiaco, auf den scharfen Felsenkanten der Gebirge, grau wie das um sie her

aufragende Kalkgestein. Ihre bizarre Bauart, ihre Einsamkeit in der romantischen Wildniß, Tracht, Sprache und Sitten der Bewohner machen sie sehr merkwürdig. Aber die Armut dieser Bergbewohner ist erschreckend; ihre Nahrung, oft nur auf das schlechteste Maisbrot beschränkt, ist unsicherer als die der Thiere des Feldes, für welche die Natur reichlicher gesorgt hat. Ich sah nie in Italien ein größeres Elend als in einigen jener Orte; und man muß in die wüsten Steinhütten dieser Bergcolonen dringen oder sie sehen, wenn sie unter dem melancholischen Gesang ihrer Ritornelle die Erde graben, oder über die Felsen, angestrengter als das Maulthier, ihre Lasten tragen, um sie zu beklagen. In ihren Lumpen und auf den fieberblassen Gesichtern liest man die Geschichte des Feudalismus der Mönche und der Barone sicherlich besser und deutlicher, als sie der Geschichtschreiber aus den Chroniken dürftig zusammenstellen kann.

Erquicklicher als die politische Geschichte des Klosters wird dem Leser eine Schilderung von dessen Merkwürdigkeiten sein, welche den Blick von dem Elend des Volks entfernen und in andere Richtungen hinüberziehen. Denn während der Vasall frohndete und Hunger litt, saß der wolgenährte Mönch in seinem Kloster und schmückte dies mit heitern und kunstvollen Gebilden, Denkmälern der alten Zeiten, wofür wir ihm manches zu gut halten müssen.

Es gibt zwei Klöster der Benedictiner in Subiaco, welche beide unter demselben Abt stehen und eine einzige Körperschaft ausmachen. Das erste führt den Titel der Sta. Scholastica, das zweite ist vorzugsweise Benedict

geweiht, und heißt auch „die heilige Grotte“ (sacrum specus). Beide liegen außerhalb der Stadt hoch über dem rechten Ufer des Anio und in der Wildniß der Berge. Das Kloster der S. Scholastica, das man zuerst ersteigt, ist das älteste und das Hauptkloster, eine bizarre und malerische Masse von Gebäuden, aus dem braungelben Kalkgestein des Orts. Ein viereckiger römischer Turm, vom Abt Humbert im Jahr 1053 errichtet, erhebt sich über denselben. Das Gemisch von römischer und gothischer Stilart in Fenstern und Nischen läßt verschiedene Epochen des Baues erkennen; aber im ganzen gibt es nur noch einige Reste der ältern Zeit, namentlich in den Höfen. Denn das Kloster wurde mehrfach erneuert, und seine heutige Kirche ist ein moderner Bau des vorigen Jahrhunderts. Aus ihm schreibt sich auch die Façade des Convents her, und der zweite oder innere Hof von römischen Bogen und Pfeilern gehört dem 17. Jahrhundert an. Er ist öde und wüst, und zeigt auf den ersten Blick den Verfall. Einige moderne Malereien auf Wänden oder Pfeilern im schlechten Zustand und von mittelmäßiger Kunst erinnern an die Geschichte der Abtei; es sind die lebensgroßen Figuren von Päpsten und von Fürsten, die einst dies Kloster besucht haben; unter letztern der Kaiser Otto III. und die Kaiserin Agnes. Inschriften enthalten das Register aller Orte, die einst die Abtei besaß.

Von hier tritt man in einen kleinen Zwischenhof, unmittelbar vor dem Eingang in die Kirche. Er ist durch einige Reste gothischer Architektur merkwürdig, namentlich durch einen großen gereiften Bogen aus Stein, wel-

cher mit vielen kleinen Steinfiguren und Schnörkeln verziert ist. Hier fand ich auch das älteste Denkmal, was überhaupt die S. Scholastica besitzen mag; ein in einen Pfeiler eingemauertes Marmorrelief aus dem Jahr 981, der Periode der deutschen Ottonen und der tiefsten Barbarei Roms, mag man auf die Geschichte des Papsttums überhaupt, oder im besondern auf Kunst und Wissenschaft Rücksicht nehmen. Das Relief spricht den rohen Charakter der damaligen Sculptur deutlich aus. Es ist ein Viereck von einigen Fuß Breite und Höhe, und enthält folgende, im Mittelalter in ähnlicher Weise hie und da angewandte Vorstellung. Auf einem rohen Pflanzenschaft erhebt sich eine Vase; zwei langohrige Thiere sind mit allen vier Füßen von jeder Seite an den Schaft aufgestiegen, aus dem Gefäß zu trinken. Ihr Aussehen ist so sehr fabelhaft, daß ich mir nicht zu entscheiden getraue, ob sie Wolf und Hirsch, oder Fuchs und Hund, oder andere Thiere vorstellen. Es sitzt auf dem Rücken eines derselben noch ein pickender Vogel. Das Ganze umgeben roheste Steinverzierungen. Diese Sculptur, vielleicht römische Arbeit, ist merkwürdig wegen ihres hohen Alters; und überdies enthält der Leib eines der Thiere die alte Inschrift, welche sagt, daß Benedict VII. die um seine Zeit erbaute Klosterkirche am 4. December 981 geweiht habe. Sie lautet:

EDIFICATIO UIUS ECLE SCE SCOLASTICE TEMPORE DOMNI BENEDICTI VII. PP AB IPSO PPA DEDICATA Q. D. S AN AB INCARNATIONE DNI CCCCCCCCCLXXXI M. DECB. D. IIII. INDICTIONE VIII.

Ueber dem Relief befindet sich eine zweite verstümmelte Inschrift, von der ich den Anfang nicht habe entziffern können. Ihm gegenüber liest man, neben der Kirchenthür, die Inschrift aus der Zeit des Papsts Leo IX., von der ich schon gesprochen habe.

Die Kirche selbst (ihr ursprünglicher Bau war von Benedict VII. geweiht worden) ist jetzt modern und reizt uns daher nicht. Aber zu ihrer rechten Seite tritt man in den eigentlichen Klosterhof, einen viereckigen Raum um einen Brunnen, von jenen kleinen Säulenstellungen und Rundbogen, wie sie mehrere Klöster Roms aufweisen: ein Werk aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, Denkmal des mächtigen Abts Lando und der berühmten römischen Künstlerfamilie der Cosmaten. Die Hexameter über dem Haupteingang sagen:

Cosmus et Filii Lucas et Jacobus alter
Romani Cives in Marmoris arte periti
Hoc opus explerunt Abbatis Tempore Landi.

Gleichwol waren diese würdigen Meister glücklicher in ihren Grabmonumenten und Tabernakeln als in dieser Architektur, die keineswegs die reizenden Verhältnisse des Klosterhofs der Benedictiner von S. Paul bei Rom hat. Die Säulen (je eine gewundene Doppelsäule zwischen zwei einfachen) sind kunstlos und roh, ihre Capitäler schlecht und balkenartig, und weder Musive noch Steingebilde verzieren irgend Bogen und Gesims. Die Kunst scheint sich hier der Campagna anbequemt zu haben.

Und dies sind überhaupt die einzigen oder bedeutendsten Altertümer des Klosters, ein dürftiger Ueberrest so

langer und reicher Vergangenheit, aber durch die häufigen Verwüstungen erklärlich. Die Klostergebäude, im Innern geräumig, mit vielen Corridoren, Zellen, Gemächern und Sälen des verschiedenartigsten Gebrauchs, sind schmucklos und zum Teil neu. Ich betrat mit Verlangen nur das Archiv und die Bibliothek der Benedictiner; die wolregistrirten Schränke, die jenes anfüllen, bergen reiche Schätze aus dem Mittelalter von Latium. Einige stehen der Benutzung frei, aber andere sind tiefer verschleiert als das Bild zu Saïs; und selbst Muratori's Zauberrute war es verwehrt, diese Fundgrube ganz zu öffnen. Von hohem Werth ist das Regestum insigne veterum monum. Monast. Scholastici, in Pergament, eine Sammlung von Documenten vom 9. Jahrhundert abwärts. Aeltere Urkunden über dies Jahrhundert hinaus fehlen gänzlich, und sie mögen in den Zerstörungen des Klosters ihren Untergang gefunden haben. Keine der Chroniken von Subiaco ist dem Druck übergeben, mit Ausnahme der kleinen und anonymen Chronik, welche nur bis zum Jahr 1390 reicht und von Muratori edirt ward. Man verwehrte ihm den Druck der ausführlicheren Chronik, die ein Deutscher von Trier und Mönch jenes Klosters im Jahr 1629 zusammenschrieb: Chronicon Sublacense P. D. Cherubini Mirtii Trevirensis anno Dni 1629 (in der Arca VI, Nr. 11). Die Mönche verstatten indeß die Einsicht in dies Werk. Es ist umfassender als die ältere, ebenfalls ungedruckte Chronik des Wilhelm Capisacchi von Narni aus dem Jahr 1573, aber keineswegs eine ausgezeichnete Arbeit, vielmehr nur Compilation, ohne Urkunden-Apparat. Die Geschichte der Abtei

liegt daher noch in jenem Archiv begraben; sie schrieb freilich neuerdings der Kanonikus Janucelli, aber auch dies Werk ist unwissenschaftlicher Art. Es überraschte mich übrigens, in Subiaco ein Manuscript vom Jahr 1833 in die Hände zu bekommen, welches eine ziemlich genaue Geschichte der Abtei enthält. Der Verfasser ist Livius Mariani, ein Bürger von Subiaco, der vor kurzem als Fuoruscito in Griechenland starb. Er schöpfte aus jenen Chronisten und benutzte einige Documente, und auch dies im liberalen Geist geschriebene Werk von 492 Seiten ist nur in einem einzigen Manuscript vorhanden. Ich verdanke ihm die meisten Nachrichten, die ich oben gegeben habe.

Die Bibliothek ist klein, aber durch jene ältesten Drucke der deutschen Buchdrucker merkwürdig, von denen ich schon berichtete. Ich nahm die ehrwürdigen, sehr gut und klar gedruckten Folianten mit Freude aus den Händen eines Landsmanns, eines jungen deutschen Benedictiners. Am Schluß des Lactantius steht: Lactantii Firmiani de divinis institutionibus adversus gentes libri septem, nec non ejusdem ad Donatum de ira Dei liber unus, una cum libro de opificio hoīs ad Demetrianum finiunt. Sub anno Dnī MCCCCLXV pontificatus pauli papae. Anno ejus secundo. Indictione XIII. die vero antipenultima mensis Octobris. In venerabili monasterio Sublacensi. Deo gratias — ein schlichter Freudenausruf der trefflichen Buchdrucker, welche aus Bescheidenheit nicht einmal ihre Namen nannten. Er erinnerte mich an den guten alten Spruch, womit Griechen wie

Lateiner des Mittelalters die Mühe ihrer Arbeit am Schluß der Manuscripte zu krönen pflegen:

ὥσπερ ξένοι χαίρουσι πάτριδα βλέπειν,
οὕτως καὶ ἅ γράφουσι τέλος βιβλίου·

Das Kloster der S. Scholastica zählt noch heute gegen 70 Brüder, darunter mehrere Deutsche. Der gegenwärtige Abt Don Petro Casaretto hat es strenge reformirt, und man sagte mir, daß die Mönche auf magere Kost gesetzt seien. Indeß habe ich auch in die ansehnliche und hochgewölbte Küche hineingesehen, und ein lieblicher homerischer Fettgeruch, der daselbst verbreitet war, schien mir nicht gerade nach der pythagoräischen Regel Benedict's zu duften, welche die animalische Speise verboten hatte.

Wir steigen jetzt zu dem eigentlichen Heiligtum der Benedictiner empor, jenem kleinern und zweiten Kloster, welches um die Mitte des 11. Jahrhunderts über der Grotte Benedict's erbaut wurde und deshalb il sacro speco genannt wird. Die Mönche von Monte Casino haben im Jahr 1688 die Straße angelegt, die über die Felsen zur Grotte hinaufführt, ein beschwerlich steiler Weg, aber reich an entzückenden Aussichten. Denn indem man über dem tief unten rauschenden Anio emporklettert, blickt man dort auf das schöne Tal von Subiaco hinunter, hier aber in die große Schlucht des Anio; in der Ferne, wo sich dieselbe zu schließen scheint, sieht man das Felsenstädtchen Jenne, den Geburtsort des Papsts Alexander IV. und des Abts Lando aus der Familie der Grafen von Segni. Unmittelbar vor der heiligen Grotte

tritt man in einen schwarzen, schattigen Eichenhain, der vielleicht schon den Einsiedler Benedict umfangen hatte, und welcher nun wie ein Götterhain der Alten die Nähe eines Mysteriums verkündigt.

Die kleinen Klostergebäude und Kirchen, nach und nach über der Grotte errichtet, sind an schwindelsteiler Felsenwand angeklebt, ein originelles Gemisch verschiedener Stile, und schon von außen hie und da mit Farbengemälden geziert. Man geht über eine gemauerte Brücke, die im Mittelalter als Zugbrücke benutzt werden mochte, und tritt hierauf in eine lange und schmale Galerie, die in das Innere führt. Sie ist mit guten Gemälden der vier Evangelisten aus jüngerer Zeit geschmückt, und einige Sprüche auf den Wänden unterhalten angenehm. Man liest hier: Peccare pudeat, corrigi non pigeat — und dort die geistreichen Distichen:

Lumina si quaeris Benedicte quid eligis antra?
Quaesiti servant luminis antra nihil.
Sed perge in tenebris radiorum quaerere lucem,
Nonnisi ab obscura sidera nocte micant.

Darunter steht geschrieben: D. O. M. ordinis S. Benedicti Occidentalium Monachorum Patriarchae cunabula.

Man atmet hier unwillkürlich Geist des Mittelalters, dessen mystischen Charakter jene Verse so völlig aussprechen. Und in Wahrheit, ich glaubte in das geheimnißvolle Wesen jener merkwürdigen Zeiten tief versenkt zu sein, als ich aus der Galerie in die erste kleine Kirche trat und mich plötzlich in einem kleinen Dom mit reizender gothischer Säulenarchitektur befand, und von Wänden und Decke das Gewirr bunter, hie und da schon ge-

schwärzter Fresken herabschimmerte. Unsichtbare Mönche im Chor sangen eben die Vesper; ihre kraftvollen Baßstimmen schallten feierlich und gemessen durch das Dämmerdunkel der Kirche, und die Pausen ihrer Litaneien wurden durch das heisere Gekrächz von Raben ausgefüllt. Denn drei junge Raben ernährt man hier im Klosterhof zum Andenken an S. Benedict, und es scheint, daß die Zahl dieser lebendigen Symbole des Ordens nicht überschritten werde.

Eine Beschreibung des Klosters, welches durch seine Gemälde berühmt ist, zu geben, ist schwer. Der kleinen Tempel und Kapellen sind viele und von labyrintischer Anlage, weil diese sich dem Bau der Felsenhölen anbequemt. Sie sind teils in und aus den Grotten selber erbaut, deren nacktes Gestein bisweilen sichtbar wird, teils hat man sie an die Felsenwand angelehnt, und man steigt daher von einer Kirche in die andere auf Stufen hinab und glaubt sich in den wunderlichsten Bergkatakomben zu befinden, welche, mit Farben überladen, von Altarkerzen funkeln. Es gibt aber der Gemälde unzählige, denn man sieht keine Decke oder Wandfläche in diesen Krypten, die nicht mit Fresken verziert wäre. Sie stellen das Leben und die Wunder Benedict's dar, beziehen sich auf die Geschichte des Klosters und enthalten Scenen aus dem Leben anderer Heiligen oder allegorische Darstellungen. Die Geschichte des Mönchtums hat im Leben Benedict's ihr Heldenepos aufgestellt, und es liegt den romanischen Rittersagen völlig parallel. Nicht blutig und grell wie die Legenden der Märtyrer des mit dem Heidentum kämpfenden Christentums, sondern von

einer milden Phantasie durchdrungen, durch Zeit und classische Lokale bedeutend und anziehend, entfaltet es einen großen Reichtum von angenehmen Bildern. Ich finde sogar, daß die Wunder Benedict's mehr Poesie haben, als die meisten andern Thaten der Heiligen. Die Liebe zwischen Bruder und Schwester mildert den rauhen Egoismus eines weltabgeschiedenen Einsiedlerlebens; sie stellt sich schön und religiös in Benedict und Scholastica dar, und ihre Abenteuer, Einsamkeit, Wanderung über die Berge, Zerstörung alter Heidentempel, der Bau von Klöstern bieten reichen Wechsel dar. An den Meister schließen sich ebenso schön die Jünger, vor allen Placidus, der Apostel Siciliens, und Maurus, der Apostel Frankreichs, und sie leiten die Phantasie aus der engen Anachoretenwildniß wieder in eine bedeutende geschichtliche Ferne. Es eignete sich daher Benedict's Leben sehr wol zu malerischer Behandlung; und so hat diese große Romanze des Möndtums (sie wirkte wol auf die Poesien vom Graal und vom Titurel ein) hier in Subiaco ihre classische Darstellung gefunden.

Ganz Latium hat nichts aufzuweisen, was jenen Gemälden gleichkäme, außer, in gewissem Betracht, die Malereien in der Krypte des Doms zu Anagni. Für die Geschichte der Kunst ist ihr Studium von Nutzen, weil diese Fresken verschiedenen Stilen angehören, dem strengen Byzantinismus, der Zeit Cimabue's und Giotto's, und dem 15. wie dem 16. Jahrhundert. Ich werde nur Einzelnes und Bedeutenderes herausheben.

Die erste kleine Kirche im gothischen Stil, nach einer dortigen Inschrift vom Abt Johann V. um 1116 aus-

gebaut, wurde von Johann VI. um das Jahr 1220 mit Fresken geschmückt. Sie bedecken im eigentlichen Sinn des Worts die Wände, Malereien, deren ursprünglicher Charakter leider sehr gelitten hat. Obwol sie hart und in der Zeichnung ungeschickt sind, zeigen sie doch ein auffallend frisches Leben naiver epischer Volkskraft des Chronikenstils in der Malerei, wenn man diesen Ausdruck gestatten will. Zur rechten und linken stellen sie in ungeteilter Zusammenstellung viele Scenen aus dem Leben Christi dar, darunter seinen Einzug in Jerusalem, ein Gemälde von sehr figurenreicher Composition, ferner seine Leiden und die Begebenheiten nach seinem Tod. Sie sind zum Teil gänzlich geschwärzt, doch glücklicherweise durch Restauration viel weniger verdorben als die Gemälde, welche sich auf S. Benedict beziehen. Unter diesen stellt ihn eins vor, wie er sich in den Dornen wälzt, die lockende Phantasie eines schönen Weibes aus Rom zu verscheuchen, und in einem andern sieht man ihn in der Grotte die Regel schreiben, und liest dabei dies alte leoninische Tetrastichon:

Hic mons est pinguis, multis claruit signis,
A Domino missus sanctus fuit Benedictus,
Mansit in cripta, fuit hic nova Regula scripta.
Quisquis amas Christum talem sortire Magistrum.

Es schließt diese Vorkirche eine kleine Tribüne, die durch das nackte Gewölbe des Felsens gebildet wird; vor ihr stehen, als am Ende des Kirchenschiffes, drei Spitzbogen auf den zierlichsten Säulen, gleichsam den Triumphbogen bildend, dessen Lunette die Porträts der Aeltern Benedict's, des Probus und der Abundantia, zieren.

Dahinter ein kleiner Altar sammt Tabernakel, die einzige alexandrinische Arbeit, die ich im ganzen Kloster fand, wo das Musiv, im Widerspruch zu jener Zeit, von der Frescomalerei völlig verdrängt worden ist.

Eine Reihe von sehr kleinen Kapellen führt sodann in das tiefer gelegene Innere; sie bilden einen kurzen und schmalen Gang, gleichsam das Querschiff der Kirche. Auch hier sind alle Wände mit Gemälden bedeckt; aber leider hat man sie vor kurzem so schonungslos restaurirt, daß sie ganz grell und bunt heraustreten. Es sind Einzelbilder oder kleinere Compositionen. Man sieht Benedict mit seiner Schwester speisen, den Tod dieser Heiligen, den Tod des Placidus und des Maurus. Auch findet man dort einen antiken Kindersarkophag, welchen anmutige Reliefs von Vögeln umgeben, über einer kleinen Säule als Wasserbecken aufgestellt.

Eine Treppe führt in die besonders merkwürdige Unter- oder Mittelkirche. Auch hier sind alle Wände mit Gemälden bedeckt, und einige Inschriften haben uns sowol Epoche als Namen der Maler aufbewahrt. Man liest in gothischen Charakteren: Magister Conxolus pinxit hoc opus; anderswo: Stamatico Greco Pictor perfecit A. D. MCCCCLXXXIX. Conxolus malte am Anfang des 13. Jahrhunderts, also noch vor Cimabue, und ehe sich die italienische Malerei von dem typischen Charakter des byzantinischen Stils lossagte. Vielleicht war er derselbe Maler, welcher die Vorhalle von S. Lorenzo vor Rom unter Honorius III. mit Wandgemälden schmückte; denn beide Arbeiten, sowol in Subiaco als in Rom, gehören derselben Zeit und Art an. Conxolus' Gemälde,

und es rühren wol die meisten Fresken in jenem Kloster von ihm her, haben noch die griechische Manier, aber keineswegs in ihrer ganzen Strenge und steifen Magerkeit. Man findet unter ihnen ganz vortreffliche Gestalten von edeln Formen und einer Einfachheit der Gewänder, die ans Antike streift. Jedenfalls ist dieser alte Meister, dessen Name (von κομψός?) einen Griechen zu verraten scheint, von Bedeutung, und vielleicht malte er, wie die Cosmaten, seine Namensverwandten (κοσμήτης) und Zeitgenossen meißelten, so in Rom wie in Subiaco und in der Krypta des Doms von Anagni.

Es gibt in jener Unterkirche von Subiaco Gemälde der verschiedensten Vorstellung; die meisten indeß beziehen sich auf die Geschichte des Klosters. Unter der Treppe sieht man z. B. den Papst Innocenz III. dem Abt Johann VI. ein Diplom überreichen; und Gregor I., welcher dem Abt Honoratus die Schenkungsurkunde einhändigt. Auf das Leben Benedict's beziehen sich mehrere: eins, welches ihn mit seiner Amme darstellt, ist durch die schöne und anmutige Gestalt des Weibes und die sehr gute Gewandung besonders ausgezeichnet. Ein anderes stellt seinen Tod höchst originell vor: der Heilige liegt in schwarzer Kutte auf dem Lager; aus seinem Munde führt ein Lichtstral auf die kleine und nackte Puppengestalt seiner Seele, welche ein geflügelter Engel bereits in den Händen hält. Der Engel ist von sehr gutem Ausdruck, mit streng griechischem Profil und den mandelförmig geschlitzten Augen; die sanfte Neigung der Häupter, schon lange vor Giotto ein charakteristischer Ausdruck des Graziösen, erinnert lebhaft an die besten Katakomben-

gemälde. Dies merkwürdige Bild von brauner Mittelfarbe ist glücklicherweise nicht retouchirt worden. Ihm ähnlich an kindlicher Naivetät sind noch mehrere andere Gemälde, die ich übergehen muß. Nicht alle sind von demselben Meister, und es finden sich auch einige, die ohne Zweifel schon dem 11. Jahrhundert angehören, da sie den schlechtesten Byzantinismus der Formen festhalten; so die kolossalen Deckengemälde, Apostel und Heilige vorstellend, und in grellem Widerspruch zu den Fresken auf den Wänden stehend. Sie sind obenein auf das ungeschickteste angefrischt worden.

In derselben Mittelkirche befindet sich auch die Grotte Benedict's. Sie erinnerte mich lebhaft an die berühmte Grotte der heiligen Rosalia auf dem Berg Pellegrino bei Palermo. Denn hinter einem reichgeschmückten Altar sieht man die marmorne Figur des jungen Benedict knien, im Gebet vor dem Kreuz niedergeworfen; sie ist ein nicht schlechtes Werk aus der Schule Bernini's, und obenein wird ihre Wirkung durch das Halbdunkel der Höle erhöht. Freilich hat hier alles einen spielenden Charakter; die Kleinheit und Zierlichkeit dieser flimmernd bunten Kirchlein, Kapellen und Grotten gleicht einem niedlichen Phantasiespiel, wie ich es in ähnlicher Weise auf dem Gebiet religiösen Vorstellens nicht wieder gefunden habe. Es ist ein illustrirtes Bilderbuch von Legendenpoesien, welche unblutig und schmerzlos, aber phantastisch sind, wie das Leben von frommen Anachoreten in der grünen Wildniß und unter den Vögeln des Feldes. Die Religion tritt hier als ein Märchen auf, und bringt nur eine dem entsprechende Stimmung hervor. Dies ist ent-

schieden der Charakter jenes Klosters, insofern höchst merkwürdig und vielleicht einzig in seiner Art. Nirgends wird hier der Geist zum Ernst gestimmt; nicht einmal in jener heiligen Grotte kann selbst das gläubigste Gemüt des Katholiken von Ehrfurcht oder von religiösem Schauer durchdrungen werden. Die Künstler, welche dies etwa durch einige schwermütige Gemälde erregen wollten, wurden um die feierliche Wirkung sofort betrogen, und die reizende Spielerei des Ganzen um sie her scheint ihre Phantasie selbst geneckt zu haben.

Dies merkte ich an zwei Frescobildern, welche sich dort an den engen Wänden gegenüberstehen, wo neben jener Grotte eine Treppe in die unterste Kapelle hinabführt. Sie stellen den Triumph des Todes nach den bekannten Canzonen des Petrarca dar: der auf einem Pferde reitende Tod sprengt über Leichen fort und erschlägt mit dem Schwert einen Jüngling, der sich mit seinem Gefährten unterredet. Gegenüber drei offene Särge; in dem ersten liegt ein ebenverstorbenes junges Weib; in dem andern erblickt man ihre Leiche in ekelhafter Verwesung; in dem dritten endlich ist sie als völliges Skelett dargestellt. Ein Greis deutet auf diese Stufen des Nichts, indem er drei schöne Jünglinge zu belehren scheint, welche, in vornehmer Tracht und Falken auf den Händen tragend, mit trauervollem Ernste dastehen. Der Meister dieses merkwürdigen Gemäldes (es hat leider sehr gelitten) ist nicht bekannt; es scheint, daß er der Zeit Ghirlandajo's angehört. Von derselben Hand mag der bethlehemitische Kindermord über eben derselben Treppe herrühren. Die Handlung ist auf das einfachste

und schönste so entwickelt: eine Gruppe von Müttern, ihre Säuglinge in den Armen, ängstlich und liebevoll sie an die Brust drückend; es bewegen sich gegen sie Krieger, lebhaft mit gezücktem Schwert. Ich habe diese greuelvolle Scene, ein Lieblingsgegenstand der Malerei aller Epochen, nie so fein und mit so künstlerischem, ja dramatischem Gefühl behandelt gefunden; und man lobe den Verstand des Künstlers in Erinnerung an die schonungslose Metzgerscene des Kindermords, wie sie auf den Tapeten im Vatican abgebildet ist. Der Maler in Subiaco wußte, daß er nur dann rühren konnte, wenn er das Unmenschliche ahnen oder fürchten ließ. Die Ausführung des Bildes ist sehr im kleinen.

Ich fand daselbst noch einige andere originelle Vorstellungen, besonders zwei Figuren des S. Stephan und des S. Laurentius. Der erste Heilige wird gesteinigt; wunderlicherweise hat der Maler oder eine spätere Restauration wirkliche Steine in das Gemälde eingefügt, und er scheint in solchen Eifer geraten zu sein, daß er sich selbst den Nimbus des Heiligen materiell vorstellte, indem er ihn durch einen derben Steinwurf zerschlug. Laurentius ist eine anmutige Jünglingsgestalt; mit seiner reichen Diakonengewandung bekleidet hält er die Palme in der Rechten, das Buch in der Linken, und er steht aufrecht auf dem Rost.

Ich füge noch hinzu, daß man aus der ebenbeschriebenen Kapelle in die letzte, sehr kleine Grotte hinabsteigt. Man sagt, Benedict habe daselbst seine Schüler in der Schrift unterwiesen. Ihre Wände sind mit Stuck bekleidet und zeigen noch Reste sehr alter Malerei.

Und dies sind die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten jenes Klosters. Doch wollen wir nicht vergessen, uns noch den obern Hof anzusehen. Denn von hier hat man den besten Anblick der gigantischen Felswand, unter welcher alle diese Heiligtümer aufgebaut sind. Sie fällt lothrecht herab, ja sie scheint über das Kloster herstürzen zu wollen; es steht aber glücklicherweise im Hof die Figur des Heiligen, welche die Rechte abwehrend gegen diesen Fels ausstreckt und die Worte ausruft: Ferma, o rupe, non danneggiare i figli miei! Stehe still, o Fels, beschädige meine Kinder nicht! Als ich in diesen Hof trat, fand ich zu Füßen der Figur sämmtliche drei Raben sitzen und kläglich krächzen. Diese unheimlichen Vögel mit ihren Baßstimmen und ihren schwarzen Benedictinerkutten erschienen mir als sehr originelle Attribute des Heiligen, wie in der Mythologie der Alten andere Vögel andern Göttern beigesellt sind. Die Raben spielen mehrfach eine Rolle in der Geschichte Benedict's; ich habe schon gesagt, daß sie ihn auf seiner Wanderung von Subiaco nach Monte Casino begleiteten, und der Leser mag wissen, daß sie ihm zuvor das Leben retteten. Denn als der Feind Benedict's ihm einst einen vergifteten Kuchen schickte, trugen sie diesen in die Felsenwüste fort. Es schien mir überhaupt der Bergrabe ein wahrer Mönchsvogel zu sein, und jedenfalls ist er ein besseres Attribut als der Hund mit der Fackel im Maul, welchen sich die Dominicaner zum Symbol erwählt haben.

Ich wurde noch an einer andern Stelle an das Altertum oder vielmehr an einen berühmten Namen erinnert. Es gibt nämlich am Kloster ein Felsengärtchen, welches

voll von Rosen ist. Ehedem waren sie Dornen, und ebendieselben, in welchen sich Benedict nackten Leibes wälzte. Als im Jahr 1223 der berühmte Gründer des Franziscanerordens Subiaco besuchte, pfropfte er jenen Dornen Rosen ein, und deren Nachkommen stehn noch heute in üppiger Blüte. Man entdeckte mit der Zeit an diesen Rosen Wunderkräfte. Ein Mönch sagte mir ernsthaft, daß sie, zu Pulver gerieben und verschluckt, jede Heilung von Krankheit oder Zauberei bewirkten. Ob sie auch die köstliche Eigenschaft der Rosen des Apulejus besitzen, sagte mir der treffliche Mönch nicht, und war auch sonst nicht wahrzunehmen.

Aus der Campagna von Rom.

1856.

Das Land, welches mit dem Namen Campagna von Rom bezeichnet wird, hat einen engeren oder weiteren Begriff, je nachdem man es geographisch beschränkt oder ausdehnt. Zunächst nennt man Campagna jene öde und großartige Landschaft, welche sich rings um die Mauern Roms verbreitet, und vom Tiber und Anio durchflossen wird. Man dürfte ihren Umkreis durch folgende bekannte Punkte obenhin bezeichnen: Civitavecchia, Tolfa, Ronciglione, der Soracte, Tivoli, Palestrina, Albano, Ostia. Im weitern Sinn dehnt sich die Campagna bis gegen das Königreich Neapel und seine Gränze, den Liris oder Garigliano, aus, von welchem Fluß weiter bis zum Sarnus, der sich bei Pompeji in das Meer ergießt, jene andere Campania gerechnet wurde, heute die schöne Provinz Campanien mit der Hauptstadt Capua.

Die Campagna von Rom ist also nichts anders als das Land Latium, welches durch den Tiber von Tuscien geschieden wurde. Seit Constantin dem Großen kam der Begriff Latium außer Gebrauch, indem sich der Name Campania dafür an die Stelle setzte, und dieser bezeichnete im Mittelalter einen großen Teil des sogenannten Ducatus Romanus.

Dies Land wird seit mittelalterlichen Zeiten in zwei Hälften geteilt, die Campagna, welche das Innere, und die Maritima, welche die Strecke längs des Meeres bis Terracina begreift. Von Natur sondert es sich durch Gebirge und Ebenen in bestimmte Gliederungen. Es sind darin drei Ebenen zu unterscheiden: die eigentliche Campagna der Stadt, welche Tiber und Anio durchziehen, die Sabiner und Albaner Gebirge, die Berge von Ronciglione und das Meer begränzen; ferner die große Ebene zwischen den Albaner- und Volskerbergen auf der einen, dem Meer auf der andern Seite, worin die pontinischen Sümpfe sich befinden; endlich tritt die innerste dieser Campagna-Ebenen hervor. Sie ist das Tal des Sacco, der zwischen den Bergen der Volsker und der Aequer und Herniker fließt, und nach kurzem Lauf bei Isoletta unterhalb Ceprano in den Liris mündet.

Aus diesem herrlichen Land Latium will ich meinen Lesern erzählen, von denen viele, wenn sie überhaupt, statt die Straße über Terracina nach Neapel zu wählen, den Weg über Frosinone und San Germano gemacht haben, der Schönheiten dieses Sacco-Tals und der es einschließenden Gebirge sich erinnern werden. Zwei Orte in demselben will ich auswählen, um die Schilderungen daran zu knüpfen: Genazzano, einen berühmten Wallfahrtsort am Eingang des Tals, und Anagni, die alte Residenz vieler Päpste aus dem Mittelalter. Ich verlebte viele friedliche Wochen in Genazzano, und benutzte diese Zeit, die lateinische Campagna kennen zu lernen, und ihre Oerter und Gegenden für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter mir deutlich zu machen. Ich befand

mich also in einem Mittelpunkt dieser Geschichte, im Erbland jener großen Familie Colonna, welche darin so bedeutend aufgetreten ist, und wie schon gesagt, in einer der Residenzen mittelalterlicher Päpste, von denen es genügt, den Namen Bonifacius VIII. zu nennen, um für das Local sofort ein lebhafteres Interesse zu erwecken. Aber es fürchte der Leser nicht, daß ich ihn mit allzuviel Namen oder Untersuchungen belästigen werde. Freilich verdienten jene Gegenden einmal eine genauere und angenehmer zu lesende Darstellung als wir sie von Gell oder von Nibby haben; und sie würden jede Mühe reichlich belohnen, wenn man die Streifzüge bis Anticoli, bis Alatri und Veroli, bis Sora und Arpino, dem Vaterland des Cicero und Marius ausdehnt, und alle jene wilden und schönen Berge und Täler darin begreift, die unter dem Namen des Ciociaren-Landes verstanden werden.

Man fährt von Rom nach Genazzano auf dem labicanischen Wege, aus der Porta Maggiore, von welcher ehedem die alten Straßen Labicana und Pränestina ausgingen. Von ihnen hat sich nur die Labicana behauptet, eine große Straße, die im Altertum unterhalb Anagnium in die Via Latina mündete, und also das Tal des Sacco (Trerus) durchziehend bei Ceprano (dem alten Fregellä) über den Fluß Liris fortging. Wer heutigen Tags aus jenem ehrwürdigen Tor Roms hinausfährt, wird eines neuen Schauspiels genießen; den̄ dort liegt der provisorische Bahnhof der eben erst eröffneten ersten Eisenbahn Roms oder des Kirchenstaats, welche nach Neapel führt. Seine unansehnlichen Gebäude verstecken sich an den

gigantischen Bogen der alten Claudinischen Wasserleitung. Es ist, als scheute sich die modernste Erfindung der Cultur neben diesen riesigen Ruinen des Römertums aufzutreten, welche sie doch selbst an Genie so weit überragt, daß sie ein Plinius und Trajan oder Marc Aurel mit demselben Erstaunen würde betrachtet haben, mit dem heute ein Schafhirt Latium's eine schnaubende Locomotive fortrennen sieht. Und es gibt, wenn man die schönste Eisenbahnstrecke der Welt, jene von Neapel nach Pompeji ausnimmt, kaum einen auffallenderen Gegensatz der Culturepochen als jenen, welchen die erste Eisenbahn Roms darbietet, wenn man den Bahnzug an den moosigen Bogen der Aqua Claudia, und über die melancholische Campagna zwischen alten Römergräbern und einsamen Türmen des Mittelalters dahinjagen sieht.

Links drei Miglien von Rom Torre Pignatara, das Grab der Helena, der Mutter Constantin's; sechs Miglien weiter die Brücke über den Bach Marrana (Aqua Crabra) und dabei Torre Nuova, Castell und Landgut des Fürsten Borghese, mit majestätischen Pinien, wohin die Archäologen, Papinia, die Villa des Attilius Regulus, zu versetzen sich die Freude machen — eine Freude, die wir ihnen nur durch ein Lächeln verkümmern, sonst nicht rauben wollen. Lacus Regillus — ja, dies ist wirklich der Regillische See, und deutlich läßt sich der Geist des Königs Tarquinius sehen, welcher uns selbst diese Wahrheit versichert. Heute ist kein Wasser darin, sondern der vulcanische Krater liegt trocken: eine nicht bedeutende kreisrunde Austiefung, die man il Laghetto, den kleinen See nennt. Es folgt die erste Station, Osteria della

Colonna, am sechzehnten Meilenstein, eine einzelne Schenke unterhalb eines vom Albanergebirg abgetrennten Hügels, auf dem sich der heutige Ort Colonna erhebt, im Mittelalter die Wiege der Familie dieses Namens. Station ad Statuas, heute San Cesario, eine einzelne Osterie zwischen Weinbergen, in einem zerrissenen Terrain, welches wegen seiner althergebrachten Räuberanfälle berüchtigt ist. Denn hier pflegen die Banditen den Diligencen in einem Holweg aufzulauern, oder herauszuspringen (saltar fuora, wie der technische Ausdruck sagt). Bei San Cesario enthüllt sich aus dem Grün der üppigen Weinberge der Ort Zagarolo, ein altes Feudum der Colonna, deren Gebiet wir mit diesem Städtchen betreten hatten. Es ist oder soll das alte Pedum sein, dessen Name den Freunden des Horaz aus der vierten Epistel an Albius Tibullus bekannt sein wird:

Albi, nostrorum sermonum candide judex,
Quid nunc te dicam facere in regione Pedana?

Von hier erreicht man, immer höher hinaufsteigend, nach wenigen Miglien den ziemlich großen Ort Palestrina, das alte berühmte Präneste der Römer, wo sich noch eine Strecke weit das polygonische Pflaster der antiken Straße erhalten hat.

Hier allerdings müssen wir eine Weile Halt machen, weil meine Leser mich tadeln würden, wenn ich sie blos an dem Namen einer so alten und merkwürdigen Stadt vorüberführte. Doch wollen wir kurz sein.

Präneste, dessen Nachfolgerin Palestrina wir als eine graue Masse von Häusern auf der schiefen Ebene eines

Kalksteinbergs vor uns liegen sehen, war einst die Gebieterin von Latium, älter als Alba Longa und Rom. Davon geben noch heute die cyklopischen Mauern Zeugniß, die sich über der gegenwärtigen Stadt in zwei Linien erhalten haben, und einst die Arx befestigten. Denn diese lag auf dem höchsten Gipfel des Pränestinischen Berges, in einer von Natur außerordentlich geschützten und kaum einnehmbaren Höhe, wo auch das Castell des Mittelalters seinen Platz nahm. Die Gründung der alten Stadt wird in die Zeit der Fabeln versetzt, und dem König Cäculus zugeschrieben, welchen Virgil (Aeneide VII, 678 ff.) mit einer ländlichen Legion auftreten läßt, unter der sich auch die Völker vom Anio, vom Hernikerland und vom reichen Anagni befinden. Präneste beherrschte die Campagna von Latium weit und breit, bis sie den Römern unterlag. Später wird sie mehrmals in der Geschichte genannt; Pyrrhus von Epirus eroberte sie, und machte hier vor Rom Halt; noch wichtiger wurde sie zur Zeit des Sulla, als sich der jüngere Marius dort zu behaupten suchte. Als Sulla nach schwieriger Belagerung Präneste eingenommen hatte, ließ er alle männliche Bewohnerschaft niedermetzeln, verpflanzte an ihre Stelle seine Veteranen, und vergrößerte den Tempel der Fortuna, eines der berühmtesten Heiligtümer Latiums, mit solcher Pracht, daß er einen Raum einnahm, der dem Umfang der heutigen Stadt gleichkommen mochte; denn diese ist auf den Fundamenten jenes Sullanischen Tempels aufgebaut. Augustus führte neue Colonisten nach Präneste, und er, wie sein Nachfolger Tiberius, wohnten in ihrer kaiserlichen Villa auf dem Gebiet der

Stadt gern und oft, weil die Lüfte hier rein und heilsam sind. Die Villa Claudia war noch in den Zeiten der spätern Kaiser ein beliebter Sommersitz, wie auch die Stadt sich im blühenden Zustand lange erhielt, bis sie in der barbarischen Zeit verfiel, und endlich ihren Namen in Palestrina änderte.

Es gibt eine Schenkungsacte vom Jahr 970, worin eben dieses Palestrina vom Papst Johann XIII. an die Senatorin Stefania als Lehen gegeben wird. Deren Enkelin Emilia (Imilia nobilissima comitissa) vermälte sich wahrscheinlich um 1050 mit dem Besitzer von Colonna, und vielleicht war ihr Sohn Pietro de Colonna, mit dem die Herrschaft der Colonnesen auch in Palestrina beginnen mochte. Wenigstens ist so viel unbestritten, daß diese Familie mit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts in jenem Gebiet mächtig wurde, und ihre Besitzungen von den lateinischen Bergen bis zum Volskergebirg und zu den Bergen der Aequer und Herniker ausdehnte. Was Palestrina betrifft, so wissen wir sein Schicksal vom Jahr 1298: Bonifacius VIII., der erbitterte Feind der Colonna, nahm ihnen diese Hauptstadt mit Gewalt, oder die darin eingeschlossenen Cardinäle jener Familie, Jacopo und Pietro und ihre Verwandten, übergaben sie ihm, ohne den letzten Sturm abzuwarten; worauf der Papst ihre Mauern und Häuser, mit einziger Ausnahme der Kathedrale des Sanct Agapitus, niederreißen, über die Trümmer Salz streuen und den Pflug führen ließ. Es stellte sich aber Palestrina wieder her; doch nur um zum zweitenmal schonungslos zerstört zu werden. Dies geschah im Jahr 1436, als der Patriarch

Vitelleschi, im Krieg mit den Colonnesen begriffen, die unglückliche Stadt eroberte und auf den Boden warf, ohne die Kathedrale von diesem Schicksal auszunehmen. Zwei Jahre später wurde auch die Burg auf dem Gipfel des Bergs niedergerissen.

Ich erwähne nicht späterer Plünderungen Palestrina's. Die Stadt, wie sie heute besteht, reicht nicht über die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hinauf. Es fuhren die Colonnesen fort sie als ihren Hauptsitz, neben Pagliano, zu beherrschen, ja, sie erlangten sogar im Jahr 1571 von Pius V. den Fürstentitel für Palestrina, verkauften die Stadt aber im Jahr 1630, Schulden halber, an Carlo Barberini, den Bruder Urban's VIII., für die Summe von 775,000 römischer Scudi. Der letzte Colonna von Palestrina war Francesco, der im Jahr 1636 starb.

Der heutige Ort ist terrassenförmig auf der Senkung des Bergs errichtet, von düsterm Ansehen, bis auf die Hauptstraße, welche, eben fortlaufend, mehrere palastähnliche Häuser besitzt. Seine Höhe nimmt der heutige Palast Barberini ein, ein großes, doch nun gänzlich wüst stehendes Prachtgebäude, im Charakter des siebenzehnten Jahrhunderts, und im Halbcirkel errichtet, so daß es an den Plan des alten Sullanischen Fortunatempels erinnern sollte, indem es, über dem Raum desselben, d. h. der heutigen Stadt sich erhebend, jenen abzuschließen scheint. In diesem Baronalpalast der römischen Luxusperiode gibt es bei so viel geräumigen Sälen, Zimmern und Logen heute nichts was des Betrachtens wert wäre, als das große Mosaik, welches, als würdiges Seitenstück zur pom-

pejanischen sogenannten Alexanderschlacht, in einem Saal aufbewahrt wird. Es stellt Scenerien aus Aegypten im ländlichen Genre und auf den Cultus bezüglich dar, in trefflicher Behandlung, sowol was die Gruppen von Priestern und Priesterinnen, von Opfernden, Kriegern, Fischern, Hirten und Jägern, als was die Darstellung von Tempeln und Landhäusern, oder Thieren betrifft. Die Zeit seiner Ausführung mag jene des Sulla, auf welchen man das Mosaik hat beziehen wollen, oder die spätere eines römischen Kaisers sein. Man fand dieses seltene Kunstwerk im Jahr 1638 in den Trümmern des Tempels der Fortuna, wo es eine Nische ausgeschmückt zu haben scheint. Die Familie Barberini hatte es in ihren Palast nach Rom gebracht, dann aber nach Palestrina zurückführen lassen, um den dringenden Bitten der Stadt zu willfahren, die sich ihres besten Kleinods würde beraubt gesehen haben.

Was übrigens den Palast von Palestrina noch mehr auszeichnet, als dieses Altertum, ist seine unvergleichliche Lage auf der Höhe, wo eine immer bewegte, äterfrische und balsamische Luft weht, und wo der Bewohner aus dem Fenster einer Aussicht genießt, deren Pracht sich nicht sagen läßt. Sie gewährt die herrlichste Uebersicht der Campagna Roms. Denn hier liegt vor dem Blick der größte Teil von Latium auf der einen, und von Tuscien oder dem Patrimonium des Sanct Peter auf der andern Seite ausgebreitet, eine große, ernste und classische Ebene, aus der sich die Berge der Lateiner und Volsker schön erheben, zwischen sich eine weite Straße öffnend, die bis ins Meer und zu den fernen Ponza=

Inseln führt; dort taucht die Weltstadt Rom aus blauen Dünsten auf; dort ragt einzeln der Soracte; neben ihm ziehen die gewaltigen Ketten der Apenninen, weiter die Massen des Sabinergebirgs in das Land hinein; links zu den Füßen das tiefe, schöne Tal des Sacco, über dem die flimmernden Berge von Montefortino und Segni emporstralen; weiter die Höhen der Serra, und die luftigen Häupter aller jener Gebirge, die vielgestaltig über Anagni und Ferentino in der sonnigen Bläue sich verlieren. Man denke sich diese Ebenen und Hügel bedeckt mit Städten und Oertern, von denen die meisten an Erinnerungen reich sind, und bald die Vorgeschichte Roms, bald die Kaiserzeit, oder das Mittelalter ins Gedächtniß rufen, und man denke sich Umbria, Sabina, Latium, das Aequerland, das Hernikerland, Etruria, die Volsker, die Albaner in einem einzigen Panorama zusammengefaßt, dessen landschaftliche Schönheit durch Meer, Gebirge und Ebene sich vollendet componirt, so mag man sich die Größe dieses Anblicks vorstellen. Wenn die Colonna im Mittelalter aus den Fenstern des alten Palasts oder Castells blickten, durften sie, indem sie ihre Besitzungen überschauten, sich als die reichsten und mächtigsten Fürsten Latiums empfinden.

Wer dieses Anblicks genießt, dieser erhabenen Landschaft, dieses azurnen Himmels und seiner klaren Lüfte, mag bei seiner eigenen innern Regung gern sich erinnern, daß Palestrina der Geburtsort jenes großen Meisters der Kirchenmusik ist, welcher von dieser Stadt den Namen trägt.

Noch weiter wird der Horizont, steigt man über dem

Palast zur uralten Burg empor. Sie krönt den Pränestinischen Berggipfel; man erreicht sie auf steilem Pfad über nacktem grauem Kalkgestein mühsam, in einer kleinen Stunde. Es war ein heißer Augustmittag, als ich ihn erklomm, und obwol die Sonne heftig brannte, fühlte ich mich dennoch leicht und wol, weil die frischen Lüfte dieser Höhe keine Ermüdung aufkommen lassen. Auf diesem Gipfel hat sich ein kleiner Ort, San Pietro genannt, angesiedelt, schon seit alten Zeiten, da schon im sechsten Jahrhundert hier ein Kloster erwähnt wird. Ihm zur Seite erheben sich die schönen Trümmer der mittelalterlichen Burg, von der noch Mauern und zersplitterte Türme aufrecht stehen, fast erstickt von der Fülle des wilden Ginsters, und ganz und gar übersponnen von üppig wucherndem Epheu. Bonifacius VIII. hatte dies Castrum Montis Penestrini, die alte Burg der Colonnesen und das Centrum ihrer Campagna-Herrschaft, niederreißen lassen; und wir lesen noch die Beschwerde der Colonna vom Jahr 1304, wo sie klagen: „auch das Castell des Penestrinischen Bergs hat er gänzlich zerstört; darin war eine herrliche Burg (Rocca nobilissima), und waren schöne Paläste, und sehr alte Mauern Saracenischer Art (Saracenico opere), und aus prächtigen Steinen gebaut wie die Stadtmauern, und ferner war darin eine sehr ansehnliche Kirche des Sanct Petrus, einstmals ein Kloster; all dies hat er mit allen übrigen Palästen und Häusern, deren es im Castrum etwa 200 gab, ganz und gar vernichtet.“ Indeß der berühmte Stephan Colonna stellte Stadt und Rocca wieder her, und noch heute liest man auf den Trümmern der Burg über dem

Tor und unter dem colonnesischen Wappen diese Inschrift:

MAGNIFICVS DN̄S STEFAN̄ DE COLVMNA REDIFICAVIT CIVITATEM PENESTRE CV̄ MONTE ET ARCE ANNO 1332.

Die Burg von Präneste ist außerdem eine der ältesten historischen Stellen Latiums, und sie mag denn der Sitz des fabelhaften Cäculus sein, dessen Name wie eine Umbildung jenes sagenhaften Königs Cocalus von Agrigent erscheint, der aus der Mythe des Dädalus bekannt ist. Der Blick von hier in die ziemlich nahen Sabinischen Berge, welche sich als eine mächtige Steinwildniß darstellen, ist groß und hinreißend.

Ich halte meine Leser nicht damit auf, sie noch in die Ruinen Präneste's zu führen, die unterhalb der heutigen Stadt in den Weinbergen überall, als Labyrinte von Gewölben und Kammern, zu Tage kommen, und noch eine reiche Ausbeute von Altertümern versprechen; denn solche Untersuchungen sind ermüdend, und in der Regel nicht allzu fruchtbar.

Palestrina hat übrigens zwei namhafte Geschichtschreiber, den Cecconi und den Petrini, dessen Memorie Prenestine für die Geschichte des römischen Mittelalters und der Campagna von großem Wert sind.

Gleich unterhalb der Stadt führt der Weg durch eine schöne Bergschlucht im herrlichsten Grün von Castanien fort; es ist das Bett eines Bachs, zu beiden Seiten von Bergwänden eingeschlossen, welche dem Blick keine Freiheit geben. Endlich öffnet es sich nach drei Miglien des

angenehmsten Wegs auf eine große und malerische Brücke, die über einen der Quellflüsse des Sacco führt, und vor uns liegt auf schwarzen Tufwänden der finstere und bizarre Ort Cave auf hohem Hügel, welchen rings Weinberge und Gärten umkränzen, und von wo das Auge frei über die Volskerberge und die Sacco-Ebene streifen kann. Auf dem Markt von Cave steht eine Säule als Wahr- und Wappenzeichen der Familie Colonna, deren altes Feudum der Ort ist. Man findet dort Wallnußbäume von erstaunlicher Dimension, und ihre Früchte erreichen bisweilen die Größe eines Apfels; sie sind in der Gegend berühmt. Das Volk von Cave ist heißblütig und jähzornig, und mit dem Messer schnell fertig. Es redet einen Dialekt, welcher der mittelalterlichen Sprache der Chroniken, dem Romanesco, ja selbst dem Calabresischen sehr nahe kommt, weil er die Vocale in Diphthonge aufzulösen liebt. Statt si sagt man dort sei, oder auch mit dem bekannten Anhängsel des gemeinen Mannes: seine; statt signor, signaure; statt muratore, murataure; statt Roma, Rauma. Dagegen findet man in Palestrina manchen Anklang an das Lateinische: so sagte dort mein wackerer Winzer Agapito, wenn er mich in seinen Weinberg einlud: venite in vigna mea (und nicht mia), worüber die Winzer von Genazzano, als über eine falsche Aussprache, den Palestrinesen gern zum besten hatten.

Noch haben wir drei Miglien bis Genazzano auf der herrlichsten Hochebene am Berg von Cave entlang zu gehen, und immer den Blick in das entzückende Tal des Sacco gerichtet, aus welchem vor uns in der Ferne der zweite Hauptsitz der Colonna, Pagliano, mit seinem

weißen Castell, und dahinter im blauen Duft des Horizonts das alte Anagni auf einem Hügel hervortreten.

Und nun senkt sich die schöne Fahrstraße plötzlich nieder, und führt uns in ein prachtvolles Gelände von Hügeln und Tälern, die im buntesten Wechsel sich darstellen, ein Bild ländlichen Glücks: hier graue Olivenhaine, dort schattige Castaniengebüsche, Korn- und Maisfelder, Gemüsegärten, und überall Weinberge, deren Reben mit breiten und dunkeln Ranken sich über die kleinen gegabelten Ulmenbäume schlingen. Auf dem langgestreckten Felsenhügel, welcher diese kleine umschlossene Campagna beherrscht, steht Genazzano, in einer schmalen Linie, schwarz und grau von Aussehen, wie die Tuffelsen, auf denen es gelagert ist. Diese Häuser scheinen in Procession zur Kirche der Santa Maria del buon Consiglio, dem größten Heiligtum der lateinischen Campagna, aufzuklimmen, oder jenem schönen Baronalschloß der Colonna, welches die Spitze des Orts einnimmt, als Vasallen zuzuziehn.

Ein Tor mit Zinnen schließt das Städtchen nach unten zu; sobald man eingetreten ist, fällt der Blick auf ein rohes Frescogemälde an der Wand eines Hauses, worauf man das heilige Bild der „Madonna vom guten Rat" in den Händen der Engel schweben sieht, während Pilger mit Muschelhüten und Muschelstäben ihm verehrend entgegenziehen. Wüste Straßen führen zu dem Hauptplatz (Piazza imperiale), und es erscheinen die Häuser wenig einladend, wenn nicht der Blick hie und da auf die halbrunden und schwarzen gothischen Fenster dieses oder jenes Gebäudes fiele, welche durch ihre moreske

Rosettenarbeit auffallen, und an eine untergegangene Blüte des Mittelalters erinnern.

Wenn man in einem abgelegenen Ort für längere Zeit Wohnung nimmt (und ich wohnte in Genazzano erst drei Monate mit den ländlichen Musen, dann kehrte ich noch zweimal in zwei Sommern dahin zurück), so ist die nächste Frage, außer der häuslichen Einrichtung, nach dem Raum für angenehme Bewegung, nach der Umgebung, den Spaziergängen, den Plätzen wo es Luft und Schatten zum Ruhen, Lesen und Nachdenken gibt. Da überzeugte ich mich bald, daß Genazzano so recht ein Ort für ländliche Neigungen sein müsse. Im Städtchen kann man nicht spazieren, weil es nicht eben, und gar zu klein ist; nirgend kann man dort im Grün sitzen; aber ringsumher sind schattige Castanienbüsche und Weinberge mit allen Ergötzungen der Einsamkeit. Auch ist gleich eine ebene Straße zum Lustwandeln am Ort. Diese zu erreichen, muß man den Palast Colonna durchschreiten. Durch ihn hindurch kommt man an eine Brücke, welche über einen Abgrund hinwegführt, auf Steinbogen ruhend, die der Römer nicht ganz unwürdig scheinen. Hier gewahrt man die mächtige Hand der Colonnesen. Auf den Palast selbst ist eine Wasserleitung gerichtet, gleichfalls ein Werk dieser Familie, doch nun zerfallen, aber außerordentlich malerisch mit ihren zertrümmerten Bogen im Grün des ehemaligen Parks, der nicht minder zerstört ist.

Am Aquäduct geht die Straße für Fußgänger entlang bis zu dem Kloster San Pio, einem einsamen und verlassenen Convent des Mittelalters. Und so haben wir gegeneinanderüber zwei verödete Denkmäler des Mittel-

alters: den Baronalpalast und jenes Kloster, zwischen denen wir hin- und herwandeln können, immerfort an den zerbrochenen Bogen der Wasserleitung entlang gehend — ein recht nachdenklicher, ja träumerischer Spaziergang, beschattet von einzelnen Cypressen oder von Lorbeerbäumen.

Ich erinnere mich noch mit Lust des ersten Tags als ich, auf Entdeckung meiner künftigen Spaziergänge ausgehend, diesen Weg von San Pio weiter fortsetzte. Es geht die gute Fahrstraße aufwärts zwischen Weinbergen und Gebüschen fort; aber plötzlich öffnet sich die Landschaft zur rechten Seite, und man blickt über wellenförmig abgesenkte Weinberge in die tiefe und ruhige Ebene des Sacco, in die herrlichen Bergreihen zu ihren Seiten, in eine meilenweite Gegend von großem, majestätischem und feierlichem Stil, dessen vollendete Schönheit erhebt und beruhigt. Es gibt an jener Straße einen Weinrebenhügel, Fagnano genannt, auf dessen Abhang alte Olivenbäume einen Steinblock beschatten; dort machte ich mir ungezähltemale das Vergnügen die Vita nuova des Dante zu lesen, oder des Boethius Trostbuch der Philosophie, und nach jedem Capitel im Anblick dieser ernsten Landschaft auszuruhen. Dort überschaut man sie am besten: ein grünumbuschter, großer Vorgrund, hinter ihm das braune, durch eine schwarze Waldpartie unterbrochene, meilenlange Tal, von blauem Duft und sonniger Wärme überzittert, links und rechts prächtige Bergketten. Jene zur Linken ist die Serra, ein Gebirgszug, aus welchem als Hauptform die riesige Pyramide des Serrone klar und schön hervortritt, andere Berge in absinkender Linie

der Perspective neben sich, alle zu ihren Füßen einen Teppich von grüner und brauner Farbe sanft hingebreitet, auf welchem die Castelle stehen, die sich in ihrem Schatten aufgestellt haben. Hügel laufen von der Serra, frisch und anmutig, in die Ebene hinein, gegen den Fluß sich vorziehend, und sie tragen auf ihren grünen Gipfeln Burgen und schimmernde Städte. Ihnen entgegen kommen von der andern Seite herrliche Hügel, doch minder weit sich vorwagend, Auswanderer des Volskergebirgs, welches rechts in stundenweiter, und doch nicht allzu langer Ferne der Serra gegenübersteht, mit andern Formen das Gemälde belebend, nicht als Pyramiden, sondern in kühnen Wölbungen gekuppelt.

Viele Oerter auf den sonnigen Höhen, oder in den dunkeln Falten der Gebirge; Burgen, Klöster und Städte wie spielend in die Luft gehoben. Eine epische, äterische Ruhe überall; die Linien dieser Gebirge am reinsten Blau des Himmels sind so scharf und klar, daß sie das Auge bezaubern; man möchte hinüber, auf den leuchtenden Kanten und sanften Flächen in der Frische jener hohen Himmelszone einherzuschreiten. Ueber den Senkungen der Serra hebt sich hie und da ein beschneites, sanft violenfarbenes Berghaupt aus der Wildniß der Abruzzen, noch eine andere Ferne ahnen lassend; im Hintergrund tauchen aus Silbernebeln Berggipfel auf, fern und ferner, schattenhaft, vielförmig, einige wie Obelisken, andere wie Dome geformt, und sie rufen die Phantasie in die unbesuchten Gegenden des Sandalenlands, oder an die Ufer des schönen Lirisstroms.

Wer malt diese lateinische Landschaft, wenn alle Berge

im purpurnen Irisspiel des Abends erglühen, und wenn unten die weite Talgegend dunkler und dunkler wird? Dann kriecht die Nacht langsam auf die breiten Felsenwände der stralenden Serra, und scheint jene Städte auf den Gipfeln mit ihrer dunkeln Hand zu haschen, eine nach der andern, bis sie alle in Finsterniß begraben sind. Dort funkeln noch die rosenhellen Sonnenstralen in den Fenstern des fernen Orts Serrone, dort in Rojate, jetzt drüben in Piglio; nun verlöscht eins nach dem andern; auch das Castell Pagliano ist schon verblaßt; aber hinter ihm flimmert die Abendsonne noch in den Fenstern einer dunkeln Stadt, die in meilenweiter Ferne auf einem Hügel zu erkennen ist, und welche, indem sie ihn mit ihren Massen bedeckt, ansehnlicher als alle übrigen Städte der Campagna zu sein scheint. Es war gleich am ersten Abend, daß ich jene Stadt so erblickte; aus dem Charakter der Gegend erkannte ich, ohne mich zu irren, daß sie Anagni sein müsse, die Vaterstadt Bonifacius' VIII.; und ich begrüßte ihren lang gewünschten Anblick mit den Versen des Dante:

Veggio in Alagna entrar lo fiordaliso,
E nel vicario suo Cristo esser catto.

Der Eindruck eines großen Landschaftgemäldes erhöht sich für den Denkenden, wenn er es mit der Geschichte zu verbinden weiß, oder wenn es überhaupt von dieser belebt wird: dies lateinische Tal zu unsern Füßen ist nun aber der Schlüssel zum Königreich Neapel; es ist die Heerstraße der Völker des Mittelalters. Gothen und Vandalen, Franken und Langobarden, Belisar, die Otto=

nen, die Hohenstaufen, selbst Schwärme der Saracenen, Franzosen und Spanier, kurz ungezählte Völker waren es, deren Pferde aus den Wellen des Sacco getrunken haben, als sie diese virgilischen Gefilde durchzogen, um sich über den Liris hinab in die Paradiese von Neapel zu versenken.

Im Uebrigen ist Genazzano keine Stadt antiken, sondern nur mittelaltrigen Ursprungs. Ihr Name allein mag alt sein, da man ihn von der Gens Genucia herleiten will, welche dort den Fundus Genucianus besaß. Erst im Anfang des elften Jahrhunderts wird ein Castell Genazzano in mittelaltrigen Pergamenten erwähnt, und dieser Ort gehörte den Colonna von Palestrina, in deren Diöcese er liegt. Er gab einem eigenen Zweig der Familie Sitz und Namen. Man sagt, daß der einzige Papst, welchen dies große Geschlecht Rom gab, in Genazzano geboren wurde. Dies war Martin V. Oddo Colonna, gewählt zu Constanz im Jahr 1417, mit dem sich das avignonische Schisma der Kirche schloß. Wenigstens stammte dieser berühmte Mann aus dem Zweig der Colonnesen von Genazzano, und er wohnte gern in der entzückenden Einsamkeit seiner eigenen Familiengüter. Er liebte den Ort; er baute hier Kirchen, und erweiterte wahrscheinlich den Palast, den seine Nepoten verschönert haben. Von den Colonna rührt auch die Wasserleitung her, und die malerischen Reste von Bädern in einer Schlucht vor dem Stadttor lehren durch ihren Stil, daß sie der Luxuszeit dieser Barone zuzuschreiben sind. Ihr Palast oder Feudalschloß war einst groß und schön; aber heute ist es im Verfall, wie alle anderen Paläste der

Campagna. Sein Hof von edelm Geschmack, in doppelter Säulenstellung, anmutig und leicht erbaut, erinnert fast an die Periode Bramante's; aber zwischen den Säulen stehen jetzt kopflose Marmorstatuen in stummer Trauer, und sie sprechen den Wandrer in solchem Zustand mehr an, als hätten sie noch ihre unversehrte Gestalt. Sie stimmen gut zu dem verödeten Palast; sie erinnerten mich an Schilderungen von verkommenen Feudalschlössern, wie sie Walter Scott bisweilen beschreibt. Ehemals hatte der Stolz der Colonna auf der Wand einer Loge des Palasts die Abbilder der Städte malen lassen, welche dies unermeßlich reiche Haus besaß; die Bilder sind verblichen, wie die Titel und Rechte auf jene Städte. Durch die hohen und leeren Säle schleicht jetzt ein ausgedienter, greiser Arzt mit silberweißem Bart, daselbst Einwohner, wie ein Magus oder Zauberer.

Wir haben sonst in Genazzano nichts aufzusuchen, uns nicht mit Altertümern und ihrem archäologischen Wust zu quälen, sondern unsre Freude ist es, ganz der Natur zu leben, und mit dem Landvolk uns zu beschäftigen. Ich will daher gleich von den Weinbergen reden, und zwar als Landmann, weil wir uns doch nicht immerdar mit himmelblauen Aussichten, oder mit mittelaltrigen Familiengeschichten speisen können, sondern auch nachsehen müssen, was wir werden zu essen und zu trinken haben. Es scheint nicht viel zu geben, weil der Wein noch immer krank ist, und der Mais in Gefahr schwebt zu verdorren, da seit zwei Monaten nicht ein Tropfen Regen fiel. Eines Tags war ich in einen Weinberg gegangen, einem verwilderten Pfad zwischen Brombeerhecken nach-

gehend, und nachdem ich ein sehr schönes einsames Plätzchen unter Oelbäumen gefunden hatte, setzte ich mich dort nieder, zog ein in Pergament gebundenes Buch aus der Tasche, und vertiefte mich ins Lesen. Mein Hund Moringa, mein beständiger treuer Begleiter, der mir immer die schönsten Gegenden zeigte, murrte plötzlich zu meinen Füßen; ich sah auf, und erblickte eine gut gekleidete Frau, welche etwa fünf Schritte von mir mit allen Zeichen scheuer Furcht mir zusah.

Buon uomo, sagte sie hierauf, was machst du da? (In der Campagna geben sich die Menschen das Du, wie in den Abruzzen.) Warum, fragte ich, gute Frau, fragst du das? Ich meine, sagte sie, du thust nicht gut, und sie zuckte verächtlich und erzürnt die Achseln; es ist auch nicht anständig, setzte sie hinzu. Ganz erstaunt fragte ich das Weib, was ihr denn so sehr an mir auffalle, und ob sie in ihrem Leben noch nie einen Menschen habe in einem Buch lesen sehen. Es mag sein, sagte sie, aber es schickt sich nicht, und wer weiß was du vorhast.. Mit diesen Worten entfernte sie sich, indem sie sich mehrmals ängstlich und scheu nach mir umsah. Ich fuhr fort zu lesen, doch erhob ich mich bald, über den sonderbaren Auftritt nachdenkend. Abends erzählte ich davon in meinem Hause. Wißt, sagte meine Wirtin lachend, jene Frau hat sich eingebildet, daß Ihr ein Magus und Zauberer seid, und aus dem pergament'nen Buch die Weinreben ihr habt verhexen wollen. Hier mußte ich herzlich lachen, indem ich an die Möglichkeit dachte mit jenem Buch Zauberei zu treiben, welches des Platina Lebensgeschichte der Päpste war.

Der Wein erholt sich allgemach, und weil es das erste Jahr ist, daß die Krankheit weicht, so ist die Traube, wie die Leute sagen, eine cosa santa. Während meines Aufenthalts in Genazzano wurden in der Umgegend fünf Menschen ermordet, alle weil sie Trauben genascht hatten. Ich verschweige nicht den einen Fall, weil er in die Zustände der Justiz ein helles Licht wirft. Ein reicher Mann, Schwager des Prior oder Bürgermeisters von Olevano, erschlug eines Tags einen armen Traubenfrevler an der Landstraße; auf die That flüchtete er sich in seinen Weinberg, welcher neben jenem meiner Wirtin liegt. Seine Freunde zogen ihm bewaffnet zu, denn die erwachsenen Söhne des Erschlagenen waren sofort mit ihren Flinten herabgestiegen, den Vater zu rächen. Die Justiz rührte sich nicht während mehrerer Tage; endlich hieß es, die Wittwe habe durch einflußreiche Gönner die Gerechtigkeit in Bewegung gebracht, und die Häscher von Olevano seien beordert, den Mörder zu greifen. Diese aber rührten sich nicht, weil sie, wie man sagte, bestochen waren. Die Wittwe setzte ihre Hoffnung auf die Häscher von San Vito, aber auch diese bewegten sich nicht. Unterdessen waren vierzehn Tage verstrichen. Schöne Gerechtigkeit übt ihr in der Campagna, so sagte ich eines Tags zum Apotheker von Genazzano, in dessen Laden wie in jenem seines Collegen in Hermann und Dorothea die geselligen Zusammenkünfte des Orts stattfinden. Hierauf sagte der Sohn des Asklepios, seiner schönen Tochter Sofia minder schöner Vater: O Signore, was denkt Ihr? Dieser todte Mann ist keineswegs von dem Schwager des Prior erschlagen worden, denn seht, unser Medichino,

der kleine Doctor, und der Chirurg haben die Section gemacht; es hat sich gezeigt, daß der Mensch aus Schreck von einem Abhang gestürzt ist, und sich die Milz in zwei Stücke zerfallen hat. So ist es, si, signore, egli si è ben vero, sagte hierauf der Erzpriester von Santa Maria del buon Consiglio. Ich schwieg. Glaubt doch nicht, sagte mir Abends meine Wirtin, daß er sich die Milz ausgefallen hat, sondern — und sie zählte mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand beliebige Geldsummen in ihre Linke — capito? — Capisco.

Die Fülle der Weinreben ist hier erstaunlich. Sie bedecken, so weit das Auge reicht, alle die anmutigen Hügel dieser Campagna. In langen Reihen ziehen sie sich in die Täler herab, entweder an Stäben von Holz und dem starken italienischen Rohr, oder über kleine gegabelte Ahornbäume (ornello) und Ulmen sich rankend. Der Freund des Virgil wird wissen, daß schon der römische Landbau die Weinberge in solche zwei Gattungen unterschied. Es ist ein hoher Genuß mitten in den Weinbergen des modernsten Menschengeschlechts das Georgikon Virgils zu lesen, das herrlichste Denkmal der lateinischen Poesie, nicht in Bezug auf die Kunst der Composition, welche mittelmäßig ist, sondern auf die reine, prägnante und ganz unnachahmliche Sprache. Ich las dieses Gedicht wieder und wieder unter den Reben von Genazzano, und überzeugte mich, daß alle seine Bemerkungen, Regeln und Lehren so durchaus gültig sind, daß sie für die heutige Bodencultur der Campagna geschrieben zu sein scheinen.

Der Weinberg ist hier alles in allem; er vereinigt

die drei Götter des Feldes, Bacchus, Ceres und Pomona. Denn zwischen den Reben wird das Weizenkorn gesäet, zwischen ihnen erhebt sich graciös und schlank der Mandelbaum, die Lerche unter den südlichen Bäumen, weil er mit dem ersten leisesten West des Frühlings zu blühen beginnt; ihn verherrlicht sinnreich eine der Cento novelle antiche, die ihn von Amor als sympathischen Baum der Liebe am Grab des Narciß gepflanzt sein läßt. Es taucht zwischen den Reben der nicht minder graciöse Oelbaum auf, mit feingefaserter, kunstvoll geflochtener Rinde von silbernem Grau, und den feinen Blättern, die in dem wechselnden Licht bald wie Silber, bald wie dunkles Erz erglänzen; und gern sieht man ihn über dem Korn hervorragen, für dessen schmackhaftes Brod er das Oel verheißt. Da steht auch der Pfirsich, der Apfel- und Birnbaum, und der feurige Granatbaum, der Wallnußbaum, die Castanie und der Feigenbaum von Amelia mit seinen honigsüßen Früchten. Und alle diese Bäume bilden eine segensreiche Kette der Jahreszeiten, so daß, wenn der eine seine Frucht dargegeben hat, der andere sie anbietet, und der dritte sie verspricht. Da ich den ganzen Sommer auf der Campagna zugebracht habe, so haben sie mir, mit alleiniger Ausnahme des spätesten der Bäume, der Olive, alle ihren Tribut der Reihe nach dargebracht, und es ist mein Nachtisch nie von wechselnden Gaben leer gewesen.

Meine Wirtin besaß drei Weinberge, einen bei Palestrina, und die andern in der Bergwildniß von Olevano, 3 Miglien weit von Genazzano. Dort steht auf einem Hügel ein einsames Winzerhaus mit offener, blu-

mengeschmückter Veranda, von Feigenbäumen und Castanien beschattet, und rings umher den Blick auf die majestätischen Berge der Serra und die Sacco-Ebene frei lassend. Dort lohnt es wol Tage lang hinzubringen in einer reinen und aromatischen Luft, und sich von den Früchten zu nähren. Welche zuerst brechen, und von welchem der Bäume, das bringt uns in Verlegenheit, denn ihre Menge ist groß, und ihrer Früchte sind unzählbare und gleich herrliche. Was soll ich gar von den Trauben sagen? denn keine Weinkrankheit hat diese in der ganzen Gegend berühmte Vigne versehrt; die Reben sinken unter der Last, sie sind hie und da gestützt, und die Trauben mit starken Fäden aufgebunden — Trauben deren Gewicht, und Beeren deren Größe ich nicht angeben werde, weil man mich der Unwahrheit beschuldigen könnte. Hier sind goldig-helle Muscatellertrauben, die in der Sonne durchsichtig funkeln, dort die Gattung der buntfarbigen, hier die weißlich klare Traube, buon vino genannt, dort die blauschwarze schwere Traube, welche den starken blutdunkeln Wein gibt. Also genährt und gelabt, setzen wir uns in den Castanienhain am Fuß des Hügels nieder, zwischen hohen Myrtengebüschen, unter dem Farrenkraut des Virgil, angeduftet von der Menthe und dem Serpyllum, welches überall wuchert, und dort lesen wir den Horaz, oder was wir sonst mit uns genommen haben. Die Menthe ist das wahre Campagnakraut; das ganze Gefilde von Rom duftet von ihr. Wenn ich fern bin in Toscana, oder in Oberitalien, und irgendwo auf dem Feld Menthe finde, so erweckt mir ihr Duft immer die heißeste Sehnsucht nach der Campagna von Rom.

Sollte man glauben, daß mitten unter der Fülle von Producten das Landvolk arm sei? Ueberblickt man diese Gegend, so scheint sie ein Eldorado glücklicher Bewohner zu sein; aber lebt man mit diesen, so tritt uns aus dem Paradies der Natur nur zu oft der hungerleidende Mensch entgegen. Alle diese Früchte (man kauft hier 20 Feigen, wie 20 Wallnüsse für einen Bajocco, und in guten Jahren für dasselbe Geld eine Flasche Wein), nähren den Landmann nicht, er würde verhungern, hätte er nicht das Mehl des türkischen Korns, das seine einzige Nahrung ausmacht. Die Schuld dieses Mißverhältnisses liegt an den agrarischen Zuständen. Von vornherein muß man wissen, daß der dortige Landbesitzer den vierten Teil des Ertrags dem Prinzen Colonna als Zins schuldig ist. Es ist der alte Fluch der Latifundien, welcher das Volk verarmen läßt; zwar gibt es wenige Landleute, die nicht einen kleinen Weinberg besitzen, aber er genügt nicht die Familie zu erhalten. Der Wucher ist unbeschränkt; selbst vom Aermsten werden zehn Procent genommen. Bei dem geringsten Unglück, bei Mißernten, wie sie nun schon seit Jahren auf einander folgten, verschuldet er. Borgt er Geld oder Getreide, so erdrücken ihn die Procente; der habgierige Reiche wartet auf den Augenblick der Not, um dem kleinen Besitzer sein Landeigentum für einen Spottpreis zu entreißen. Barone und Klöster werden reich, der Bauer wird ihr Vasall und ihr Winzer. Ich habe diese Zustände viel zu beobachten Gelegenheit gehabt. In der Regel geschieht der Verkauf also: es verkauft der Verschuldete nur den Boden allein; die Bäume (gli alberi, worunter man auch die

Rebstöcke begreift) bleiben sein, und indem er fortfährt den Weinberg zu cultiviren, genießt er für sich entweder die Hälfte oder auch drei Viertel des Ertrags. Kaum vergeht ein Jahr, so erscheint derselbe Winzer vor dem Käufer seines Bodens und bietet auch die Bäume zum Verkauf an. Er wird nun zum Bauer seines Herrn, bewohnt mit seiner Familie den Weinberg, und hat für dessen Cultur weiter zu sorgen, indem er einen Anteil der Producte empfängt. Ist dieser auch gleich jenem des nunmehrigen Besitzers, oder selbst größer, so wird er doch fort und fort sich in der Verschuldung befinden, und einen nicht geringen Teil seines Gewinns dem Herrn vorweg abliefern müssen.

Auf dem Weinberg meiner Padrona, einer durch ihre Rechtlichkeit geachteten Venetianerin, lebte unter ähnlichen Verhältnissen eine Winzerfamilie von 8 Personen. Wie sie mir sagte, hatte sie diese Menschen, verarmt und im elendesten Zustand in ihren Weinberg als Pächter gesetzt, ihnen Vorschuß zur Bekleidung und zur Beschaffung des Hausrats gegeben, und sie in den Stand gebracht, sich zu erhalten. Aber sie lebten in so bitterer Armut, waren endlich durch Anstrengung und schlechte Nahrung sämmtlich fieberkrank geworden, daß wir ihnen die Lebensmittel aus dem Ort beschaffen mußten. Erst nach der Weinlese haben sie Aussicht sich für eine kleine Zeit Erleichterung zu geben, so lange nämlich das Geld hinreicht, welches sie aus dem Verkauf des Weins gewinnen.

Der Wein spannt die Nerventhätigkeit an, aber er nährt nicht die Muskeln. Der Landmann trinkt ihn von der schlechtesten Sorte, einen Wein vom zweiten Aufguß;

nun muß er Brod haben. Der Weizen ist zu kostbar; er pflanzt oder kauft die Polenta, das Mehl des türkischen Korns. Wie in der Lombardei und in den Marken bedeckt die Campagna von Latium die schöne Pflanze des orientalischen Korns, deren große goldgelbe Kolbe die Natur wie ein köstliches Juwel zu betrachten scheint, denn sie hat dieselbe mit neunfacher Einhülle umwickelt. Alles Landvolk genießt die Polenta, entweder als Brei, oder als Kuchen, Pizza genannt. Wenn ich jemand auf dem Weg fragte: was hast du heute zum Frühstück gegessen? so antwortete er: la pizza — was wirst du des Abends essen? la pizza. Ich habe sie selbst am Herde des Volks gegessen. Man bereitet sie so: der gelbe Mehlbrei wird zu einem Fladen geformt, und dann auf einem platten Stein über Kohlenfeuer gebacken. Glühend heiß wird der Kuchen verschlungen. Die ganze Familie sitzt um ihn her, und genießt in ihm ihre Malzeit. Abends gibt es einen Salat vom Felde mit Oel dazu, bisweilen eine Wassersuppe aus Cichorien und andern Kräutern oder Gemüsen bestehend. Oft fehlt das Oel, wie es in diesem Jahr fehlen wird, wo die Oelbäume, nachdem sie im verwichenen Jahr überreich getragen hatten, auch die geringste Frucht versagen — ein Bild menschlicher Thätigkeit, oder auch des Glücks und aller Freude, welche flutet und ebbt.

Man kann sich denken, mit welcher Aufregung das Landvolk der Ernte des türkischen Korns entgegensieht. Am Ende des Julius wölbt sich die Kolbe an der Pflanze, dann verlangt sie Regen. Es fiel keiner; eine glühend heiße Luft lag auf der Campagna. Das Volk geriet in

Angst; man beschloß den Himmel um Regen anzuflehen. Tägliche Processionen am Nachmittag; indem sie mich an die heidnischen Gebräuche erinnerten, an jene Rubigalischen Feste, an den Regenstein des alten Rom, den man auf der Via Appia umhertrug, an das votisque vocaberis imbrem, konnte ich sie nicht ohne Erstaunen betrachten. Es ist wahrhaft befremdend, sich unter einem Volk zu befinden, welches noch in unsrer Zeit den naiven Glauben hegt, daß die unerschütterlichen Gesetze der Natur durch Gebet und Geschrei um Gnade könnten aufgehoben, verändert oder beschleunigt werden. Jeden Abend zogen die Frauen Genazzano's durch den Ort, paarweise, mit ihren roten Kopftüchern, welche schleierartig herabfallen, und stets getragen werden wenn das Weib die Kirche betreten will; vor ihnen die Geistlichkeit mit einem Heiligenbild. Erreichten sie murmelnd und singend den Hauptplatz, so schrieen sie mit einer an Raserei gränzenden Inbrunst drei- und mehrmal: Grazie, Grazie, Maria! und dieser Schrei, von hundert und aber hundert hellen Stimmen zugleich ausgestoßen, hallte in den Lüften wieder. Et Cererem clamore vocant in tecta (beim Virgil). Jeden Tag ein anderer Heiliger: aber einer war tauber oder trockner als der andere. Meine Wirtin — sie war bis zu einem gewissen Grad aufgeklärt und besaß obenein kein mit Mais bepflanztes Ackerland — sagte eines Abends, da wir am Tisch saßen und plötzlich vor unserer Thür jenes rasende Geschrei Grazie, Grazie, Madonna! erschallte: warum sturbiren sie doch die Heiligen im Himmel? sie werden sie so lange quälen bis sie böse werden, und gar nicht regnen lassen. Ich selbst

war von dieser fieberhaften Aufregung angesteckt, und wünschte sehnlich den Regen herbei; ja, ich besuchte die Maisfelder alle Tage; sie waren dem Verschmachten nahe. Endlich trug man Sanct Antonius von Padua in Procession umher; indem man ihn nach jenem Kloster San Pio brachte, predigte ein Augustiner von der Treppe desselben, unter Fackelschein, während alles Volk die Straße bedeckte, und Zuhörer selbst auf die Bäume geklettert waren — eine sonderbare Scene: der gesticulirende Mönch, das Heiligenbild, die schwarzen Kreuze, die weißen Sottanen der Chorknaben, die roten Schleier der Weiber, grelle Streiflichter der Fackeln, dunkle Bäume, und die herrlichste Bläue über so mächtiger Landschaft; und alles dies, um Regen vom Himmel herabzuziehn. Endlich bewölkte sich am dritten Tag der Himmel; es donnerte, und ein tropischer Regen entstürzte mit heftiger Gewalt.

Es scheint daß die Götter, oder die Heiligen, welche nun ihre Stelle vertreten, nichts schenken, ohne ein Opfer zu verlangen. So geschah es hier; mit dem Regen kam eine Wolkentromba, ein herrliches Phänomen, welches ich reitend beobachtete; es zog von den Volskergebirgen, blauschwarz, über das Tal, und indem es zerplatzte, verwüstete es durch Hagelgüsse einen Strich von Weinbergen. Alle Nachmittage Gewitter in den Bergen, Wolkenbrüche, Donnerschläge und Blitze. Dann läutet man mit allen Kirchenglocken, aus Angst. Eines Tags bewegte sich der Ort, alles Volk strömte auf die Gassen; es hieß vier Personen seien vom Blitz erschlagen worden. Das Gerücht bestätigte sich. Man brachte die Todten

in ein Winzerhaus, wo die Polizei durch 24 Stunden lang Wache hielt. Am folgenden Tag stieg das wollöbliche Gericht auf die Esel, und der kleine medichino, der Doctor, und der Chirurg mit ihm, die Section zu vollziehen. Diese Todten waren zweifelsohne vom Blitz erschlagen. Gegen die Nacht holte man sie herein; sie lagen auf einem Karren, bedeckt mit schwarzen Teppichen; ihnen vorauf ging die Geistlichkeit mit den Kreuzen, und es begleitete sie die Todtenbrüderschaft in schwarzen Mänteln, Windfackeln in den Händen. Der Anblick war ergreifend. Das Volk harrte draußen vor dem Tor. Als der feierliche Zug mit dem Gesang des Todtenpsalms heraufkam und das Tor erreichte, streckten alle in unsäglicher Aufregung die Hände empor, und stießen ein Klagegeheul aus, so wild, furchtbar und ängstigend, daß es auch das härteste Gemüt würde erschüttert haben. Die vom Blitz Erschlagenen werden nämlich mit Scheu betrachtet, als von Gott hingeraffte Wesen, von denen man nicht weiß ob sie zur Verdammniß bestimmt seien. Da rissen sich Verwandte, Frauen und Kinder aus der Menge los; ein Weib rang in verzweifelter Anstrengung mit den Umstehenden, welche sie festhielten, willens sich auf die Bahre zu stürzen. Als nun die Leichen einzeln nach der Kirche gebracht wurden, wo sie auf dem Boden die Nacht durch liegen blieben, dieselben Scenen und dasselbe Klagegeschrei. Dies finstre Bild kann ich nicht mehr vergessen.

Die Gefühle dieses Landvolks drücken sich in primitiver Weise aus, und vielfach sind die einfachen Naturzustände hier bestehen geblieben. Auffallend war mir

stets die fast an den Orient erinnernde Zurückhaltung beider Geschlechter von einander. Es gilt dort der Grundsatz: Männer haben mit Männern, Frauen mit Frauen zu verkehren. Man findet es lächerlich, wenn der Ehemann seine Frau am Arm führt, und das Mädchen hält ihren Ruf für gefährdet, wenn sie von einem jungen Mann auf öffentlicher Straße angesprochen, oder gar von ihm des Wegs begleitet wird. Dem Geliebten wird nur der discorso gestattet, das heißt das Zwiegespräch am Fenster oder an der Hausthüre, jenes alte Liebesgeschwätz, die lenes sub noctem susurri des Horaz. Man bringt Serenaden auf der Guitarre; und oft hörte ich Schäferständchen von Gesang und klagenden Tönen der Sackpfeife, welche des Nachts melodisch und trauervoll die Luft durchschweben. In schönen Weisen singt das Volk hier die einfachen, langausgedehnten Ritornelli, und es ist angenehm im Weinberg Frage und Antwort zweier Liebenden zu hören, welche unermüdlich, wie die Cicaden des Sommers, sich singend zurufen.

Man heiratet hier sehr früh, der junge Mann von 21 Jahren nimmt ein Weib, das oft nicht mehr als fünfzehn Jahre zählt. Ein wirkliches Liebesverhältniß und Verkehr längerer Zeit (was man überall far amore nennt) ist eher bei dem gemeinen Mann, als bei den wolhabenden und höhern Ständen zu finden, wo die Heirat gewöhnlich ein Geschäft ist. Ich erlebte davon ein Beispiel. Ein junger Abate von 21 Jahren, Sohn einer begüterten Familie des Orts, ging mit dem Gedanken um in den weltlichen Stand zurückzutreten. Eines Tags kam ein Franciscanermönch von Civitella (die

Franciscaner sind in jener Gegend die Mittler in allen Familienangelegenheiten) zur Mutter jenes Abaten, und sagte ihr: in dem Ort Pisciano befinde sich ein Mädchen von ungefähr achtundzwanzig Jahren, welches einen Mann suche; sie habe 1000 Scudi Mitgift, und sei aus der besten Familie. Wenn nun sie, die Mutter, zu dieser Partie zustimme, möge sie den Sohn befragen. Der junge und thörichte Mensch ging auf den Vorschlag ohne Besinnung ein; er setzte sich am folgenden Tag in seiner geistlichen Kleidung aufs Pferd, und ritt nach dem Wohnort des Mädchens, um dasselbe zu sehen und sich mit ihm zu verloben. Nach geschlossener Verlobung ward der Schneider gerufen, aus dem geistlichen Rock einen weltlichen zu machen; die Schwester nähte in Eile ein paar graue heiratsfähige, weltliche Hosen, und weil dem jungen Mann eine Weste fehlte, so schickte dessen Mutter in der Heimlichkeit zu mir, mich um eine solche für ihren Sohn zu ersuchen. Also ausgerüstet, präsentirte er sich zum zweitenmal seiner Braut in einem Winzerhaus, wo der Ehecontract gezeichnet wurde. Nach Verfluß von drei Wochen kam sie in einem Wagen angefahren, zwei große Säcke voll von Kupfermünzen mit sich führend, und es wurde die Trauung auf der Stelle vollzogen. Der junge Ehemann hatte seine Lebensgefährtin vor dieser Zeit nur zweimal, und dies nur auf Stunden gesehen. Ein Stübchen im Hause der Eltern war dem Paar eingerichtet, oder vielmehr nur ein kolossales Ehebett darin aufgestellt worden, sonst aber hatte dieses Ereigniß keine Veränderung hervorgebracht.

Ich will bei dieser Gelegenheit einer sonderbaren

Sitte Latiums nicht vergessen. Eines Abends erhob sich auf dem Platz der Stadt ein fremdartiges und ohrenzerreißendes Getöse von allerhand nicht bestimmbaren Instrumenten; ich trat hinaus, und fand die große wie die kleine Jugend Genazzano's vor einem Hause versammelt, wo sie allem Anschein nach eine Katzenmusik darbrachte. Nie, selbst nicht auf deutschen Universitäten, hörte man eine genialer erfundene Disharmonie von Instrumenten. Denn diese stießen schauderhafte Töne aus der gewölbten Meermuschel, die aus dem Kuhhorn, jene klapperten mit Winzermessern, Spaten, eisernen Pfannen; dieser hielt ein Bündel von altem Eisen an einem Faden, welches er mächtig schüttelte, und jener rasselte über dem Straßenpflaster mit einer alten Casserole, die er im Halbkreis an einem Strick hin und her schleifte. Ihrer zehn oder zwölf läuteten mit Kuhglocken auf das allervergnüglichste. Sagt, so fragte ich einen Herrn welcher dem lärmenden Haufen lachend zuhörte, was bedeutet dieses sonderbare Wesen? In dem Hause dort, so antwortete er, wohnt ein Wittwer, welcher eben geheiratet hat; man bringt ihm die Scampanellata. So heißt der ziemlich barbarische Gebrauch von dem Ausläuten der Kuhglocken. In ganz Latium herrscht diese alte Sitte, einem Ehepaar, dessen einer oder der andere Teil vorher verwittwet war, durch drei Abende vor dem Haus eine Katzenmusik zu bringen. Und so thaten sie's dreimal in Genazzano, indem sie nach vollbrachtem infernalischem Spectakel durch den Ort zogen, voran auf einer Stange eine Kürbiß-Laterne tragend, und es setzte die Procession ungestört durch alle Straßen diese höllische Musik fort,

nicht anders als zöge eine Schaar von Dämonen und Teufeln, die Nacht durchschwärmend, durch dieses friedliche Städtchen.

Denn friedlich ist Genazzano wahrlich, und es scheint daß seine Bewohner, sanftmütiger und auch abergläubischer als die Nachbarn, diese Gemütsart der Bedeutung des Orts mit verdanken, welcher ein so berühmter Wallfahrtsort ist, daß seine reiche Kirche heute in Latium die Stelle des Tempels der Fortuna von Präneste und jener von Antium vertritt. Ich habe das berühmte Fest der Madonna von Genazzano am 8. September mit erlebt, und kann daher davon erzählen. Vorher jedoch berichte ich von der fabelhaften Geschichte ihres Bildes, welche ein Seitenstück zu der Sage vom heiligen Hause zu Loreto ist.

In Scutari in Albanien erschien in derselben Zeit, als die Santa Casa von Nazareth nach Loreto durch die Luft getragen wurde, ein heiliges Bild der Muttergottes, sei es vom Himmel herab, oder aus einem unbekannten Ort, vor den Juden flüchtig. Man nannte es die Madonna del buon' Officio, d. h. vom guten Dienst. Nun geschah es, daß im Jahr 1467 zwei Pilger, welche den Türken entweichen und nach Italien gehen wollten, vor dieses Heiligenbild traten, um für ihre Wanderung Schutz zu erflehen. Aber zu ihrem Erstaunen sahen sie an Stelle des Bildes eine weiße Wolke, und diese sich gegen Abend fortbewegen. Sie folgten ihr bis an die Küste des adriatischen Meers, und weil das Gewölk seine Reise über Meer fortsetzte, überschritten auch die Pilger trockenen Fußes die Wellen, weiter und weiter nachfolgend,

bis die glänzende Wolke in der Nähe Roms ihren Blicken verschwand. Hier hörten sie alsbald, es sei in Genazzano ein Bild der Madonna erschienen; sie eilten nach dieser Stadt, und fanden hier das Bild von Scutari wieder.

Seit dieser Zeit begann die Madonna von Genazzano, welche „vom guten Rat" genannt wurde, Wunder zu thun; eine Kirche wurde ihr erbaut, nebst daranstoßendem Kloster; es setzte sich der Orden der Augustiner in Besitz dieser wunderthätigen und heiligen Revenue, welche nicht minder, wenn nicht mehr, einträglich ist als die Madonna des Augustinerklosters von Rom. Denn diese Gottheit von Genazzano genießt durch ganz Latium eines Rufs, welcher dem alten Orakel der Heiden völlig gleich kommt. Zweimal im Jahr, im Frühling und im Sommer, wird ihr Fest gefeiert, und also eine doppelte Ernte von Opfergaben gehalten; nicht zu zählen sind außerdem sonstige Geschenke an Geld und Kostbarkeiten, welche Opfernde darbringen. Und weil auch der ärmste Landmann sein Scherflein auf den Altar des Bildes niederlegt, so darf man sagen, daß diese eine Madonna die ganze lateinische Campagna so gut besteuert, wie der Staat selbst es thut. Man sagte mir, daß diese Opfergaben durch Genossenschaften aufgebracht werden, welche in der Campagna bestehen; jeder Teilnehmer legt in die gemeinschaftliche Kasse monatlich 5 Bajocchi, und so geschieht es, daß eine wandernde Compania bisweilen 100 Scudi mitbringt. Die jährliche Rente der Wallfahrtskirche schätzt man auf 7500 Thaler.

Das Bild steht in einer sauber geschmückten Kirche,

in einer Capelle, welche Lampen erhellen. Den unmittelbaren Zutritt verwehrt eine Umschirmung von Eisenstäben, und auch sonst ist es für gewöhnlich mit einer Decke von gelber Seide verschleiert. Man rühmt von ihm, daß es, von Engeln durch die Lüfte getragen, auch in jener Kirche nicht ausruhe, sondern von unsichtbaren Händen schwebend erhalten werde. Ich sah es mehrmals enthüllt, konnte indeß seinen überirdischen Zustand nicht erkennen.

Schon zur Vigilie des Fests kommen die Pilgerschaaren an, dann beginnt sowol der Ort als die ganze Landschaft sich schön und seltsam zu beleben, und die Luft von dem Gesang der Litaneien unabläſſig zu erschallen. Alle Straßen zieht es entlang, bunte Schwärme, doch geordnet; sie kommen von den Abruzzen, aus dem Sandalenland, von Sora, vom Liris her, und die meisten eben aus dem ganzen Gebiet der lateinischen Campagna. Es scheint sich das Fest des Jupiter Latialis vor unsern Augen zu erneuen, so viele sind dieser Tausende, die heranziehen, so verschiedenartig ihre Kleidung und ihr Dialekt. Sie mit dem dunklen Gesang des „Ora" von den Hügeln herabwandern zu sehen und zu hören, in so großartig stilisirter Landschaft, dort die breite Straße herab, hier am Fluß entlang, auf Feldpfaden, und drüben und dorten wieder und wieder andere Pilgerschaaren in bunten, roten, grünen und blauen Farben, die hohen Pilgerstäbe (bordoni) in den Händen, ist ein Schauspiel, welches dem Künstler, dem Poeten oder dem Historiker gleich merkwürdig sein wird.

Ich war hinausgeritten an dem Tag da die ersten

Schaaren ankommen sollten, um mir für geschichtliche Anschauung des Mittelalters diese große und alte Scene zu gewinnen. Die Comarca von Rom, in welcher noch Genazzano liegt, endigt zwei Miglien weit ostwärts von der Stadt an einem Arm des Sacco, über welchen eine steinerne Brücke, der Ponte Orsini führt, ehedem berüchtigt als Räuberstation. Jenseits beginnt die Legation von Frosinone. Hier senken sich Hügel gegen den Fluß, sanft und anmutig niedersteigend, und vor den Augen entfaltet sich das herrlichste Gemälde der Ebene, der Volskerberge, der Serra, und der Höhen von Olevano, zu deren Füßen im Vorgrund schöne Baumpartien die Landschaft kraftvoll durchgliedern. An jener Brücke ist es ein passender Ort, die Pilger zu erwarten; indem sie mit ihr das Weichbild des Wallfahrtsorts betreten, halten sie dort eine kleine Rast, und sie überschreiten sie mit inbrünstigem Chorgesang und auf den Knieen rutschend. So sah ich ungezählte Schaaren die Brücke passiren; die Weiber knieend an der einen, die Männer knieend an der andern Seite derselben. Als Chorführerin diente häufig eine alte Frau, und sie erhob, wenn sie das Ende der Brücke auf den Knieen erreicht hatte und nun aufstand, ein helles „Evviva Maria!" worin der Chor einstimmte. Dann zog die Procession weiter, und obwol sie der anhaltende Gesang mochte ermüdet haben, hob doch wieder entweder ein Mann oder ein Weib die Litanei zu singen an. Dieser einförmige Gesang, einfachster Ausdruck des religiösen Gefühls in der klagenden Tonart des Volks, und hin und her strömend wie das monotone Rauschen der Wellen, übt eine bezaubernde Ge-

walt auf diese wandernden Menschen aus, und es scheint sich die Procession in dieser schönen und trauervollen Harmonie ruhig und sicher fortzutragen. Sie scheint sie wie ein sittliches Element zu durchdringen, und sowol die Schritte der Füße wie die Empfindungen der Seele zu leiten, indem sie dieselbe beständig auf das Wanderziel gerichtet hält. Ich habe bei allen jenen Zügen bemerkt, daß die Pausen nach dem Gesang auffallend kurz waren, und daß, wenn sich durch das Schweigen die Gemüter herabspannten, und die Wandernden durcheinander zu reden begannen, die Chorführerin sofort wieder den Gesang erhob.

Eine Wallfahrt wird selbst auf denjenigen, der sich nicht zu der Kirche bekennt mit welcher sie zusammenhängt, einen Reiz ausüben, zumal wenn die Illusion nicht durch die Uebel gestört wird, die von einem gemischten Wanderzug immer unzertrennlich bleiben. Ihrer sind weniger bei den Wallfahrten im Süden, als bei denen im Norden; der heitere Himmel, die Nüchternheit und Bedürfnißlosigkeit des Südländers entfernen von selbst viele Unordnungen, die Schönheit der Form, in welcher die südliche Procession auftritt, die herrlichen Costüme der Frauen, ihre Wolgestalt und natürliche Grazie erhöhen sie selbst dem frechsten Auge, und scheinen sie der Gemeinheit zu entrücken; endlich findet die Sitte in dem angebornen Tact des Wolanständigen, welcher dem italienischen Volk eigen ist, ihre beste Schutzwehr. Unter all diesen Tausenden, die mir vorübergingen, unter allen Processionen, denen ich mich bei der Rückkehr nach vollendetem Fest anschloß, streckenweise

mitwandernd, um das Volk, sein Vaterland, seine Gestalt und Sprache kennen zu lernen, bemerkte ich nie einen Zug von Rohheit.

Man denke ferner, daß dieses Volk, in solcher Form des religiösen Lebens erzogen, nichts höheres hat als eine Wallfahrt nach einem seiner Heiligtümer. Wenn es ein langes Jahr in Mühe geduldet, und alle solche Schicksale und Verschuldungen sich jahrdurch ihm aufgehäuft haben, welche seine moralische Welt verwirren und sein Gemüt belasten, dann greift es für ein paar Festtage nach dem Wanderstab. Von seiner harten Scholle in den einsamen Bergen sich lostrennend, und von schwerer Arbeit ausruhend, bewegt es sich einmal wieder und fühlt sich frei, in Gemeinschaft seiner Dorf= und Stadtgenossen, mit denen es ein gleicher Zweck vereinigt.

Und da wandern sie den Sacco entlang, und von den Hügeln herab, come i grù, che van cantando lor lai, wie die Kraniche die ihre Lieder singend ziehn. Es zieht das Mittelalter vorüber; ich gedachte jener Schaaren von Wallfahrern, welche zum Jubeljahr nach Rom pilgerten, und mehr als einmal sprach ich bei solchem Anblick jene schönen Verse des Pilgersonetts der Vita Nuova aus:

Deh! peregrini, che pensosi andate
Forse di cosa che non v'è presente,
Venite voi di si lontana gente,
Com' alla vista voi ne dimostrate?

Sie ziehen in Schaaren zu 10, 20, zu 50, zu 100 und mehr Personen. Jedes Alter erscheint unter ihnen; der Greis wandert noch an demselben Pilgerstab, der ihn

wol schon fünfzigmal diese Straße geführt hat, und vielleicht zieht er sie heute zum letztenmal; es wandert die Matrone mit ihren Enkeln; die blühend schöne Jungfrau, der rüstige Jüngling, der Knabe; selbst der Säugling wandert mit auf dem Kopf seiner Mutter. Denn so sah ich in einem dieser Züge ein junges Weib daherschreiten, welches auf dem Kopf einen Korb trug, worin ein lachendes Kind lag, die Augen munter aufgethan, wie als freute es sich des schönen Sonnenscheins. Es tragen wol die meisten dieser Weiber einen Korb mit Mundvorrat, oder ein Bündel mit Kleidern auf dem Kopf, was die Schönheit der Erscheinung noch mehr erhöht. Wer nun gar von den Seelen den Schleier heben könnte, der würde die verdeckte Blutschuld neben der Unschuld gemeinsam pilgern, und Laster, Reue, Schmerz und Tugend im bunten Wechsel an sich vorüberschreiten sehen.

Es ist wie ein großer, schöner, doch ernster und feierlicher Maskenzug, was sich auf der herrlichsten Scene der Natur vorüberbewegt; immer verschiedene Costüme und Farbenzusammenstellungen, auch verschiedene Physiognomien; es fragt die Vorstellung nach dem Vaterland dieser abwechselnden Schaaren, und malt sich ihre heimischen Täler und Berge nicht ohne Sehnsucht aus. Da kommen die von Frosinone, die Anagnesen, dort das Volk von Veroli, die Arpinaten, die von Anticoli, die von Ceprano, hier die Neapolitaner von Sora: so denken oder wissen wir. Seht die Schaar von Sora! olivendunkle Gesichter vom schönsten Oval! Die Frauen phantastisch aussehend, wie Weiber Arabiens; dicke Korallenschnüre oder goldene Ketten schlingen sich um den Hals,

schwere goldene Ohrgehänge schmücken sie; ein weißes oder braunes Kopftuch mit langen Fransen umwölbt als tief herabhängender Schleier madonnenhaft Haupt und Nacken; der Busen ruht in einem weißen, in zahllose Falten zusammengezogenen, doch weiten und losen Hemde, das eine niedrige purpurrote Büste umschließt. Kurz ist das Kleid, die Farbe brennend rot oder blau, und der Saum ist gelb. Und diese großen und dunkeln Augen, unter schwarzen kühngezognen Brauen!

Die Pilger von Ceccano! Die Weiber in amarantfarbigen Miedern, mit langen Schürzen gleicher Farbe; das weiße Kopftuch mit weit nach hinten überhangendem Ende; in Sandalen gehend. Die Männer im Spitzhut, mit amarant'ner Jacke; einen Gürtel um den Leib, aus buntem Band geflochten.

Pilger von Pontecorvo! Die Weiber in purpurroten, schön verbrämten Kleidern; ein roter Kopfbund; prächtig und majestätisch.

Die Pilger von Filettino: schwarzes Sammtmieder; einfachste Gewandung; sauber und schön.

Ciociaren! Die Männer und Weiber vom Sandalenland! Vielleicht aus einem Ort bei Ferentino oder weiter hinweg von den neapolitanischen Gränzen des Liris und des Melfa. Es ist ein Land schöner Bergwildnisse, welches von Ferentino aufwärts sich weit ins Neapolitanische erstreckt. Dort trägt das Volk die Ciocie, eine sehr einfache Fußbekleidung, wovon auch das Land la Ciociaria genannt wird. Ich fand schon vor Anagni dieses Schuhwerk im Gebrauch. Ein primitiveres läßt sich nicht erfinden, und vielleicht darf man sagen auch kein

bequemeres. Wenigstens habe ich die Ciociaren aufrichtig darum beneidet. Der Schuh wird einfach aus einem viereckigen Stück der Esels- oder Pferdehaut hergestellt. Man bohrt Löcher in dieselbe, zieht einen Bindfaden durch, und umschnallt mit diesem Pergament den Fuß so daß die Sandale nach der Fußspitze sich formt, und selber in eine gebogene Spitze ausläuft. Das Bein wird bis zum Knie herauf mit grober grauer Leinwand fest umwickelt, und mit vielfachen Binden von Stricken oder Fäden umschnürt. So bewegt sich der Ciociare frei und bequem auf dem Feld und über den Felsen, wo er das Land gräbt (zappar la terra), oder als Hirt mit dem Dudelsack, in einen grauen kurzen Mantel, oder in Felle gehüllt, die Schafe und Ziegen treibt. Man sieht, jene Sandalen sind classisch, und Diogenes würde sie, wenn er nicht baarfuß ging, getragen, Chrysippus oder Epiktet in einer Abhandlung über die Bedürfnißlosigkeit des Weisen sie verherrlicht haben. Ist dies Schuhwerk wol hergerichtet, und zumal die leinene Beinschiene noch neu, so sieht es gut aus, aber schlecht und lumpen- oder bettelhaft wenn sich diese Beinbekleidung zerfasert. Und da dies häufiger der Fall ist, gibt es dem Sandalenvolk den ausgeprägten Charakter der zerlumpten Armut, und sein Name wird mißachtend, ja bisweilen als Schimpfwort gebraucht. Als mir eines Tags ein Bürger von San Vito das schöne Panorama der Campagna zeigte, sagte er: Seht Herr, dort, dort liegt die Ciociaria, und er lächelte mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung.

Die Ciociaren tragen lange, brennendrote Westen

und einen spitzen schwarzen Filzhut, an welchem selten eine bunte Feder, eine Schleife oder Blume fehlt. Ich fand unter ihnen, wie überhaupt in der Campagna von Rom, auffallend viele Menschen mit blonden Haaren und mit blauen Augen. Sie scheeren das Haar kurz am Hinterkopf wie die preußische Landwehr, und lassen an den Schläfen lange Büschel niederhängen. Noch einen grauen, zerlumpten Regenmantel, oder ein weißes oder schwarzes Schafsfell hängen wir dem Ciociaren über, und so ist der Sandalenmann fertig; aber eine Flinte geben wir ihm nicht in die Hand, sonst wird er als Räuber im Paß von Ceprano uns anfallen und zurufen: Faccia in terra! und mit erstaunlicher Behendigkeit unsere Taschen ausleeren. Auch das Weib trägt die Sandalen, einen kurzen bunten Rock, eine bunte schräg oder quer gezogene Wollenschürze, ein weißes oder auch rotwollenes Kopftuch, und endlich den busto, das Hauptstück der weiblichen Kleidung überhaupt in ganz Latium. Dies ist das Mieder von steifer gesteppter Leinwand, hart wie ein Sattel, breit und hoch, und an Achselbändern auf den Schultern ruhend. In ihm wiegt sich und stützt sich die Brust, es scheint als Bollwerk die Tugend zu schirmen, als ein so gar fester Panzer umgibt es den Busen, doch lose und weit abstehend, so daß es gleichsam noch als Tasche dient.

Mit der Vigilie werden die Pilgerzüge häufiger; man hört bald nichts mehr, als den melancholischen Gesang der Processionen, welche eine nach der andern in der Stadt anlangen, die engen Straßen durchschreiten und nach der Kirche ziehen. Hier am Wanderziel angelangt,

scheinen diese Menschen aller Müdigkeit zu vergessen; ihre Gesichtszüge beleben sich von Inbrunst und Exaltation. Sie werfen sich vor der Kirche auf die Kniee, die Hände an dem Pilgerstab gefaltet, ihr Bündel noch auf dem Kopf, und mit lautem Gesang singen sie die Litanei, dann erheben sie das gellende Geschrei: Grazie, Maria! Sie rutschen auf den Knieen die Stufen der Kirchentreppe empor; hie und da sieht man Weiber jede Stufe küssen oder mit der Zunge belecken — ein ekelerregender Anblick, der dadurch nicht gemildert wird, daß man sich erinnert, wie auch Karl der Große in so bigotter Weise die Stufen des Sanct Peter hinaufrutschte.

Schreckenerregende Scenen fehlen nicht; ich sah einen Menschen wie einen Hund auf den Vieren schleppen; an einem Tuch wurde er so in die Kirche geführt, während er wie ein Wärwolf heulte. Man sagte mir in der That, daß er diese Krankheit des Wärwolfs habe, was man in Latium Lupomanaro nennt. Ich hörte ein Weib stundenlang vor dem Gitter der Marienkapelle heulen; man sagte mir, daß sie besessen sei.

Fortdauernd rutschen Pilgerzüge auf den Knieen durch das Seitenschiff der Kirche vor jenes Eisengitter, singend, betend, und mit Extase um Gnade schreiend. Dieser Schrei „Grazie, Maria!" gellte mit schrecklicher Kraft, und die fieberhafte, ja rasende Inbrunst, mit welcher er ausgestoßen wird, machte mich tief erschaudern.

Die Lichter brennen; es ist Nacht geworden; die Pfeiler der Kirche werfen tiefe Schatten über den Boden und auf die Menschengruppen, während andere Gestalten im magischen Helldunkel sich herausheben, andere den vollen

Lichtreflex empfangen. Schöne Scenen sieht man nun. Denn rings an den Säulen, um die Altäre, auf dem Marmorgetäfel des Bodens, vor den Capellen sitzen die müden Pilger in Gruppen beisammen, und ihre Costüme, ihre Physiognomien, der Wechsel der Lebensalter, der psychologische Ausdruck ihrer Gesichtszüge geben ein lebendiges Gemälde, welches zum Anschauen wie zum Nachforschen unendlich reizt. An kleinen Tischen sitzen zu gleicher Zeit die Augustinermönche, die Ablaßzettel oder Messen verkaufend, und sie scharren mit stumpfer Ruhe das Geld des Armen ein.

Vor der Kirche dieselben Gruppen auf der nackten Erde, und unabläſſig neue Pilgerzüge, welche ankommen. Sie enden weder Nacht noch Tag, und indem sie die ganze Nacht hindurch, welche dem eigentlichen Fest vorangeht, herbeiziehen, einer dem andern folgend, und die feierlichen Klänge des lateinischen Hymnus fort und fort die Stille durchschweben, verbreiten sie eine mystische Atmosphäre um den Ort, unter deren Einfluß das Gemüt gebannt wird. Seines bemächtigt sich am Ende eine trauervolle Schwermut; die Geister der Lebensfreude fühlen sich gelähmt. Und doch hat dieser religiöse Strom, welcher Tausende aus der Ferne in einem und demselben Zuge fortträgt, wieder etwas Beruhigendes, wie jede harmonische Bewegung der menschlichen Geister, selbst im Schmerz.

Der Ort konnte die Pilger nicht fassen. Als es tiefere Nacht wurde, sah man diese hartgewöhnten Menschen auf dem rauhen Steinpflaster allerwegen in Schaaren sich niederlegen. In allen Straßen, um die Brunnen,

auf den Plätzen lagen sie, eine Nachtrast haltende Völkerwanderung im kleinen. Aber es ist ein altes Gesetz des Himmels, daß es regnet, wenn eine festtägige Menschheit beisammen ist, denn es gibt keinen größern Spötter als dieser Himmel ist, wenn er auf das seltsame Treiben der Menschenkinder herunter sieht. Und kaum lagen die Pilger — ein Knäuel von Hunderten von Beinen und von Armen — als Regen fiel. Jetzt Flucht, Verwirrung und Wehklagen, und das Zusammendrängen der Bedauerungswürdigen unter irgendeinem vorspringenden Dach oder der Halle eines Hauses. Und wie viele, ermüdet von der Wanderung, mochten obenein, sei es aus Armut, sei es um des Gelübdes willen, ohne Speise geblieben sein! Am Morgen des Festtags Gottesdienst, und Meßkram. Man verkauft goldenen Schmuck, Heiligenbilder und Rosenkränze; am Eingang der Wallfahrtskirche aber viele Hunderte von Fläschchen in Fingerhutgröße, welche Oel aus den Lampen enthalten, die vor dem Madonnenbilde brennen. Das Volk kauft sie begierig für einen Bajocco das Stück, als unfehlbares Heilmittel für alle Krankheiten. Nachmittags Concert einer Musikbande, die niemals fehlende Tombola oder Lotteria, und am Abend Feuerwerk. Dann tanzen wol auch die Pilger fröhlich unter den Eichen des Parks; doch die meisten ziehen schon wieder heim, sobald sie ihre Gebete verrichtet und ihre Gaben dargebracht haben; und man sieht nun dieselben Menschen in geordneten Zügen, mit Gesang, hinauswandern, geschmückt mit den Sträußen von gemachten Rosen oder Nelken, welche im Süden bei solchen Festen verkauft werden. Auf dem

Punkt der Straße, wo man Genazzano zum letztenmal erblickt, knieen sie nieder, und die Hände an den Pilgerstäben faltend, verrichten sie das stille Abschiedsgebet — eine Scene unter freiem Himmel, die mir von allen die schönste erschien; ich sah gern den Frauengestalten zu, wenn sie mit graziöser Bewegung niederknieten, die Augen nach dem Heiligtum gerichtet, von dem sie getröstet Abschied nahmen.

Auch wir verlassen Genazzano, um weiter nach Pagliano und Anagni zu reiten.

Pagliano, eine Stadt von 3700 Einwohnern, liegt sechs Miglien von Genazzano entfernt, auf einem von Baumwuchs und Weingärten beschatteten Felsenhügel, welcher sich einzeln über der Campagna erhebt. Eine herrliche Fahrstraße führt dorthin, Maisfelder durchschneidend, und in nicht allzuweiter Ferne hat man links neben sich die große Pyramide des Monte Serrone, welcher diese ganze Gegend beherrscht, und ihr einen ernsten und grandiosen Charakter verleiht.

Noch angenehmer ist der Feldweg, wo man über Wildnisse bequem fortreiten kann, bis man den Felsenhügel erreicht. Auf seinem Gipfel erhebt sich die kleine, weiße Festung, ehedem ein wichtiger und oft bestrittener Punkt, zumal in den vielen Campagnakriegen, oder in jenen Fehden, welche die Colonnesen mit den Päpsten geführt haben. Hoch und steil, ist sie schwer mit Geschütz zu dominiren. Gegenwärtig dient sie zum Bagno oder Gefängniß von mehr als 200 Galeoten, welche eine Abteilung päpstlicher Jäger bewacht. Das Städtchen selbst, freundlich durch seine bezaubernde Lage, liegt unter dem

Castell, um welches es einen Ring bildet. Die Straßen sind eng, bis auf wenige Plätze, die Häuser schwarz und unansehnlich, wenn man wenige palastähnliche Gebäude ausnimmt, und nirgend wird man anderer Regsamkeit gewahr als jener der Landleute, die aufs Feld ziehen oder von ihm heimkehren.

Nur der Palast der Colonna, deren eine Linie sich von Pagliano nennt, und der Hauptzweig des berühmten Geschlechts geblieben ist, wird uns hier beschäftigen. Es ist ein schönes Gebäude aus schwärzlichem Tuf, im regelmäßigen Viereck gebaut, von nur zwei Stockwerken Höhe, aber geräumig, und gleich am Eingang der Stadt auf dem Rand des Hügels gelegen, von wo man der köstlichen Aussicht nicht satt werden kann. Der elegante und moderne Stil gehört dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, in welchem der Palast muß restaurirt worden sein. Wenn man die berühmten Personen der Familie Colonna kennt, und weiß wie tief dieses Herrengeschlecht in die Geschichte Roms, der Päpste und Italiens eingegriffen hat, so wird man ihren Sitz von Pagliano mit nicht geringem Interesse betreten. Es ist daher passend, hier von der Geschichte dieser Familie wenigstens die Umrisse anzugeben, und dem Leser ihre hervorragendsten Persönlichkeiten ins Gedächtniß zu rufen.

Neuerdings hat sich der Römer Antonio Coppi, als Fortsetzer der Annalen Muratori's rühmlich bekannt, durch seine „Memorie Colonnesi“ (Rom 1855) um die Geschichte des Hauses Colonna und des römischen Mittelalters verdient gemacht. Dieses Buch ist eine tüchtige Arbeit von sehr großer Genauigkeit und Sorgfalt; es

liefert gute Materialien für die Geschichtschreibung, und verdankt sie dem berühmten Hausarchiv der Colonnesen. Herrn Coppi, wie dem andern Geschichtschreiber dieses Geschlechts, dem Grafen Litta von Mailand, stellte Don Vincenzo Colonna von Rom dies Archiv zur Verfügung. Unter den Geschichten der Adelsgeschlechter, deren es in Italien vor allen andern Ländern so viele gibt, daß sich mit ihren Annalen Bibliotheken anfüllen, verdienen die Denkwürdigkeiten jenes Hauses um ihrer historischen Wichtigkeit willen die größte Beachtung. Aus dem ältesten Mittelalter hervorgegangen, charakterisirt es die Geschichte des mittelalterlichen Rom und seiner Campagna. Unruhig, kriegerisch, eroberungssüchtig, diente es als ein beständig bewegendes Princip in der Geschichte der Stadt. Reich geworden durch den Besitz von Gütern und Vasallen, konnte es doch nicht wie andere und weit jüngere Geschlechter, zumal im Norden Italiens, zu einem selbständigen Fürstentum gelangen, weil seine Besitzungen im Gebiet der Päpste lagen; daher ewiger Krieg mit diesen und die Anhänglichkeit an die römischen Kaiser. In Waffen ist dies Haus größer und berühmter gewesen als in Thaten des Friedens, wenngleich es einen Papst Martin V., welcher das Schisma beendigte, und viele Cardinäle unter seinen Söhnen zählt. Cultur und Wissenschaft verdanken ihm im ganzen nicht allzu viel, und der Name Colonna verstummt in dieser Beziehung in Rom vor einzelnen, zum Teil fremden Päpsten und ihren Familien, die zu nennen überflüssig ist. Nur vorübergehend sind einzelne Erscheinungen in diesem Hause, welche mit der Blüte der Wissenschaften und Künste zu-

sammenhängen, wie Petrarca's Verhältniß zum alten Stephan Colonna und dessen gebildeten und ritterlichen Kindern, und wie endlich die gefeierte Dichterin Vittoria Colonna, Zeitgenossin jener beiden schönen Frauen Julia Gonzaga und Johanna di Aragona, welche in dieses Haus hineingeheiratet hatten.

Der Ursprung der Familie ist ungewiß, aber wol stammt sie von jenen Grafen von Tusculum ab, welche im zehnten Jahrhundert Rom beherrschten. Nach dieser, schon von Muratori aufgefaßten Ansicht, welche Coppi ausführt, wäre als Stammvater der Colonnesen der Markgraf Albrich, Gemal der berüchtigten Marozia, anzusehen, welcher im Jahr 924 starb, und von dessen Nachkommen fünf den Stul Petri fast ununterbrochen besessen haben. Der Name Colonna tritt indeß erst am Anfang des zwölften Jahrhunderts auf, mit Pietro de Columna, von dem wir schon geredet haben. In dieser ersten Periode des Geschlechts finden wir die Städte Colonna, Zagarolo und Monte Porzio in seinem Besitz. Ob nun die Colonnesen jenes alte Haus der Grafen von Tusculum, welches mit der Zerstörung dieser Stadt durch die Römer (1191) verschwand, wirklich fortsetzten oder nicht, gleich viel, sie kamen von jenen Bergen, und zogen sich weiter und weiter in die Campagna hinüber; sie reichten von Monte Fortino, das heißt vom Volskergebirg, bis zu dem Aequer- und Hernikergebirge, selbst bis in die Sabina; Palestrina wurde ihr Hauptsitz, und sie eigneten sich alles umliegende Land an.

Im dreizehnten Jahrhundert begann ihre Macht und ihr größerer Einfluß in Rom, wo sie seit alten Zeiten

einen Palast neben der Kirche Santi Apostoli, in der Region Via lata besaßen. Cardinäle dieses Hauses spielen im dreizehnten Säculum eine große Rolle, und die Geschichte der Hohenstaufen nennt die Colonnesen als eifrige Ghibellinen in Rom. Wer endlich kennt nicht den Anteil, den sie an Bonifacius' VIII. Sturze hatten?

Im vierzehnten Jahrhundert, in der Zeit des Exils der Päpste in Avignon, stritten sie um die Herrschaft der Stadt mit den mächtigen Orsini, seither ihren geschwornen Widersachern und Freunden der Päpste. Damals glänzte Stephan der ältere als das Haupt der Colonnesen, und an ihn richtete Petrarca die bekannten Sonette und Briefe.

Im vierzehnten Jahrhundert trennten sich die Linien von Palestrina und von Pagliano.

Im fünfzehnten vergrößerte sich die Macht des Hauses durch die Gunst des Königs Ladislaus von Neapel; ferner durch Johanna II., und endlich durch den Umstand, daß Otto Colonna als Martin V. den päpstlichen Stul bestieg. Seit dieser Zeit erlangten die Colonnesen viele Lehen auch im Königreich Neapel, zumal das Herzogtum Marsi (wovon ihr Titel Marsorum Dux) und die Grafschaft Celano, zusammen 44 Städte und Castelle.

Zur Zeit Sixtus' IV. waren sie im Krieg mit dem heiligen Stul; Girolamo Riario, Neffe jenes Papsts, belagerte Pagliano, ohne es jedoch zu erobern, da der Papst plötzlich starb. Nicht minder führten sie mit Alexander VI. Krieg, und es vergingen überhaupt wenige Jahre, ohne daß die Campagna verheert wurde. Hier war es nun der Zweig von Pagliano, welcher alle bedeutenden

Männer in sich faßte. Ich nenne nur Fabricius, den ersten Connetabel aus dieser Familie, und seine zwei Kinder Ascanius (1522—1553, Gemal der Giovanna di Aragona) und Vittoria, Gemalin des Marchese von Pescara, Fernando d'Avalos. Ascanio's Sohn war Marcantonio, berühmt als einer der Sieger von Lepanto. Welchen Anteil schon vorher der Cardinal Pompeo Colonna an dem Unglück Clemens' VII. und dem „Sacco di Roma" hatte, ist allen bekannt, welche von jenen Ereignissen irgend gelesen haben.

In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts drohte den Colonnesen großes Unheil, da sie, mit Paul IV. zerfallen, von diesem leidenschaftlichen Papst ihrer Besitzungen, wie zur Zeit Bonifacius' VIII., beraubt wurden. Das geschah durch die Bulle vom 4. Mai 1556. Pagliano erhob er hierauf zu einem Herzogtum, und verlieh es seinem Neffen Johann Caraffa, demselben, welcher bald darauf die eigenmächtige Hinrichtung an seiner Gemalin vollzog. Marcantonio, das Haupt der Colonnesen, verteidigte sich, und in Gemeinschaft mit dem Herzog Alba durchzog er die Campagna, seine eigenen Städte wieder zu gewinnen. Dies ist der berühmte Krieg Paul's IV. mit dem König von Spanien, welcher auch der Campagnakrieg genannt wird. Er wurde im Jahr 1557 durch den Frieden zu Cave (bei Genazzano) unter Vermittlung Alba's und des Cardinals Carl Caraffa beendigt. Aber erst nach dem Tode Paul's gewann Marcantonio seine Güter wieder; jene die sie ihm entrissen hatten, fanden ein schreckliches Ende: Johann, Herzog von Pagliano, wurde in der Torre di Nona zu Rom

enthauptet, und der Cardinal Caraffa in der Engelsburg erwürgt.

Vielleicht ist Marcantonio mit Recht der letzte Colonnese zu nennen. Er ward in Pagliano begraben im Jahr 1584. Seither änderten sich die Zeiten; die Colonnesen führten mit den Päpsten keine Kriege mehr, und ihr ungeheures Besitztum schmälerte sich durch Verkauf, zu dem sie aus Verschuldung gezwungen wurden. Der Ruhm von Lepanto war kostbar; Don Vincenzo Colonna sagte mir, daß Marcantonio aus dem Vermögen der Familie eine Million für jenen Krieg hingegeben hatte, und daß die Colonnesen seither sich nicht mehr erholten. Schon 1622 verkauften sie die uralten Besitzungen Colonna und Zagarolo; im Jahr 1630 aber sogar Palestrina, wo nun die Barberini Herren sind. Das Haus sank von seiner Größe für immer herab, doch besteht es noch in Zweigen von Pagliano fort, dessen Haupt gegenwärtig ist Giovanni Andrea, Gemal der Isabella Alvarez von Toledo. Von Rom hat es sich indeß nach Neapel hinübergezogen, wo die Colonna in der Regel leben. Die größere Zahl ihrer Feuda liegt auch im Königreich Neapel; denn Philipp III. Colonna († 1818) besaß im Kirchenstaat 27, im Königreich Neapel 62, in Sicilien 8 Lehen, zusammen mit 149,403 Vasallen. Die Güter im Kirchenstaat sind folgende: Anticoli, Arnara, Castro, Cave, Ceccano, Collepardo, Falvaterra, Genazzano, Giuliano, Marino, Morolo, Pagliano, Patrica, Piglio, Posi, Ripi, Rocca di Papa, San Lorenzo, Santo Stefano, Sgurgola, Serrone, Sonnino, Supino, Trivigliano, Vallecorsa und Vico.

Die Feuda waren Majorate, und der größere Teil der Güter blieb fideicommissarisch verpflichtet, je nach den örtlichen Gesetzen. Aber die Revolution änderte dieses alte System. Im Königreich Neapel wurde die Lehnsgerichtsbarkeit im Jahr 1806, in Sicilien 1812 abgeschafft, und im Kirchenstaat verzichtete der größere Teil der Barone darauf im Jahr 1816, nach dem Beispiel des Prinzen Colonna. In Neapel wurden die Fideicommisse teilweise abgeschafft im Jahr 1807, und gänzlich im Jahr 1809. Aber zur Zeit des Todes Philipp's III. waren sie in Sicilien (wo sie später am 2. Aug. 1818 aufgehoben wurden) noch in Kraft, und ebenso im Kirchenstaat, wie sie es noch gegenwärtig sind. Deshalb wurde die Nachfolge nach den verschiedenen Gesetzen geregelt, und das väterliche Erbe geteilt.

Philipp, der Abkomme des berühmten Marcantonio Colonna in gerader Linie, hinterließ nur drei Töchter, Maria (vermält mit Giulio Lante della Rovere), Margaretha (vermält mit Giulio Cesare Rospigliosi), und Vittoria (vermält mit Francesco Barberini); den Stamm pflanzte sein Bruder Fabricius fort, Großvater des Giovanni Andrea Colonna, des heutigen Haupts der Familie.

Dies ist was ich von einem so berühmten Geschlecht habe berichten wollen, ehe ich den Leser in den Palast von Pagliano führte. Aber dieses Schloß, einst durch Pracht und Glanz belebt, ist heute, wie hundert andere Baronalschlösser in den Städten und Campagnen Italiens, nichts als ein ödes und stilles Haus, durch welches ein mürrischer Castellan führt, leere Wände zeigend,

und bedauernd, daß die alte schöne Waffensammlung der Familie, Trophäen von vielen Schlachten, nicht mehr vorhanden, und daß die kostbaren Gemälde verkauft, verschleudert oder anderswo hinüber gebracht seien. Indeß mit Vergnügen durchwandern wir alte und öde Adelsschlösser, wo die Stammbäume als dürre Pflanzen an der Wand hängen, verdunkelt und angeraucht, und wo die Tapeten zerfasern wie die Diplome, welche die bürgerliche Zeit und der Vasall endlich zerrissen hat. Wie gespensterhafte Schatten erscheinen noch übergebliebene Ahnenbilder, braun und schwarz geworden, in schweren vergoldeten Ramen, und sie fesseln den Blick des Betrachters mit jener geheimnißvollen Macht, welche der Poesie des Vergangenen eigen ist. Da hängen Brustbilder von Kriegergestalten, dort von Cardinälen, hier von schönen Damen, deren Stuartkragen ihr Zeitalter kenntlich macht. Freilich fand ich ihrer wenige, kaum dreißig Porträts, und sie wurden mir um so mysteriöser, je weniger mir der Castellan davon zu sagen wußte. Denn in seinem Kopfe war es wüster und leerer als im Palast seiner Herren, und alle Erinnerungen und Ahnenbilder seines Hauses waren im Bewußtsein dieses modernen Menschen völlig ausgelöscht. Was hätte ich nicht gegeben, vermochte er mir jene schöne bleiche Frau mit dunkelschwarzen Augen zu bezeichnen, gehüllt in eine nun verdunkelte rote Sammetrobe? Doch war's am Ende nur ein Name, ob Felice Orsini, oder Lucrezia Tomacelli, oder Diana Paleotti, gleichviel. Oder war es jene unglückselige Herzogin von Pagliano selbst, deren tragisches Ende einen der seltsamsten Romane jener Zeit bildet?

Sie fand ihren Tod nicht in diesem Palast, sondern in einem andern Schloß ihres Gemals.

Es fehlt in der kleinen Galerie nicht das Porträt eines Astrologen, eines mittelaltrigen Mannes, welchen wir uns gewöhnt haben als Charakterfigur und Familiendämon in jedem großen Adelsschloß der Vergangenheit zu denken, nämlich mit langem schneeweißem Bart und in weitem Sammettalar. Solche Tracht stimmt recht wol zu der gediegenen, schwerfälligen und dunkeln Gemächlichkeit mittelaltriger Paläste, in deren Sälen heute unser französischer Leibrock nebst Glacéhandschuhen so überaus abgeschmackt und lächerlich erscheint. Der Sterndeuter, dessen Brustbild uns anzieht, war Nicolaus Colinus de Paliano, Astrologus Insignis, wie die Inschrift sagt.

In andern Zimmern findet man die weißen Wände mit Ansichten von Städten und deren Planen geschmückt, wie von Madrid, Paris, Venedig, Florenz und Genua.

Die Säle sind mittelmäßigen Raums, und sehr ländliche Zimmer, im Vergleich zu dem fürstlichen Prachtsaal, welchen man im Palast der Colonnesen zu Rom bewundert.

In unmittelbarer Nähe steht die Kirche des heiligen Andreas, Familien- und Gruftkirche der Colonna, ein zierliches Gebäude von mäßigen Verhältnissen, und im Innern reich decorirt. Sie enthält die Gräber des Zweigs von Pagliano. Es war Filippo I. Colonna (1578 bis 1639), welcher die Asche von vielen seiner Ahnen, die vorher an andern Orten beigesetzt gewesen, nach Pagliano schaffen ließ, wo er seinen Vorfahren, sich

und den Seinigen ein unterirdisches Gewölbe erbaut hatte. Als ich in dieses hinabstieg, erstaunte ich nicht wenig über seine gänzliche Schmucklosigkeit; die Wände dieser geräumigen, runden Grabkammer sind weiß übertüncht; kein Sarkophag, noch irgendein Monument von Marmor zeigt sich hier, sondern rings um die Mauern laufen nur die Inschriften, deren gleichförmige Charaktere dem siebzehnten Jahrhundert angehören. Doch im Chor der Oberkirche sind einige Grabdenkmäler aufgestellt. Man findet die Inschrift auf Marcantonio und seine Gemalin Felice Orsini, auf Ascanius und Johanna von Aragona, seine Eltern, auf Fabrizius und Agnese von Montefeltro, seine Großeltern. Ob die schönste Frau Italiens, Giulia Gonzaga, des Vespasiano Colonna Gemalin, in Pagliano begraben liegt, weiß ich nicht anzugeben; ebenso wenig weiß ich dies von der berühmten Poetin Vittoria; sie starb im Februar 1547. In ihrem Testament (welches so viel ich weiß noch nicht abgedruckt worden ist) bestimmte sie, daß man sie in dem Kloster begraben solle, wo sie sterben werde. Sie setzte zugleich ein Legat für die Nonnen von S. Anna de' Falegnami aus, welche sie in ihrer Krankheit gepflegt hatten, und der Testamentsact selbst wurde am Lager der Sterbenden am 15. Februar vollzogen, im alten Palast der Cesarini nahe bei der Argentina. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß sie in jenem benachbarten Kloster S. Anna bestattet wurde. *)

*) In nomine Domini Amen. Anno a nativitate ejusdem Domini MDXLVII. Pontificatus Sanctissimi in Christo

Von Pagliano führt keine Fahrstraße nach dem nur sechs Miglien entfernten Anagni, denn jene Stadt hat nur das einzige Tor im Gebrauch, welches gegen Genazzano liegt; wer nach der entgegengesetzten Seite heraus will, muß längs den mittelalterlichen Mauern hingehen. Nur ein labyrintischer Feldweg, zu Pferd passirbar, aber oft steil und rauh, weil der nackte vom Regen ausgewaschene Kalkfels zu Tage liegt, geht durch eine öde Wildniß nach Anagni.

Ich machte diese Straße zu Pferd in Begleitung eines Campagnolen, den ich als Führer mitgenommen hatte, an einem köstlichen Septembertage, welchen ich zu den genußreichsten meiner vielen Wanderfahrten durch die Saturnia tellus zählen werde, so reizend war jene Wildniß und so unvergleichlich der Anblick ihrer majestätischen Gebirge. Der Hügel von Pagliano läuft weit gegen den

---

Patris et Domini nostri Pauli divina providentia Pape III anno ejusdem XIII. Indictione V. mensis Februarii die Martis XV. In presentia mei notarii et testium infrascriptorum ad hoc specialiter vocatorum et rogatorum. Constituta personaliter Illustrissima et Excellentissima Domina Victoria Columna Marchionissa Pescarie infirma corporis, et in lecto jacens, sana tamen mente, et intellectu ac loquela.....

Actum Rome et in Palatio Illustrissimi Domini Iuliani de Cesarinis vocato Argentina, et in stantiis viridarii, et in quadam camera in qua ipsa Illustrissima Domina Testatrix infirma jacebat in lecto presentibus audientibus et intelligentibus hiis videlicet... (folgen die Zeugen).

Ita testavi ego Victoria Columna.

Fluß vor, indem er nach allen Seiten ziemlich schroff niederstürzt. Ihn umkränzen Weinberge vom Gipfel bis zur Sole; auf seinem höchsten Kamm, über welchem wir fortreiten, prangt üppiges Gebüsch von Mastix, von Erdbeerbäumen und starkduftenden Myrten, worüber ich mich verwunderte, weil doch die Myrte die Küste und die lauere Meeresluft zu lieben pflegt. Es wohnen auf dem Hügel Colonisten, wilde und rauhe Menschen, in Strohhütten von konischer Gestalt, wie man sie auf der Campagna von Rom allerwegen findet.

Zwischen diesen Colonien reitet man bis zu einem einsamen Kloster fort, welches herrlich im grünen Wald von Eichen, Castanien und Ulmen liegt. Dies ist der Convent eines Passionistenordens, S. Maria di Pagliano genannt.

Von dort muß man den Wald durchziehen, der sich um den Hügel finster aufbuscht, nur von engen Pfaden durchschnitten. Er senkt sich in die Tiefe, so daß es schwer ist auf dieser Jähe herabzureiten. Unten aber liegt eine romantische Wildniß, ein ödes Gefilde, welches sich zwischen dem Hügel von Pagliano und jenem von Anagni ausbreitet. Nur hie und da eine einsame aus braunem Gestein erbaute Maierei, oder eine Mühle an einem schäumenden Wildwasser, über das wir hinwegsetzen müssen. Aber die Landschaft beleben Heerden von Rindern und Schafen, und es ist angenehm hier den Pifferaro des weihnächtlichen Rom in seinem Naturzustande zu sehen, und die fremdartigen Klänge der cornamusa oder des Dudelsacks zu hören, wenn er in Eile hinter der Schafheerde hergeht, welche unablässig bewegt

und ruhelos, gleichsam wie auf der Flucht das Gras zu weiden scheint.

Gegen Ende Septembers steigen von allen jenen Bergen, die wir um uns und vor uns sehen, die Schafheerden in die Ebenen nieder, und sie wandern bis vor die Mauern Roms, dort zu überwintern. Auf meiner Heimkehr stieß ich auf einen solchen nach Rom ziehenden Pilgerzug von Schafen; es war ihrer eine so große Schaar, daß sie den Weg buchstäblich erfüllte, von zottigen Hunden, von Schäfern zu Fuß und zu Pferd geordnet und bewacht. Ich schätzte diese Wanderer ungefähr auf 3000, aber ein Hirt den ich darum fragte, sagte mir es seien ihrer nah an 5000 Stück, die von der Serra nach Rom zögen. Das Geschrei der Mutterschafe und das Blöken der Lämmer erfüllte die Luft mit jenen sanften Klagetönen, von denen die Campagna vor den Toren Roms im October und November wiederschallt, so daß sie dann noch mehr einer großen classischen Idylle gleicht.

Nun nähern wir uns Anagni, und wir sind schon am Fuß des herrlichen Hügels, auf welchem diese uralte Metropolis der Herniker erbaut ist.

Der Eingang ist freundlich, weil die Fahrstraße von Rom, in welche nun unser Feldpfad einmündet, auf einem rings umgrünten Planum fortgeht, an dessen linker Seite sich eine Kirche mit schöner Façade erhebt, modern von Stil, aber prächtig, und die Beziehung Anagni's zu Rom und den Päpsten uns ins Gedächtniß rufend. Ein hohes und stattliches Tor steht vor uns, und zeigt auf seinem Gesims das Wappen der Stadt,

einen Löwen, in dessen Rücken ein Adler seine Klauen schlägt.

Anagni überraschte mich; an jene finstern Straßen und verwohnten Häuser der Campagnastädte gewöhnt, ritt ich an langen Reihen von ansehnlichen Gebäuden und von Palästen hin, welche den Luxusstil Roms aus dem siebzehnten Jahrhundert zur Schau tragen, und der Stadt das Gepräge einer gewissen Wolhabenheit geben. Dieses moderne Aussehen der so alten päpstlichen Residenz setzte mich in Verwunderung, und ich konnte mir dasselbe nicht erklären, bis ich mir die Geschichte Anagni's geben ließ, und mich darüber belehrte.

Ich kam auf den Platz der Stadt, ein längliches Viereck, dessen eine Langseite wohnliche Häuser, dessen beide Kurzseiten Paläste schließen, während die vierte von einer steinernen Wehr eingefaßt wird. Er liegt am Rande des Hügels, und man blickt, auf ihm lustwandelnd, in die Sacco-Ebene, durch welche sich die via latina von Valmontone her in großen Windungen weiter zieht. Sie berührt Anagni nicht, sondern geht unter seinem Hügel fort, Ferentino und Frosinone vorüber nach dem Liris, den sie gleich hinter Ceprano erreicht. Von diesem Platz aus ist der Blick so schön, daß er auch denjenigen hinreißt, welcher ganz Italien von den Alpen bis an das afrikanische und jonische Meer gesehen hat. Man blickt auf die geradeüber aufsteigenden Volskergebirge, deren sonnige Felsen sich so deutlich darstellen, daß man die Fenster in den gegenüberliegenden Orten sehen kann. Allenthalben ziehen volskische Städte den Blick auf sich, weil sie am Gebirg entlang sich einander folgen. Monte

Fortino, das berühmte Segni, Gavignano, Gorga, Scurgola; dann Morolo, Supino, Patrica, hinter welchem der hohe, als Pyramide aufragende Monte Cacume blau und schön sich darstellt. Dahinter Berggipfel neben Berggipfel; wieder andere Städte; hier Ferentino auf einem Hügel, dort Frosinone, deren Burg noch sichtbar ist, und Arnara, Posi, Ceccano, viele andere Orte, die das Auge auffindet. Gegen die römische Seite dehnt sich die große Ebene aus, begränzt von den Bergen von Palestrina, welches selbst in so weiter Ferne sichtbar wird. Auch die Lateinerberge erscheinen; und so umspannt hier das Auge ohne Anstrengung einen großen Teil Latium's.

Ganz anders gestaltet sich die Landschaft, kommt man auf jene Seite welche dem Platz abgewendet ist. Und hier wird die Lage Anagni's uns recht deutlich. Der Hügel, auf dessen äußerstem Rand es erbaut ist, zeigt sich im Zusammenhang mit der Serra, oder er springt aus ihr in einer sichelförmigen Krümmung hervor. Das Gestein ist nackt, braun und schroff, daher man in eine öde Bergwildniß hinabsieht, in welcher nahe bei Anagni der Ort Monte Acuto steht, ein schwarzes Bergnest, von der Höhe gleiches Namens so benannt.

Ueberblickt man diese Lage, so wird man sich nicht wundern, daß Anagni ein beliebter Zufluchtsort, oder ein Sommersitz so mancher Päpste des Mittelalters wurde, als Landstadt über der offenen Campagna, auf einem Höhenzug, welcher durch seine Luft gesund, und durch seine Felsen und Mauern geschützt ist.

Es ist auch nur das päpstliche Mittelalter, dem Anagni sein geschichtliches Interesse verdankt. Denn ob-

wol Hauptstadt der Herniker, eines kräftigen Volksstamms von Latium, spielte sie doch keine Rolle zur Zeit der Römer, und nachdem sie von diesen erobert worden war, blieb sie eine unterjochte Landstadt. Noch heute erinnern an das römische Altertum einige Trümmer, aber ihrer sind wenige. Man sieht hie und da Ueberreste römischer Mauerarbeit, und findet auf der nördlichen Seite der Stadt eine kolossale Substruction von römischen Bogen, welche den schroff hinuntersteigenden Hügel stützen. Dieses bedeutendste Denkmal römischer Zeit bietet einen imposanten Anblick dar, aber es ist ungewiß, welches seine Bestimmung war. Von den Ueberresten einer Burg ist nichts zu entdecken; wahrscheinlich lag sie auf dem Punkt der Stadt, wo sich heute der Dom erhebt. Auch cyklopische Mauern, wie sie noch Ferentino und Segni haben, finden sich nicht vor.

Erst mit dem Ende des dreizehnten Säculums wurde Anagni eine wichtige Stadt, als es das seltene Glück hatte in einem Jahrhundert vier seiner Mitbürger auf den päpstlichen Tron zu erheben. Der erste war Innocenz III. Conti (1198—1216), dann folgte Gregor IX. Conti (1227—1241), Alexander IV. Conti (1259—1261), und endlich Bonifacius VIII. Gaetani (1294—1303). Aber schon vor ihnen war die Stadt von Päpsten bevorzugt, weil in der Zeit als die Römer eine republikanische Regierung einsetzten, mehrere unter jenen in die Mauern Anagni's sich zurückzogen. Dort starb Hadrian IV. Breakspeare im Jahr 1159, der einzige Engländer welcher die Papstkrone getragen hat, flüchtig vor dem römischen Senat, dessen dringenden Forderungen die

Republik zu bestätigen, er sich entzogen hatte; dorthin floh Alexander III., sein berühmter Nachfolger, nicht minder dessen Nachfolger Lucius III.

Der Vorzug, vier Päpste aus seinem Schooß hervorgehen zu sehen, mußte der Stadt vielfach zum Gewinn gereichen. Sie schmückte sich mit Gebäuden und Palästen; der Charakter ihrer Architektur war der gothisch-romanische, den man in vielen Orten und Ländern Italiens bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein anwandte. Selbst in Genazzano fanden wir dergleichen alte gothische Gebäude. Ihrer aber sind in Anagni wenige außer dem Dom; und die merkwürdigsten das Stadthaus und die kleine Casa Gigli.

Der Palast der Commune ist merkwürdig durch seine mächtige Arcade, über welcher ein einfaches Geschoß ruht. Durch sie geht die Straße fort, als wie durch ein Tor, und es bieten dort Waarenhändler ihre Gegenstände feil. An der Façade befinden sich in Stein gehauene Wappen des Mittelalters, worunter das steinerne Brustbild eines Capitano der Stadt aus dem Hause Rovere, also dem fünfzehnten Jahrhundert angehörend. Höchst merkwürdig ist die Hinterseite durch die architektonische Verzierung des Gesimses und der Fenster mit kleinen Säulen im moresken Geschmack, wie man ihn ähnlich in Ravello oberhalb Amalfi wieder findet.

So hat sich das Stadthaus von dem allgemeinen Untergang des mittelaltrigen Anagni gerettet, und dient nun neben der Casa Gigli als Monument der Vergangenheit. Dieses Haus, ein kleines Gebäude, wol aus dem vierzehnten Jahrhundert, erinnerte mich an Häuser

in Palermo. Es ist ein Viereck mit plattem Dach, und einer Vorhalle. Diese besteht aus zwei Rundbogen; wo sie zusammenlaufen, ruhen sie auf einer einzelnen Säule. An ihr läuft eine freie Treppe von Stein zu der gewölbten Thür empor, welche in der Tiefe der Vorhalle angebracht ist. Schön wiederholt sich die Architektur dieser Halle in dem einzigen Fenster, welches gleichfalls den Rundbogenstil und die einzelne tragende Säule zeigt. Ueber den Bogen gliedert sich das Gesims in kleinen Bogenausschnitten einfach und harmonisch ab; und indem nun darüber auf dem platten Dach Vasen voll blühender Blumen stehen, erhält dies kleine Haus einen reizenden und südlich fremden Charakter.

Als ich diese Casa erblickt hatte, setzte ich mich auf einen gegenüberliegenden Stein und zeichnete ihr Bild in meinem Wanderbuch ab. Sofort umringte mich eine Schaar von Bürgern, und indem sie mein Vorhaben billigten, erkannte ich zugleich, daß sie einen gewissen patriotischen Stolz in dies Denkmal der bessern Zeit setzten. Sie klagten bitter über jene vier Päpste, ihre Landsleute, daß sie im ganzen so wenig für ihre Vaterstadt gethan hätten, und zumal daß sie Anagni nicht mit einer Wasserleitung versorgten. Dies ist freilich ein Unglück, denn die Anagninen trinken das schlechteste Cisternenwasser, welches mir gänzlich faul und ungenießbar erschien; indeß ist ein Aquäduct nur mit großen Kosten herzustellen, da er vom Monte Acuto über einen tiefen Taleinschnitt müßte hergeleitet werden. Wol, sagten jene Bürger, der Aquäduct würde große Summen gekostet haben, aber bedenkt, es waren ihrer vier Päpste, und

qualche cosa per uomo hätten sie hergeben, und so endlich das Werk ausführen können.

Ich führe meine Leser gleich zu dem Dom. Er liegt auf der höchsten Erhebung des Hügels am Tor von Ferentino, auf einer ziemlich verbauten Stelle, so daß seine Façade und sein freistehender Glockenturm keine Wirkung hervorbringen. Diese Kirche ist eine der ältesten in Latium, älter überhaupt als die meisten Dome im Kirchenstaat, da sie der Zeit vor dem ersten Kreuzzug angehört. Denn nach dem Werk des De Magistris über Anagni erbaute sie Pietro, Bischof der Stadt, aus dem Geschlecht der langobardischen Fürsten von Salerno, im Jahr 1074; er selbst nahm am ersten Kreuzzug als Gefährte des berühmten Boemund von Tarent Teil. Heute liest man an der Hauptthüre des Doms auf einem Stein in der Wand:

Quisquis ad hoc templum tendis venerabile gressum
Mox Conditorem cunctorum nosce bonorum
Condidit hoc Petrus magno conamine Praesul
Quem genuit tellus nobis dedit alta Salernus
Sic miserere sibi superi patris unice fili.

Die Charaktere dieser Verse sind modern, und wol aus dem sechzehnten Jahrhundert, aber Geist und Ausdrucksweise der Inschrift gehören der Zeit des Gründers des Doms an.

Mehrmals von den Bischöfen der Stadt und den Päpsten erneuert, hat die Kathedrale doch ihre ursprüngliche gothisch-romanische Gestalt behalten. Die Façade ist von roher Architektur, und von einer unbeholfenen Gliederung. Sie gipfelt sich zu einem stumpfwinkligen

Giebel auf, dessen Dreieck ein einfaches Gesims abschneidet. Ein gewölbtes schmuckloses Fenster ist darin angebracht, darunter ein großes viereckiges, offenbar aus späterer Zeit. Die Pforte (es gibt nur eine) hat ein geschmackloses Gesims, welches aus verschiedenen Balken von Stein zusammengeflickt ist; Löwen- und Ochsenköpfe roher mittelaltriger Arbeit zieren diese. Ohne erkennbaren Zweck stehen ferner unsymmetrisch, weil nur an der einen Seite der Thüre, zwei aufgemauerte und an die Wand gestellte Pilaster mit zusammengesetzten Capitellen. Ueber der Thüre spannt sich ein römischer Rundbogen von Stein, mit einfachen Arabesken geschmückt. Das Mauerwerk besteht durchweg aus dem rohen, schwarzen Kalktuf des dortigen Gebirgs. Man sieht, daß die Façade im Grunde die alte Anlage bewahrt, aber daß sie eine spätere Restauration nur zur Not und in Eile bekommen hat.

Schön und geräumig ist der Dom im Innern, nicht in der Form der Basiliken, sondern in jenem gemischten gothischen Stil aufgebaut, welcher sich in Rom vereinzelt in Santa Maria sopra Minerva findet. Er hat drei große Schiffe und einen erhöhten im Kreuz gewölbten Chor. Der Fußboden ist musivisch ausgelegt, eine Arbeit der bekannten römischen Cosmaten vom Jahr 1226, und auf Kosten des Bischofs Albert und des Canonicus Rainaldo Conti ausgeführt, der als Alexander IV. den päpstlichen Tron bestieg. Unter dem Chor steigt man zur Krypta hinab, welche besonders merkwürdig ist, und einmal eine genaue Darstellung verdiente. Sie ist ein auf Säulenstellungen ruhendes Gewölbe von mäßiger Höhe;

beide, gewölbte Decke sowol wie Boden, schmückt bunte Mosaik, während die Wände nicht minder bunt und in gedrängter Fülle mit alten, leider sehr beschädigten, oft schon ganz unkenntlichen Fresken überladen sind. Es lassen sich unter ihnen verschiedene Epochen leicht erkennen, denn manche dieser biblischen Darstellungen sind äußerst rohen byzantinischen Stils, andere freier behandelt, und es gibt unter den Gemälden Köpfe von schöner und graziöser Malerei, namentlich auf einem Bild, welches die Verehrung des Kreuzes darstellt. Ihre Zeit scheint die des Cimabue zu sein.

In dieser Unterkirche befindet sich das Grab des Sanct Magnus, des Heiligen des Doms, und eine alte Inschrift sagt, daß im Jahr 1231 daselbst Meister Cosma an der Translocation des Märtirergrabes beschäftigt war. Man sieht also, wie diese alte Künstlerfamilie, welche Rom mit manchem architektonischen Ornament schmückte, auch draußen in den Landstädten thätig war.

Auch die Chorcapelle, im hintern Schiff, bewahrt eins ihrer Monumente, ein altgothisches Tabernakel über einem Sarkophag von Marmor, dessen Form mich bei dem ersten Anblick an das Grabmal des Bischofs Consalvus erinnerte, welches Johann, der Sohn des Cosma, im Jahr 1298 in S. Maria Maggiore zu Rom aufstellte. Unzweifelhaft ist auch dies Tabernakel von ihm, und nur vier Jahre früher gearbeitet, da die Inschrift sagt:

In isto tumulo requiescunt ossa D. Petri Episcopi
Qui nutrivit D. Bonifacium Pap. VIII Item subtus
Ossa D. Goffredi Cajetani Comitis Casertani.
Item ossa D. Jacobi Cajetani hic recondita Kal. Augusti
Anno D. 1294.

Auf dem sehr einfachen Sarkophag, welcher diese Mitglieder der Familie Gaetani umschließt, befindet sich das Wappen des Geschlechts, doch ohne die Adler; da das Schild der Gaetani in der Regel auf zwei Feldern die beiden doppelten sich schlängenden Bänder oder Streifen, und auf den andern Feldern die Adler führt.

In derselben Chorcapelle zieht noch ein anderes Altertum unsere Aufmerksamkeit auf sich; es ist das ein altes, sehr gutes Madonnenbild, worunter die Inschrift zu lesen ist:

Hoc opus fieri fecit Doñ. Raynald Presbyter et Clericus istius ecclesiae anno Dni. M. CCCXXII. mense Madii.

Also war es ein Geschenk desselben nachmaligen Alexander's IV. Conti.

Wenig Denkmäler von jenen Anagninischen Päpsten sind sonst im Dom übrig geblieben. Dazu gehören vor allem die Gewänder Innocenz III. und Bonifacius VIII., welche in einem Schrank der Sacristei gezeigt werden. Das Meßgewand des berühmten Innocenz ist besonders schön, aus blauem Stoff, reich und schwer in Gold ricamirt, und mit eingewirkten Gemälden neutestamentlicher Gegenstände von so auffallender Schönheit bedeckt, daß sie eher nach Bildern Giotto's, oder des spätern Fiesole gemacht zu sein, als einer so frühen Zeit anzugehören scheinen. Weit roher ist der schwerfällige Mantel Boni=

facius' VIII., der nur Stickereien von Adlern und von Löwen enthält.

Der Sacristan zeigte mir neben diesen Gewändern auch mehrere alte Bischofsmitren und Krummstäbe, deren außer Gebrauch gekommene Form den Antiquar beschäftigen mag.

Vergebens suchte ich nach Büsten oder Bildsäulen jener Päpste; es gibt deren keine, nur an der Außenseite des Doms sitzt in einer seltsamen und sehr altertümlichen Nische, oder in einem Tabernakel, unter dem Dachgesimse die marmorne Figur eines Papstes auf dem Tron. Man sagte mir, daß diese unförmliche Bildsäule von götzenhaftem Ausdruck Bonifacius VIII. vorstelle.

In späterer Zeit stellte man die Brustbilder aller vier Päpste im Chor des Doms auf, große Medaillonbildnisse auf Leinwand, die nun über den beiden Galerien des Chors frei in der Luft stehen; ein bizarrer Einfall, der erst dem siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert angehören kann.

Ehe wir den Dom verlassen um zu dem Palast Bonifacius' VIII. zu gehen, erinnern wir Deutschen uns mit hohem Interesse an manche Scene, welche von hier aus tief und folgenschwer in unsere Geschichte eingegriffen hat. Denn die Kathedrale Anagni's steht zu dem Hohenstaufengeschlecht in bedeutender Beziehung. Dort vor jenem Altar stand einst Alexander III. am Gründonnerstag des Jahres 1160, und verfluchte feierlich den großen Kaiser Barbarossa; dort las Innocenz III. die Bulle, welche Friedrich II. excommunicirte, und auf derselben Stelle verfluchte endlich Alexander IV. unsern jungen

Helden Manfred. Wilde und barbarische Scenen des Mittelalters; sie sind nun lange vorüber, wie die Herrlichkeit unseres großen römischen Reichs, und wie die Gewalt des Papsttums selbst.

Der letzte der Päpste aus Anagni war Bonifacius VIII. aus dem Haus der Gaetani; er ist es, welcher der Stadt das hauptsächlichste Interesse verleiht. Wer kennt nicht seine Gefangennahme in seinem Palast, endlich seine Befreiung und sein unmittelbar darauf folgendes tragisches Ende? Dessen wollen wir uns in der Kürze an diesem Ort erinnern.

Im Jahr 1294 hatte ein seltsamer Zufall den Einsiedler Pietro da Morone aus seiner apulischen Wildniß vom Berg Majella auf den päpstlichen Tron erhoben. Der schwache und unfähige Eremit hatte seinen Sitz in Neapel genommen, wo er ein willenloses Werkzeug in den Händen des Königs Karl war; nach der päpstlichen Krone aber strebte der herrschsüchtige und energische Cardinal Benedictus Gaetanus von Anagni. Pietro oder Cölestin V. beschloß die Papstkrone niederzulegen. Er that dies fünf Monate nach seiner Erwählung, und floh in seine Wildniß zurück. Aber kaum war Gaetani als Bonifacius VIII. auf den Stul Petri gestiegen, als er den Flüchtling aufgreifen und nach Anagni in seinen Palast bringen ließ. Von dort schaffte er ihn nach der nahegelegenen Burg Fumone, wo der unglückliche Eremit sein Leben endete.

Bonifacius hatte es nicht vergessen, daß die beiden Cardinäle aus dem Hause Colonna, Jacopo und Pietro, seiner Erwählung widerstanden hatten, und er sann

darauf, diese mächtige Familie zu demütigen. Im Jahr 1297 brach die offene Feindschaft zwischen ihm und jenen aus, unter Umständen welche ich hier übergehe. Im Mai 1297 excommunicirte er die beiden Colonnesen zum erstenmal, wiederholte die Bulle bald darauf, und confiscirte ihre Güter, Städte und Castelle. Es folgte ein förmlicher Kreuzzug und Krieg des Papsts gegen das Haus Colonna. Die Colonnesen sahen in der Zerstörung Palestrina's mit Recht eine Verletzung ihres Vertrags mit dem Papst, nach welchem sie die Stadt seiner Schonung übergeben hatten. Sie entwichen seinem Zorn; die abgesetzten beiden Cardinäle nach Rieti, Sciarra Colonna aber, das damalige Haupt des Hauses, nach Frankreich, wo ihn Philipp der Schöne gern aufnahm. Denn dieser befand sich mit Bonifacius VIII. im Krieg, da er von ihm excommunicirt und des Trons für verlustig erklärt worden war. Mit Sciarra ward ein Anschlag geschmiedet, Bonifacius in Anagni, wo er im Sommer des Jahrs 1303 residirte, zu überfallen und gefangen zu nehmen. Zu diesem Zweck verband sich Sciarra mit Wilhelm von Nogaret, dem Vertrauten des Königs; sie sammelten in der Stille dreihundert Reiter und mehr Fußvolk, und nachdem Nogaret in Ferentino mit einem Trupp sich aufgestellt hatte, um schnell bei der Hand zu sein, brach Sciarra selbst Nachts am 7. Sept. von dem nahen Scurgola auf. Die Ghibellinen in Anagni öffneten ihm die Tore; er stürmte den Palast Gaetani, und drang in das Gemach des Papsts. Man weiß, daß Bonifacius den Mißhandlungen eine heroische Würde entgegensetzte. Drei Tage blieb er Gefangener, von Sciarra und No-

garet bedroht, die ihn bitter schmähten und in ihn drangen vom päpstlichen Tron herabzusteigen, wie er einst den unglücklichen Cölestin herabzusteigen gezwungen hatte. Zugleich räumten die Söldner den Palast aus, und raubten was sich an Besitz dort vorfand. Indeß rief der Cardinal Luca di Fiesco das Volk von Anagni auf, seinen Papst, seinen Mitbürger, aus den Händen des wütenden Haufens zu befreien. Es griff zu den Waffen und verjagte die Eingedrungenen. Dann führte man den befreiten Papst nach Rom, wo er schon am 11. Oct. desselben Jahres in der Raserei starb (per il dolore di quella ingiuria rabbioso morì, so sagt Macchiavelli).

Seine eigenen Landsleute, Cardinäle, Mitglieder der Curie, hatten den unglücklichen Bonifacius verraten. Als bald nachher Benedict XI., sein Nachfolger, die Bulle gegen dessen Verfolger erließ, rief er darin aus: „Das eigene Vaterland schützte ihn nicht, sein Palast bot ihm kein Asyl dar; das höchste Priestertum ward geschändet; die Kirche mit ihrem Bräutigam in Ketten gelegt. Welch ein Ort kann fürder noch Sicherheit bieten? Was kann noch fürder ein heiliges Asyl sein, wenn der römische Papst selbst verletzt ward? O gottloses Verbrechen, o unerhörter Frevel! Wehe über dich Anagni, die du solches in deinen Mauern geschehen ließt! Nicht Tau noch Regen falle auf dich, auf andere Berge mögen sie fallen, und dich vorübergehen, weil, da du es sahest und hindern konntest, der Tapfere gefallen, und der mit Stärke Gegürtete überwältigt ist.“ (O Anagnia misera, quae talia in te fieri passa es! Ros et pluvia super te non cadant, in alios descendant montes, te autem transeant,

quia te vidente, et prohibere valente, fortis cecidit, et accinctus robore superatus est ... Bulle Flagitiosum scelus.)

Der alttestamentliche Fluch Benedict's XI. ruht heute nicht mehr auf diesem Anagni; aber noch im Jahr 1616 gestanden die Einwohner, daß sie unter dessen Wirkungen zu leiden glaubten. Als damals der bekannte Reisende Leandro von Bologna die Stadt besuchte, fand er sie als Schutthaufen, und auch den Palast Gaetani in Ruinen; die schrecklichen Campagnakriege unter Alba hatten sie verheert, und die verarmten Anagninen klagten dem Bolognesen, daß seit jenem an dem hochsinnigen Bonifacius verübten Verrat ihre Stadt fortdauernd von Leiden heimgesucht worden sei.

Ich fragte in Anagni nach dem Schauplatz jener seltsamen und wüsten Scene, wo mit Bonifacius VIII. das politische Papsttum, wie es Gregor VII. einst geschaffen hatte, für immer unterging. Aber der alte Palast Gaetani ward längst zerstört, und das Haus, welches die Anagninen heute so benennen, ist ein schönes modernes Gebäude, das der Marchese Traetti besitzt. Es nimmt jedoch die Stelle des alten Familienpalasts ein; es liegt nicht weit vom Dom auf dem Rand des Hügels, und man sagte mir, daß der alte Palast Gaetani mit der Kathedrale selbst im Zusammenhang gestanden habe. Man führte mich in den Hof, wo ich das alte Gemäuer der zerstörten Residenz Bonifacius' VIII. fand, und endlich zeigte man mir auf der Hinterseite des heutigen Gebäudes den ansehnlichen Rest einer großen Loge, von der noch drei mächtige Rundbogen stehen geblieben sind,

welche den Hügel stützen. Ihnen zu Füßen liegt in der Vertiefung ein großes Gemäuer mittelaltrigen Baues, das man mir als den Pferdestall Bonifacius' VIII. bezeichnete. So wenig also von jenem Palast erhalten ist, so reicht es doch hin die Scene sich zu erneuen. Aber ich fand auch hier, daß die Gegenwart meistens mächtigere Ansprüche an die Betrachtung erhebt als die Vergangenheit. Denn ich verlor Bonifacius VIII. über dem herrlichen Anblick der wilden und öden Gegend aus den Augen. Man sieht auf eine steinige Wildniß ernster Formen, aus deren Oede sich einsam ein dorischer Tempel erhebt, ein modernes Gebäude, das zum Campo Santo der heute so friedfertigen Anagninen dient. Weiterhin steht der braune Ort Monte Acuto. Geht man endlich wenige Schritte am Hügel hin, so enthüllt sich aus der Gebirgsferne von höchstens sechs Miglien ein grauer dürrer Fels, auf dem sich eine schwärzliche, steinerne Stadt in traurigster Verlassenheit erhebt. Das ist Fumone! so sagte mir ein Weib, welches vorüberkam, und sie setzte mit Geringschätzung hinzu: Quando Fumone fuma, la Campagna trema (wenn Fumone raucht, zittert die Campagna). Ich verstand dies Sprüchwort nicht, und fragte um dessen Sinn; aber die Frau sagte nichts mehr als dies: seht, seht, es ist ja so elend, und die Menschen hungern Tag und Nacht. — Das also ist Fumone, wo Cölestin V. umkam, der einzige Papst welcher abdankte, und dessen Geschichte so romantisch ist wie das Mittelalter selbst.

Hier muß ich eines lächerlichen Vorfalls erwähnen. Ich hatte ein Fernglas mit heller Metalleinfassung her-

ausgezogen, um Fumone zu betrachten; zufällig richtete ich es auf einen Buben, der in geringer Entfernung am Wege stand. Der Junge erhob ein Zetergeschrei, und indem er die Luft mit ihm erfüllte, lief er voll Entsetzen in die Weite. Es kamen auf dies Geschrei Frauen, Männer, Kinder herab, fragend was vorgefallen sei. Mit Vergnügen mußte ich mich nun jener Scene in Genazzano erinnern, wo ich mit einem Buch als Zauberer Schrecken verbreitet hatte.

Wir haben das Merkwürdigste in Anagni gesehen und gehört, und können diese Stadt verlassen. Mit Bonifacius endet das Interesse für dieselbe, wenn auch nicht ihre Geschichte. Denn noch zweimal tritt Anagni auf: im Jahr 1378, als nach der Wahl Urban's VI. die französischen Cardinäle, die Gegner der römischen Partei, dorthin flohen, einen Gegenpapst aufzustellen, womit das Schisma oder die Kirchenspaltung begann; und endlich im Jahr 1556, als während des Campagnakriegs der Herzog von Alba die Stadt eroberte und zerstörte. Sie ging fast ganz in Trümmer, und so erklärt sich ihr modernes Ansehen. Heute ist sie arm, ohne Industrie und Handel, eine einsame, todte, stille Landstadt von etwa 6000 Einwohnern, stolz auf ihre Erinnerungen, oder ihre Päpste und Adelsfamilien. Noch heute zählt man deren zwölf, als die zwölf Sterne von Anagni, und es leben noch die Gaetani wie die Conti fort, ihre ältesten und berühmtesten Geschlechter, deren Ursprung sich in das Dunkel verliert. Ihnen gesellten sich neuere Geschlechter, von denen das Haus Ambrogi rühmend zu nennen mir ein angenehmes Vergnügen ist.

Aus den Bergen der lateinischen Campagna.

1858.

Es liegen in der Campagna Roms einige ausgezeichnete Orte, die durch höchstes Altertum, Schönheit der Gegenden, kräftigen Charakter des Volks und manche merkwürdige Architektur den Wanderer zum Besuch und zum Verweilen einladen. Das Land welches ich im Sinn habe, gehört zur Legation Frosinone, und breitet sich oberhalb des Flusses Sacco, auf den Abhängen des Apennin aus; die Hauptstädte in diesem Gebiet der alten Herniker sind Anagni, Ferentino, Alatri, Veroli und Frosinone — Orte, die ein höheres Alter haben als Rom, ja deren Anfänge in die mythischen Zeiten des Saturn und der mauerbauenden Cyklopen sich verlieren.

Es war mein Plan diese Städte zu besuchen, zugleich aber hoch in die Wildniß hinaufzugehen, um die berühmte, einsame und schöne Carthause von Trisulti kennen zu lernen, und in ihrer Nähe die Grotte von Collepardo, wie den seltsamen Felsentrichter von Santulla zu sehen, welcher unter dem Namen „Brunnen Italiens" weit und breit genannt, aber nur höchst selten besucht wird. Ich ritt demnach in Begleitung eines Campagno-

len, der mir als Führer und Diener zur Hand sein sollte, von Anagni aus, und genoß einer Fahrt, welche ich meinen Lesern wol gönnen möchte.

Wenn man die Höhe von Anagni hinabreitet, hat man in einer Weite von acht Miglien die Stadt Ferentino vor sich. Sie zeigt sich als ein ansehnlicher Ort, auf einem langgestreckten und breiten Hügelzug gelagert, dessen Fuß ein reiches Grün von Weinreben und Gartenpflanzungen durchaus bedeckt, während braune Türme des Mittelalters, Klöster und Kirchen malerisch von den Gipfeln aufsteigen. Der Blick ergötzt sich zugleich an der schönen Ebene zu ihren Füßen, und verweilt mit immer neuem Vergnügen auf dem Volskergebirg zur Rechten, dessen vielgestaltige Formen sich hier prächtig und bestimmt entfalten, sich dort in der blauen Ferne ahnungsvoll verlieren. Indeß ist die lateinische Straße bis Ferentino monoton, wenn sie nicht durch Wanderzüge von Ciociaren belebt wird. Ihrer aber begegnet man manche; denn die Via Latina führt der Stadt Rom die Producte nicht allein dieser Landschaften, sondern auch der neapolitanischen Gränzstädte zu, und die Landsleute des Cicero und des Marius, die Arpinaten, bringen gern ihre Hühner auf den Markt der Hauptstadt. Ich sah mehrere dieser Züge jener Gegenden, Reihen von großen und plumpen Karren mit zwei ungeheuren Rädern, die man Barocci nennt, und welche von hochgehörnten weißen Ochsen gezogen werden. Einige waren mit Kornsäcken, andere mit Wolle beladen, die meisten aber mit Hühnerkörben befrachtet, und die Campagnolen, die, in fauler Ruhe ausgestreckt, sie führten, machten in ihrem spitzen

Hut, in der langen brennend roten Weste und den Sandalen von Eselsleder eine gar stattliche Figur.

Als ich Ferentino erreichte, hoffte ich dort der Gefälligkeit einer städtischen Familie genießen zu können, an welche ich mich hatte adressiren lassen. Ein junger Mann meiner Bekanntschaft, Gerichtsherr eines sabinischen Orts, wo ich mich längere Zeit aufgehalten, hatte in Ferentino seine Schöne. Dieses zärtliche Verhältniß war in der letzten Zeit eingeschlafen, der junge Mann wollte es wieder aufnehmen, und da er selbst verhindert war mich, wie er erst gewollt, auf meiner Fahrt zu begleiten, so ersuchte er mich die Rolle des Galeotto oder Liebesboten zu übernehmen, was ich ihm gern zusagte. Er gab mir also eine sauber geschriebene Epistel, mit dem ausdrücklichen Bemerken: sie der Schönen nicht in Gegenwart ihres Bruders, eines Priesters, zu übergeben, sondern in aller Heimlichkeit, und wie einem Mittler geziemt, zu appliciren. Kaum war ich nun am Gasthause der Stadt abgestiegen, so ging ich nach dem mir bezeichneten Hause; die Schöne, ein wolgebildetes Mädchen, lag im Fenster, ich eilte die Treppe hinauf, und da wir uns in dem ersten Zimmer welches ich betrat allein befanden, und nichts von Priestern zu sehen war, so richtete ich erst in bester Form die Grüße des Freundes aus, und zog dann den Brief hervor. Die junge Dame war jedoch in sichtlicher Verlegenheit, und wurde, wie sie den Brief in die Hände nahm, blaß wie eine Sterbende; ohne ein Wort zu sagen, eilte sie in ein Nebenzimmer, woraus sie bald zurückkam mich zu bitten in jenes zu kommen. Kaum dort eingetreten, sah ich den Priester

vor mir, faul auf ein nicht allzu sauberes Bett gestreckt, und den Liebesbrief in den Händen, welchen er eben aufmerksam las.

Ich erkannte demnach, daß die arme Schöne unter dem despotischen Einfluß ihres Bruders stand, daß schlimme Scenen im Hause mußten gespielt haben, und jenes Mädchen nicht die moralische Kraft besaß sich der Tyrannei des Priesters zu entziehen. Dieser Mann, der mir sonst in Beziehung auf Geschichte und Sehenswürdigkeiten seiner Vaterstadt hätte nützlich sein können, empfing mich daher kalt und ängstlich, und ich verließ das Haus mit Unwillen und Aerger, diesen Liebeshandel vielleicht noch mehr verwirrt zu haben. Indeß fand ich mich mit Hülfe anderer Männer in Ferentino wol zurecht, und durchwanderte diesen uralten Ort Latiums nach allen Richtungen.

Diese noch heute sehr ansehnliche bischöfliche Stadt besteht aus einem Gewirr von zum Teil engen Straßen, die nur hie und da durch einen Platz unterbrochen werden. Die ländliche Stille, die Verkommenheit der Geschäfte, die Wüstheit der meisten Häuser bringen einen sonderbaren Eindruck von Mittelalter hervor, während zugleich hie und da Säulenstümpfe, Grabcippi und andere Postamente mit römischen Inschriften an das Altertum erinnern. Ich setzte mich auf einem kleinen viereckigen Platze nieder, der sich nach der Campagna öffnet und einen wahrhaft zauberischen Blick in das Volskerland gewährt, und versank dort alsobald in einen Zustand idyllischen Behagens. Ich sah den Frauen zu, die mitten auf diesem Platz um eine graue mittelalterliche Cisterne

geschaart da standen, eine jede ihren blechernen Tubus am Strick hinunterlassend und emporziehend — eine langweilige und mühevolle Arbeit; denn springende Fontänen besitzt Ferentino nicht, und besitzen überhaupt die wenigsten dieser öden Landstädte Latiums. Der Reisende hat oftmals Mühe sich in diesen Orten aus jenem Torpor träger Beschaulichkeit emporzuraffen, in welchen heiße Sommerluft und verzaubernde Lebensstille so leicht versenkt. In solcher fremdartigen und doch zugleich traulichen Einsamkeit zieht dann gern erlebtes, empfundenes und was in weiter Ferne liegt schattenhaft und leise an der Seele vorüber. Indeß ein Blick auf eine römische Inschrift dicht neben mir ermunterte mich denn doch, und mahnte mich an mein Vorhaben die cyklopischen und römischen Mauern Ferentino's aufzusuchen. Diese Stadt hat davon nämlich noch sehr ansehnliche Ueberreste.

Wie manche andere Orte Latiums umgab sie ursprünglich ein Ring dieser ungeheuren Cyklopenmauern, während sich oben auf der höchsten Höhe die in gleicher Weise befestigte Burg befand. Daß diese gigantischen Werke einer von uns unbegriffenen Urzeit erster, doch schon bestimmt geformter Civilisation sich noch in bedeutenden Resten erhalten haben, ist kein Wunder, vielmehr befremdet ihre teilweise gänzliche Vertilgung. Denn an vielen Stellen sind diese ungeheuren Steingefüge völlig abgetragen, an andern sind auf ihre Reste römische Mauern von länglichen Quadern gesetzt, über welchen dann hie und da noch Mauerwerk des Mittelalters in der „Saracinesco“ genannten Structur angefügt worden ist — so daß der Beschauer mit einem einzigen Blick,

und an einer geringen Mauerwand, drei weit von einander getrennte Culturperioden und ihre Charaktere in sich vereinigt sieht. Am besten zeigt sich dies neben dem Tor von Frosinone und an der Porta Sanguinaria, einem höchst merkwürdigen uralten cyklopischen Tor, welches die Römer hernach zu einem Bogentor verändert haben, und worauf sich endlich die schlechteste Arbeit des Mittelalters angesetzt hat. Die riesigen, vieleckigen Cyklopensteine, auf das beste in einander gefügt, bilden jedoch bis zu einer beträchtlichen Höhe die Grundlage.

Weit sehenswürdiger ist die alte Burg von Ferentinum mitten in diesem Mauerringe, der die Stadt umgab und umgibt, und auf dem Felsenhügel aufgebaut. Es umzogen dieses Castell, wie noch der Augenschein lehrt, prächtige Cyklopenmauern von allen Seiten; in der Römerzeit aber stand oben eine mit Toren und Türmen versehene Befestigung, deren Unterlagen aus sehr großen Quadersteinen sich noch völlig erhalten haben. Eine solche Festung mußte uneinnehmbar sein, und selbst noch heutigen Tages ließe sich dort mit geringer Mühe ein tüchtiges Werk dieser Art herstellen. Während der Herrschaft der Römer stand hier der Palast des Präfecten. Im Mittelalter behauptete sich diese Burg in manchen Kämpfen und Belagerungen, und noch sieht man auf dem Plateau des Hügels die Reste des obern Castells, namentlich zwei stumpfe Türme, welche ehemals ein viereckiges Gebäude bewehrten. Sie sind von überaus malerischer Wirkung. In fast allen Städten Latiums kann man bemerken, daß sich die Kathedralen auf diesen Burgen niedergelassen haben, und kein passenderer Platz konnte

für sie gefunden werden. Die Bischöfe bauten zugleich daneben ihre Paläste, und fanden sich so wolgeschützt und im Stande, von dem Castell aus die Städte zu beherrschen. Ferentinum aber war eines der ältesten Bistümer jener Gegenden, und die es gründeten, wählten mit Einsicht die Rocca oder Burg, indem sie den alten Palast der römischen Präfecten in die bischöfliche Wohnung verwandelten, den Dom aber aus den Materialien alter Monumente errichteten, die dort oben standen.

Wenn man nun durch das römische Tor, ein Werk von ganz erstaunlich fester Anlage, getreten ist, so hat man unmittelbar neben sich sowol den Dom der Stadt als die daran stoßenden bischöflichen Gebäude, und genießt den reinsten Eindruck des Mittelalters. Die Kirche ist klein, doch angenehm von Verhältnissen, reich an Inschriften, an Fragmenten wunderlicher und roher Sculpturen, die noch bis ins zehnte Jahrhundert hinaufreichen mögen, und bald in den Wänden, bald auf dem Boden sichtbar sind. Die bischöfliche Wohnung daneben gleicht einem Labyrint marmorner Anlagen und gemischter Stile, und bietet völlig das Bild eines kleinen öden Schlosses dar.

Ueberhaupt hat Ferentino einige ausgezeichnete Architekturen des Mittelalters, worunter ich jedoch nur die reizende Kirche der S. Maria Maggiore nenne. Sie steht unten in der Stadt auf einem kleinen Platz, und ist eins der vollkommensten Werke gothisch-römischen Stils aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert, welche man in Latium antrifft. Ihr ganz ähnlich an Charakter sollen die Kirchen von Fossanova und Casa-

mari sein, welche ich noch nicht gesehen habe. Obwol mich diese mittelalterlichen Werke hauptsächlich beschäftigten, und mein Augenmerk auf Inschriften gerichtet war, die jener Epoche Roms angehören, so versäumte ich doch nicht mich zu den übrigen römischen Altertümern führen zu lassen, welche hie und da zerstreut liegen. Indeß ihrer sind nicht allzu viele, noch sehr bedeutende. Der Stolz von Ferentino in dieser Hinsicht ist das sogenannte „Testament". Mühsam kletterte ich über Felsen und durch Brombeergewinde eines Weinbergs, um diese Merkwürdigkeit zu erreichen, und sah endlich eine große Inschrifttafel vor mir, welche in den lebenden Stein selbst eingehauen ist. Eine lange Inschrift in trefflichen Charakteren sagt hier, daß Aulus Quinctilius, Quatuorvir und Aedil, der Wolthäter seiner Vaterstadt gewesen, die er testamentlich mit Revenuen seiner Güter beschenkte, und die ihn selbst dankbar verehrte, indem sie seine Statue öffentlich auf dem Forum aufstellen ließ.

Als ich von diesen Wanderungen ermüdet in meine Herberge am Tor von Frosinone zurückgekehrt war, fand ich das ganze Haus in lärmender Bewegung. Es war an diesem Tag das öffentliche Examen im Gymnasium der Stadt gehalten worden, und die wolhabenden Familien vieler volskischen und latinischen Orte der Umgegend waren gekommen, um ihre Söhne zu den Herbstferien nach Hause zu nehmen. Mütter, Väter, Kinder füllten alle Gemächer des Gasthauses, und der tobenden Freude von Jung und Alt war kein Ende: die einen reisten ab, die andern rüsteten das Nachtmal, oder richteten sich zum Uebernachten ein, und es kostete mir die äußerste Mühe mein

Zimmer zu behaupten, welches ich von vornherein für mich ausbedungen hatte. Einzuschlafen indeß gelang mir nicht, weil die Frauen und Mädchen, die Kinder, die Dienstboten in beständiger Bewegung und fast schreiender Unterhaltung blieben. Kaum aber hatte sich in tiefster Nacht dieser chaotische Wirrwarr gelegt, als draußen feierliche und sonderbar tönende Gesänge erschallten. Es waren Pilgerzüge die vorüber kamen, Menschen, welche in der Nachtkühle nach irgendeinem entfernten Wallfahrtsort wanderten. Ihre Litaneien hallten schön und trauervoll durch die Stille, und brachten eine mächtige Wirkung hervor; denn nichts ist reizender als solchem Gesang in dem nächtlichen Schweigen zuzuhören, da die Phantasie den Ziehenden folgt, welche das Auge nicht sieht, und von denen man nicht weiß, von wannen sie kamen und wohin sie mitten in der Nacht ihre Reise richten. War nun ein Zug vorüber, so schallte schon das Ora pro nobis eines andern aus der Ferne hervor, und verschwebte, dem Haus vorüber kommend, dann wie jener in der Weite. Und so wiederholte sich dies die ganze Nacht hindurch.

Ich war endlich froh den Morgen hereinschimmern zu sehen, und die Sonne war noch nicht über die Berge gekommen, als ich frischen Mutes durch die Stadt ritt, um nach Alatri hinauf zu reisen. Es ist ein herrlicher Marsch, erst zwischen vielen Weinbergen, dann auf felsigen und rauhen Wegen durch ein verwildertes Hügelland, welches jedoch von riesigen Castanienbäumen oftmals schön beschattet und von muntern Quellen bewässert wird. Aber je weiter wir vordrangen, desto wüster wurde

das Gestein, desto einsamer die Landschaft, bis wir endlich den Fuß eines braunen hohen Bergkegels erreichten, auf dem ein schwärzlicher und melancholischer Ort sich erhebt, einige zersplitterte Türme des Mittelalters und zerfallene Mauern emporstreckend. Dieses Castell reizte meine Vorstellung in nicht geringem Maße. Ich hatte es bereits von Anagni aus mit Verlangen betrachtet, und nicht gewußt, daß mein Weg nach Alatri mich ihm so nahe bringen würde. Es ist das alte Fumone, und sein unmittelbarer Anblick versetzte mich plötzlich in die Zeit des Dante und des Bonifacius VIII. zurück. Wer mit der Geschichte der Päpste bekannt ist, wird sich hier erinnern, daß jener Cölestin V., zur Abdankung in Neapel gezwungen, seinem Nachfolger Bonifacius als herumirrender Flüchtling ausgeliefert, endlich in das Castell Fumone gesperrt wurde, wo er nach einer peinlichen Haft von zehn Monaten am 19. Mai 1296 starb, im hohen Alter von 81 Jahren. Indem ich nun Fumone betrachtete, erschien mir die wilde und traurige Lage des Orts inmitten so tiefer Einsamkeit der Berge erst recht bedeutend, und ich konnte mir vorstellen, daß nicht leicht ein traurigerer Verbannungsort oder Kerker mochte zu finden sein. Jedoch die Einsamkeit schmerzte jenen Gefangenen nicht, welcher sein Leben als Eremit in Hölen und Wildnissen hingebracht hatte. Obwol im höchsten angeregt durch solches Bild einer großen energischen und wilden Zeit, in welcher der mittelalterliche Charakter gleichsam seinen Gipfel erreichte, habe ich doch Fumone nicht besuchen können, sondern mußte mich begnügen es anzuschauen, wie es, einem finstern Räubernest ähnlich, über

meiner Straße herabdrohte. Ich wanderte diese fort; zwei mächtige Berge steigen zu ihren beiden Seiten auf, und eine Höhe sperrt den Mittelgrund. Sobald ich diese erreicht hatte, öffnete sich dem Blick ein Panorama von unbeschreiblicher Schönheit, da sich die herrlichste Apenninlandschaft, Ebene, Hügel und dahinter die große Bergreihe entfaltete, heiter belebt von hie und da hervorschimmernden weißen Städten, wie Vico und Guercino, welche in der Ferne sichtbar waren.

Es senkte sich nun die Straße sanft abwärts, und führte bereits in die reiche Campagna von Alatri, welche bedeutende Stadt ich endlich vor mir sah, als ich um einen Hügel bog. Durch die alterschwarzen Mauern hineinreitend — es war der sonnenfroheste Vormittag — erfreute ich mich an der Lebendigkeit des Orts wie an der Menge stattlicher Paläste des Mittelalters, welche auf ein großes und blühendes Gemeinleben der Vergangenheit schließen lassen. Keine gleich ansehnliche Stadt hatte ich noch in den Bergen Latiums gesehen, noch irgend welche von so hervortretendem Charakter gothisch-römischer Architektur. Alatri ist ein Fabrikort in Wolle, Teppichen und Tuch, ein großer Verkehrsplatz der lateinischen Bergciociaren, die dort ihre Wämmser und jene spitzen schwarzen Filzhüte kaufen, welche in Latium allgemein getragen werden. Zudem war es Markt, die Straßen und Plätze, bedeckt mit köstlichen Früchten des Augusts, mit Feigen, Pfirsichen, Aprikosen und großen Birnen, gewährten einen reichen Anblick und wimmelten von Volk. Die hochgewachsenen und kraftvollen Bergbewohner in ihren roten Westen und Sandalen, den mit

Blumen geschmückten Filzhut keck auf dem Scheitel, erinnerten mich gleich, daß ich in dem Latium ferox des Virgil sei, dessen robuste und tapfere Bevölkerung auch das ganze Mittelalter hindurch solchen Charakter behauptet hat.

Die Straßen sind meist eng, finster und schwarz, denn alle Häuser sind aus dunkelm Tuffstein gebaut, und nur selten mit Kalk übertüncht. Unter ihnen überraschte mich eine nicht geringe Menge von palastähnlichen Gebäuden; Palast aber nennt man in den römischen Städten jedes ausgezeichnete Haus mit einem Portal, und um so mehr beansprucht es diesen Namen, wenn es einem alten Adelsgeschlecht angehört. Zahlreiche Geschlechter des Mittelalters müssen demnach in Alatri während des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts geblüht haben, da die meisten Paläste der Stadt dieser Epoche anzugehören scheinen. Sie sind in der Regel mit einem platten Dach von sehr starker Ausladung versehen; die Façade aber besteht aus einem Gefüge von sauber behauenen viereckigen Tuffsteinen, deren schwarze Farbe die ernsteste Wirkung hervorbringt. Die Thüren sind gothisch mit leichtem Bogenbruch; ich bemerkte deren sechs an einem schönen Palast, über ihnen ein feines Gesims, worauf sechs Fenster in den angenehmsten Verhältnissen die Wand durchbrachen. Diese Fenster aber sind alle im gothisch-römischen Stil gebaut, völlig gleich jenen, welche die älteren Kirchentürme Roms gliedern, da sie aus zwei Bogen bestehen, die in der Mitte durch eine kleine Säule geteilt werden. Diese Bauart verleiht der Stadt einen imposanten Charakter, und es gibt dort Gebäude, welche mich an die toscanischen Republiken, namentlich an Siena,

erinnerten; der Palast Jacovazzi zeichnet sich vor allen andern durch seine turmgleiche Höhe und seine sehr feierliche und ernste Façade halbgothischen Stils aus, und da er gegenwärtig Eigentum der Stadt ist, so bildet er als das Communalhaus ein prächtiges Centrum dieser Architekturen.

Ich war von Rom aus an eine der angesehensten Familien Alatri's adressirt, welche ehemals durch Reichtum und Einfluß in der Geschichte der Stadt eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Ich suchte also den Palast Grapelli auf, und in der That verdiente dieses alte Haus seinen Titel. Ein geräumiger innerer Hof, stattliche Treppen von Stein, ein prächtiger Saal, in welchem eben ein Liebhabertheater aufgestellt war, viele Zimmer mit gemalten Decken und Fresken auf den Wänden, endlich über zerstörten Nebengebäuden ein verfallener mittelaltriger Turm, der einst dieses Haus zur Festung machte, zeigten mir daß es die Besitzung reicher Signoren gewesen sein mußte. Nun aber war alles im Zustand der Verwilderung, die innere Einrichtung höchst ärmlich, nur aus Resten alter Wolhabenheit zusammengesetzt, und man sagte mir denn auch daß diese Familie, wie so manche andere des Orts, zu großer Armut herabgesunken sei. Indeß die Jugend, die sich im Hause zeigte, blühte von Kraft und Gesundheit, und ich betrachtete mit Vergnügen die muntern Mädchen, welche in dieser immer frischen Bergluft herrlich emporgewachsen waren. Sie entbehren hier vielleicht nicht ungern die langweiligen Freuden Roms, in kleinen städtischen Kreisen sich heiter bewegend, und ihre Abende bringen sie mit Tanz und Spiel zu.

Als ich nach den Sehenswürdigkeiten Alatri's fragte, machte man mich vor allem andern auf die Kirche der Santa Maria Maggiore und die cyklopischen Mauern aufmerksam, um derentwillen ich allerdings die Reise unternommen hatte. Jene Kirche, auf einem höchst originellen, von mittelaltrigen Gebäuden eingefaßten Platz gelegen, ist klein, von römisch-gothischer Structur. Sie war auf zwei Türme berechnet, von denen indeß nur einer, und zwar unvollendet oder zerstört, aufrecht steht. Die römischen Bogenfenster gliedern ihn. Eine unregelmäßige Façade von drei gothischen Türmen macht den sonderbarsten Eindruck, da über der Hauptthür ein ungeheures, ganz außerhalb der Proportion angelegtes rundes Fenster eingebrochen ist. Sein Rosettenwerk ist mit modern gemaltem Glas ausgefüllt. Das Gesims der großen Thür zeigt Zieraten von Akanthus, und der Thürbogen ruht auf mehreren über einander vorspringenden Säulen. Das altertümliche Aussehen der Façade ließ auch auf ein mittelaltriges Innere schließen, aber als ich in die Kirche trat, wurde ich völlig enttäuscht; denn obwol ihre drei Schiffe, von je vier großen Bogenspannungen gebildet, halbgothischen Stils sind, zeigte sich doch alles von modernem Ungeschmack entstellt, mit fingirtem Marmor belegt und mit abgeschmackt bunten Farben, wie man sie jetzt in Rom liebt, selbst bis in die Kreuzgewölbe hinauf bemalt. Das Mittelschiff wird durch zwei Rosettenfenster von jeder Seite erhellt, und auch die Tribüne ist von einem ähnlichen durchbrochen. Vergebens suchte ich nach alten Bildwerken umher; das einzige was der Betrachtung wert sein konnte, war ein ur-

alter Taufstein, eine Vase von Gyps, getragen von drei Karyatiden in der rohesten Arbeit des Mittelalters.

Ich wanderte zu den cyklopischen Mauern empor. Wie Ferentino nämlich war auch Alatri rings von solchen Mauern umschlossen gewesen; aber der städtische Ring ist beinahe gänzlich zerstört worden, und nur die Mauern der Burg haben sich erhalten, als ein erstaunliches Monument jener Culturepoche, ohne Gleichen unter allen Städten Latiums, so daß ein so wunderbares, ägyptischen Bauten völlig zu vergleichendes Werk gesehen zu haben eine tagelange mühevolle Reise belohnt. Die alte Burg von Alatri (man nennt sie heute Civita, die Stadt an und für sich) ist der äußerste und höchste Hügel des Orts, und gegenwärtig der Dombezirk, denn auch hier, wie in Ferentino, hat sich das Bistum auf der alten Befestigung niedergelassen. Dieser Hügel nun, auf dessen großem, durchaus geebnetem Plateau die Hauptkirche steht, ist von allen Seiten umfaßt, gestützt und bekleidet von Cyklopenmauern in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß. Als ich die ungeheuren Constructionen erblickte und umschritt, schwarze titanische Steingefüge, über welche das Auge mit Staunen emporgleitet, so wol erhalten als zählten sie nicht Jahrtausende, sondern nur Jahre, wurde ich zu weit größerer Bewunderung menschlicher Kraft hingerissen, als mir der Anblick des Colosseums von Rom eingeflößt hatte. Denn in vorgeschrittener Cultur, mit manchen ausgebildeten Mitteln der Mechanik, lassen sich solche Amphitheater, oder Thermen wie die des Caracalla und Constantin auftürmen, ohne daß der Menschenkraft Uebermäßiges zugemutet wird, und selbst die Dio=

nysischen Mauern von Syrakus, das Grandioseste dieser Art von Bauten welches ich bisher gesehen, machen nicht allzu sehr erstaunen. Hier jedoch sehen wir Mauern solcher Höhe vor uns, von denen jeder Stein nicht ein großes Quaderstück, sondern ein geglätteter Felsblock ist, unregelmäßiger Form, mehr= und vieleckig; und wenn wir nach der Mechanik fragen, welche im Stande war so große Felsenstücke über einander zu erheben und eines auf das andere zu stellen, so begreifen wir noch weniger wie jene Titanen es vermochten, diese Vielecke so kunstvoll an einander zu fügen, daß sie ohne ausgefüllte Zwischenräume auf das genaueste an einander passen, und so die sauberste Riesen=Mosaik herstellen.

Die Sage schreibt diese Gattung urlatinischer Bauten der Zeit des Saturnus zu, und rückt sie damit überhaupt über die geschichtliche Civilisation hinaus, und die angestrengte Forschung der Wissenschaft, welche sich so viel mit Indogermanen und Pelasgern in Italien zu thun macht, ist zum Geständniß verdammt, daß sie nichts von den Völkern weiß, welche jene Werke auftürmten. Es lehrt aber der Anblick derselben ein Menschengeschlecht kennen, das im Besitz einer schon bedeutenden materiellen Civilisation war, und geordnete staatliche Verhältnisse besaß; und da diese cyklopischen Städte sich nahe bei einander und über ganz Latium zerstreut finden, so ergibt sich aus ihrem Vorhandensein, daß sich in diesem Land eine große Anzahl für sich bestehender Republiken oder Gemeinden in uralten Zeiten anbaute, deren Verbindung mit einander wir nicht kennen. Aber so ungeheure Befestigungen lassen auf beständigen Krieg der Städte unter

einander schließen, und überhaupt auf räuberische, unsichere und isolirte Zustände des Lebens. Wollte man nun zu den kolossalen Dimensionen der Werke auch die Kräfte der Menschen in ein passendes Verhältniß bringen, so müßte man wahrhafte Giganten in denen sehen welche sie errichteten, oder mit feindlicher Gewalt zu stürmen kamen; indeß diese Bauten deuten nur die Periode des Kolossalen an, womit die menschliche Cultur bei allen Völkern und in allen Weltteilen beginnt, bis sie dann nach und nach von dem materiell Erhabenen zu dem hinabsteigt, was sich als wolgefälliges und schönes mit ausgebildeten Mitteln erleichterter Kräfte herstellen läßt. Ueberhaupt dürfte man jene cyklopischen Werke in keine allzu dunkle Zeit hinaufrücken; vielleicht wurden deren noch in Latium gebaut als bereits Rom gegründet war, und der Schritt von dieser vieleckigen Construction zu den kaum minder kolossalen Quadermauern der Etrusker und Römer ist keineswegs ein großer.

Aus den Mauern dieses Capitols des alten Alatri führte ein Haupttor, welches noch heute vorhanden ist, ein ungeheurer aus horizontalen Steinen zusammengefügter Bau; außer ihm zeigt sich noch ein kleinerer Eingang, und drei in der südlichen Mauer angebrachte viereckige Nischen lassen auf Götterbilder schließen, die dort aufgestellt gewesen sein mochten, während zugleich ein cyklopischer Ueberrest mitten auf der Burg mit einigem Recht für den Gemeinde-Altar gehalten werden kann, auf dem die festlichen Opfer vollzogen wurden. Bis zum Jahr 1843 waren diese Mauern unter Schutt und Schlinggewächsen halbbegraben, und kein Weg führte um

sie herum. Ein Besuch Gregor's XVI. brachte die Alatriner auf den glücklichen Gedanken so unvergleichliche Monumente des höchsten Altertums zu reinigen und zu befreien; es arbeiteten demnach 2000 Menschen zehn Tage lang den Schutt zu entfernen, und so wurde die Akropolis nicht allein völlig wieder bloßgelegt, sondern ringsum mit einer Straße versehen, Via Gregoriana genannt, auf welcher man nun jene in Bequemlichkeit umschreiten kann. Damals wurde auch das große Tor völlig ausgegraben, und der Aufstieg zum Plateau wieder eröffnet. Dieser breite, herrliche, ganz ebene Burgplatz ist nur von einer steinernen Wehr umfaßt, die sich über den Cyklopenmauern erhebt, und indem er keine Gebäude außer dem Dom enthält, gibt er dem Blick die entzückendste Aussicht in die Gebirgslandschaft frei. Und wahrlich, es ist ein so hinreißend großes und schönes Gemälde umher verbreitet, daß ich nicht versuchen werde es in Worte zu fassen, oder nur die Linien der Gebirge anzudeuten, die sich in dem sonnigen Blau über paradiesischen Gefilden entfalten. Bei einer vollkommenen Stille, ja einer wahrhaften Einöde auf dieser rätselhaften Stätte uralter Menschencultur ist der Eindruck des Erhabenen ein doppelt wirksamer. Ich sage auch nichts von dem Dom, der sich auf der einen Seite des Burgplateau's ganz einsam erhebt — ein kleiner, sehr romantisch aussehender Bau mit einem bizarren Glockenturm, und einer Façade, die dem Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts angehört. Eine breite steinerne Treppe führt zu dem Eingang empor. Leider ist im Innern alles modernisirt, und so erkannte ich mit Bedauern auch hier, daß selbst in den abgelegen=

sten Ortschaften von Latium der falsche Ehrgeiz der Priester oder der Gemeinden das Ehrwürdige und Altertümliche durch das Neue zerstört, und so wie die Modesucht allmälig die national ererbte Tracht der Bewohner vertilgt, so greift sie auch die mittelaltrigen Gebäude überall an, bedeckt sie mit modischen Façaden und entstellt ihr Inneres mit grellen und kindischen Farbenbildern wie im heutigen Rom, wo man in Geschmacklosigkeit mit den Sicilianern wetteifert.

Ich durchwanderte mit Behagen die Straßen Alatri's, und immer besser gefiel mir die Stadt. Eine ziemlich reiche Cultur von Gärten umher, drinnen ein rüstiges und arbeitsames Leben deuteten auf glückliche Zustände; und da in allen diesen Orten aus der Beschaffenheit des Brotes und des Weins, als der hauptsächlichsten und ersten Nahrungsbedürfnisse, mit Recht ein Schluß auch auf andere Verhältnisse gezogen werden kann, so überzeugte ich mich, daß die Alatriner nicht Mangel leiden. Der Wein ist stark und vortrefflich, das Brot von ausgezeichneter Güte und großem Gewicht. Weil nun Alatri ganz außerhalb der Fremden-Tour gelegen ist, leidet man dort nichts von der Zudringlichkeit der Menschen. Ein reiner, naiver Natursinn spricht sich überall froh und mitteilend aus, und ich erinnere mich nicht, von Bettlern angeredet worden zu sein, wie man sie überall in der Sabina und im Albanergebirg schaarenweise nach sich zieht. Doch, dort betteln aus ihrem Gefängniß heraus die Gefangenen — ein wunderlicher Anblick, den man übrigens in fast allen römischen Orten haben kann. Denn zu ungezählten malen ist mir ein gleiches begegnet.

Während unsere rigorosen Systeme des Gefängnißwesens darauf hinzielen den Gefangenen so viel als möglich von der Welt abzusondern, ja ihn wie einen verpesteten Gegenstand in der Celle zu isoliren, einzumauern und ihm selbst den unschuldigen Blick auf Straße oder nächste Umgebung seines Kerkers zu versperren, gönnt ihm die Toleranz des Südens wieder einen allzu großen Spielraum. Ich hörte oft die Gefangenen in römischen Städten die heitersten Lieder hinter ihren Gittern singen, in Ritornellen denen auf der Straße antworten, oder ich sah sie mit der Gebärdensprache zum Fenster hinaus Geschichten erzählen, die der Fremde freilich nicht versteht. Nun aber ist ihnen selbst das Betteln noch im Kerker gestattet — ein höchst charakteristischer Zug in den Zuständen Italiens — denn diese Verbrecher, oft nur um geringe Vergehen bestrafte Nichtsthuer, strecken ein langes Rohr aus dem Gitter heraus, an welchem mittelst eines Fadens ein leinenes Beutelchen befestigt ist. Zwei, drei, vier solcher Rohrstangen sieht man zu gleicher Zeit in Bewegung, und die sie herausstrecken gleichen den Anglern, welche mit der größten Seelenruhe ihr Angelrohr in den Händen halten, um es heraufzuziehen, wenn der Fisch angebissen hat. So taumeln dort die leeren Beutelchen in der Luft hin und her; geht nun jemand an dem Gefängniß vorüber, so senkt sich Angelrohr und Beutelchen ihm vor der Nase nieder, und der Gefangene bittet um der Madonna willen ihm ein Geldstück hineinzulegen. Er ist nicht minder vergnügt, wenn man ihm eine Cigarre hineinsteckt, die er dann mit Wolbehagen hinter den Eisenstäben aufschmauchen wird; hat er aber ein paar Bajocchi

erhascht, so läßt er sich Wein holen, oder was ihm sonst wünschenswert erscheint. Ich konnte diese classische Art zu betteln niemals ohne Heiterkeit betrachten, und mußte mich stets der Sage erinnern, welche von Belisar erzählt, daß er aus dem Fenster seines Turms die Vorübergehenden angebettelt habe — wenigstens zeigt diese Fabel, daß jene wunderliche Toleranz sehr alt sei, und vielleicht streckten die Gefangenen aus den Kerkern schon in alten Römerzeiten solche Rohrangeln hervor.

Ich brach von Alatri auf, um die berühmte Grotte von Collepardo zu besuchen, von deren außerordentlicher Schönheit ich mir so viel hatte erzählen lassen. Ein Gebirgspfad führt zu ihr hin; denn wenige Miglien hinter der Stadt verwandelt sich der Charakter des Landes, die Cultur verschwindet, nackte rote Kalkfelsen führen in das Gebirge, dessen wilde Einsamkeiten nun den Wanderer umfangen. Ein Kohlenbrenner aus dem kleinen Gebirgsort Collepardo, welcher in Alatri seine Last abgesetzt hatte, und zufällig mit mir zusammentraf, wurde mein Begleiter und Führer durch diese Berge, und ich hörte gern den Erzählungen dieses gutmütigen Menschen von der Aermlichkeit, aber Genügsamkeit des Lebens in seiner Heimat zu, obwol sein Bergdialekt mir das völlige Verständniß etwas schwer machte. Die Felsenmassen wurden rauher und rauher, die Täler romantischer und wilder, und wir passirten nun den schönen Fluß der Cosa, welcher mit Gewalt durch diese Berge herunterbraust. Es ist ein prächtiges Wasser, grünlich an Farbe, wie der Inn im Engadin, kalt und leicht, und es wimmelt von Forellen. Diese Lebensader des Gebirgs zieht den

einzigen schmalen Culturstreifen durch die Felsenwildniß; nach einem jähen und donnernden Lauf stürzt sie sich in den Saccofluß, und eilt mit ihm dem Liris zu.

Hoch über der Cosa, wo sie am Fuß einer steilen Felsenwand sich durch enge wundervolle Schluchten zwängt, steht der Ort Collepardo. Mich überraschte sein Anblick in dieser Verlassenheit; nichts melancholischeres mag man sehen: kleine und wenige braune Häuser aus Kalk stehen in gestreckter Reihe beisammen, durch eine bizarre Kirche unterbrochen, und eine schwarze zersplitterte Mauer des Mittelalters zieht sich rings umher — ein Beweis daß auch diese arme Ortschaft nicht vor dem räuberischen Feinde sicher war. Wenige Gärten, Olivenbäume und Weinreben gaben hier äußerste Dürftigkeit zu erkennen; denn außer dem kleinen Plateau worauf Collepardo steht, schien rings umher alles von unfruchtbarem Felsenboden zu starren. Der wackere Kohlenbrenner lud mich ein in seinem Haus abzusteigen, was ich gern that, da ich sonst wegen des Unterkommens in Verlegenheit geblieben wäre, und ich richtete mich in dem kleinen Gemach so gut ich konnte ein, um die Sonnenhitze vorübergehen zu lassen. Nun traf es sich mir äußerst erwünscht, daß eine Partie von Herren aus Velletri eben zu Pferd angekommen war, welche die gleiche Absicht, die Grotte zu sehen, hieher geführt hatte, und so wurde es mir möglich, dieses Wunder auch in völliger Beleuchtung zu betrachten.

Wir machten uns bald auf, und ritten zur Höle. Sie liegt tief unten im Cosa-Tal, und zwar unmittelbar unterhalb Collepardo. Eine steile Bergwand führt zu ihr hinab; hier braust der Cosafluß durch eine unbe-

schreiblich schöne Schlucht; man reitet eine Zeitlang an seinem Ufer hin, welches Castanien beschatten, und hat zu beiden Seiten die Felsenwände in den grandiosesten Formen. Zur Linken über der Cosa steigt der Berg Marginato auf, und streckt seine verwitterten Massen kühn und gigantisch in die Luft hinaus, tiefe und schwarze Schatten in das Wasser werfend, welches um das Gestein mit Wut siedet und kocht, und rechts erhebt sich eine nicht minder abschüssige, von Baumwuchs umbuschte Felsenhöle, in welcher eben die Grotte liegt. Schon der Aufgang und Eingang zu ihr verspricht etwas außerordentliches. Ein schwärzlicher Schlund gähnt aus finstern Blöcken hervor, und ein kalter Luftstrom scheint aus der tiefsten Tiefe heraufzuquellen. Wir hüllten uns sorgsam ein, ehe wir hinabstiegen. Die Führer mit den Fackeln waren vorausgegangen, und bald zeigten uns leichte Rauchwolken, die aus den Spalten der äußern Wand hervorstiegen, daß jene drinnen seien. Ich habe sehr viele Grotten in Gebirgen gesehen, und bin für diese Naturspiele im ganzen nicht mehr allzu empfänglich; ich versprach mir daher auch nicht viel von der Grotte von Collepardo, als ich sie betrat. Indeß machte sie doch einen gewaltigen Eindruck auf mich, und dies zumal deshalb weil sie sehr großen Raum hat. Sie besteht nämlich aus zwei Hauptteilen, gleichsam zwei ungeheuren Sälen, die in der Mitte durch eine zerrissene niedrige Mauer getrennt sind. Die Farbe der Wände und des Bodens ist ein nächtliches Schwarz oder Gelbbraun; große Felsen liegen umher, die man zum Teil erklettern muß, und von den unregelmäßigen Wölbungen

der Decken hängen nun die Stalaktitenbildungen in großen oder kleinen, unendlich mannichfaltigen Formen herab, während andere wieder vom Boden selbst in bizarrsten Gestalten und Gruppen ihnen entgegen zu wachsen scheinen. Die seltsamsten Gestaltungen haben sich in dem zweiten oder hintern Teil der Grotte gebildet; ihn völlig zu übersehen, ließ man uns im vordern Raum so lange warten, bis jener völlig erleuchtet war. Denn viele Männer und Knaben hatten sich nicht allein mit ihren Fackeln hie und da aufgestellt, sondern auch große Haufen von Werg an verschiedenen Orten angezündet. Als ich nun in den so erhellten Zaubersaal hineinblickte, war es allerdings ein Anblick von einer halb feenhaften, halb dämonischen Natur. Bald schien die Phantasie in einen ägyptischen Tempel von schwarzen Säulen einzutreten, zwischen denen wunderliche Bildwerke von Sphinxen und Göttern standen, bald schweifte sie in einem verzauberten Wald von steinernen Palmenkronen und andern phantastischen Gewächsen, und wieder starrten hier Lanzen und Schwerter, oder hingen vollkommene Rüstungen von Riesen und Bergzwergen von den Wänden nieder. All dies lebte und flackerte vom Schein der Fackeln, welche hier die Massen grell und sonderbar heraustreten ließen, dort um so nächtigere Schatten erzeugten. Die wallenden Rauchwolken zogen wie Schleier hin und wieder, und durch die dämmernde feuchte Luft warfen sich mit wildem Schrei die aufgestörten Fledermäuse und Nachteulen hervor. Es ist von solchen Hölen kein Bild zu machen, denn die Einbildungskraft eines jeden sieht sie auf besondere Weise, und bevölkert sie mit Phantomen.

Natürlich fehlt es nicht an Benennungen von einzelnen besonders hervortretenden Tropfsteinbildungen, und ich mußte bald dieses, bald jenes Absonderliche erkennen, wovon mir nur die sogenannten „Trophäen der Römer" im Gedächtniß geblieben sind, einige markirte Formationen, welche leicht an jene Trophäen erinnern können, die über dem Aufgang zum Capitol von Rom stehen. Ohne Zweifel enthält die Höle von Collepardo noch einen größern Zusammenhang von Gemächern, und erstreckt sich tief in den Berg hinein; aber man hat es noch nicht möglich gemacht weiter vorzudringen.

Ueberhaupt finden sich in dieser Gegend viele größere und kleinere Hölenbildungen im Kalkgestein, die ehedem manchen Eremiten mögen beherbergt haben. Noch im Jahr 1838 wohnte bei Collepardo in einer Grotte des nahen Bergs Avicenna ein Eremit. Es erschien nämlich im September jenes Jahrs dort ein junger Mann, ein Franzose, der sich Stefan Gautier nannte, und erklärte, Eingebungen des Himmels zu folgen, welcher ihn in diese Wildniß berufen habe, um ein Anachoretenleben zu führen. Der sonderbare Fremdling richtete sich in jener Höle ein; man brachte ihm Speise und Trank; er betete und casteite sich, und man sah ihn oft in Collepardo, in Veroli oder in der Carthause von Trisulti, wo er die Kirchen besuchte und mit den Mönchen verkehrte. Seine Lebensweise war untadelhaft, ja die eines angehenden Heiligen, obwol der Eremit noch bei jungen Jahren war. So hatte Gautier bereits zwei Jahre in jener Einsamkeit gelebt, als eines Tags Häscher seine Höle umstellten, ihn ergriffen und gefangen mit sich führten. Niemand

wußte die Ursache, und niemand konnte nachher von dem Schicksal des Eremiten eine klare Kunde geben; man wußte nur, daß der Heilige nach Rom gebracht, endlich in die Hände der französischen Justiz ausgeliefert worden sei, und das dunkle Gerücht sagte: er sei in eines der Attentate gegen das Leben Ludwig Philipp's verflochten gewesen, habe sich nach Italien geflüchtet, und sei willens gewesen seine mörderischen Pläne in der Wildniß von Collepardo entweder reuevoll zu büßen, oder mit der Zeit vergessen zu machen.

Die Natur hat viel wundersames und merkwürdiges um Collepardo zusammengedrängt, denn nur eine kurze Strecke von der Stalaktitenhöle entfernt liegt jener berühmte Brunnen Italiens, der Pozzo di Santulla, und ich war doppelt erfreut zu vernehmen, daß er hart an der Straße nach der Carthause sich befinde. Diese aber wollte ich noch vor Abend erreichen, um die Gastfreundschaft der Mönche anzusprechen. Als ich nun nach einem halbstündigen Ritt zwischen Gärten und auf einer steinigen Hochfläche dieses außerordentliche Phänomen vor mir sah, mußte ich es mit kaum geringerem Staunen betrachten, als mir der Anblick eines vulcanischen Kraters erregt hatte. Ich sah mich plötzlich an dem Rand einer völlig kreisförmigen höchst steilen Vertiefung, welche mich auf das lebhafteste an die großen Latomien von Syrakus erinnerte. Bei einer Peripherie von ungefähr 1500 Schritten versenkt sich dieser rätselhafte Brunnen mehr als senkrecht in eine Tiefe von über 150 Fuß, und zeigt in seinem Grund einen dunkelgrünen Wald von prächtigen Baumwipfeln und Schlinggewächsen, welcher, wenn

ein Lüftchen sich hinunterwagt, sanft wie die Wellen eines Sees auf- und niederschwankt. Die Sonne ließ von dem klarsten Himmel ihre Streiflichter magisch in diese Tiefe scheinen, und ich sah weiße Schmetterlinge munter hin und her über dem versunkenen Walde spielen. Blühende Ranken hingen über den Zweigen dieser Bäume, welche, wie man versichert, mehr als 30 Fuß hoch aus der Tiefe emporsteigen, und von oben gesehen dennoch nur Sträuchern ähnlich sehen; die unerreichbaren Blumen in diesem Grunde, die wilden labyrintischen Pfade im dunkeln Dicicht, das Flattern des Geflügels welches dort sein Wesen trieb, lockten die Phantasie hinunter, und sie stellte sich gern in diesem unterirdischen Zauberhain ein Feenparadies und einen Lustgarten für Oberon und Titania vor. Reichlich sickern dort Quellen geheimnißvollen Laufs und ernähren ein immer grünes balsamisches Kraut, während dieses Becken den Thau der Nacht zu sich niederzieht und in sich versammelt. Mit Bewunderung senkt sich dann der Blick längs den Wänden schwindelnd in die Tiefe; in bizarren und phantastischen, tropfsteinähnlichen Formen und Figuren stürzen sie ringsum herab, überbuscht von Eichenzwergbäumen, von goldblumigem Ginster und von Mastixsträuchern; die Elemente aber haben sie außerdem mit einem bunten Irisspiel von Farben schön geschmückt, denn bald ist das Gestein zart silbergrau anzusehen, bald brennend rot, wieder dunkelblau, gelb und tiefschwarz. Faßt man nun diesen Brunnen mit der wilden und großen Bergscenerie ein, welche den nahen Horizont umgibt, so ist es ein Theater welches in Worten gar nicht ausgedrückt werden kann: hier

die braune Ortschaft Colleparbo hinter grünen Bäumen schwermütig gelagert, dort lange Blicke in absinkende Felsentäler; weiterhin riesige und stille Berge von majestätischen Formen, um deren sonnverbrannte nie betretene Gipfel einsam die Goldadler schweben, oder phantastische Nebel ihre weißen Schleier ziehen.

Wild aussehende Hirten, Sandalenmänner des Gebirgs, mit lanzenähnlichen Stäben, waren am Rande des Brunnens mit ihren Kletterziegen gelagert, und brachten Leben in diese große Scene, während einige kräftige Buben sich vergnügten Steine hinabzurollen. Sie fielen mit dumpfem Gekrach in den Wald hinunter, und schreckten dann die grauen Tauben aus ihrem Nest auf, die mit der Schnelligkeit der Blitze aus den Wipfeln emporschossen und verzweifelt hin und wieder fuhren. Obwol diese Hirten mir sagten, daß in dem geheimnißvollen Brunnen sich ein Tiger aufhalte, so gestanden sie doch zu gleicher Zeit, daß sie dann und wann Ziegen an Stricken hinunter ließen. Diese Thiere fänden dort Wasser und Kraut in Fülle und blieben in dem Wald monatelang, bis sie wolgenährt wieder herauf geholt würden, denn die Hirten selbst stiegen an Stricken hinunter um sie emporzubringen. Läge der Pozzo in Deutschland oder in Schottland, so würde ihn die Phantasie des Volks ohne Zweifel mit den fabelhaftesten Wesen bevölkern; aber die Italiener haben im ganzen keinen Sinn für das Märchen- und Geisterhafte, weil es die Klarheit der Lüfte bei ihnen nicht gedeihen läßt. Und so war mir auch die Erzählung von dem Ursprung dieses Brunnens charakteristisch, wie ich sie aus dem Mund der

Hirten hörte, denn sie ist eine Legende. Der Pozzo, so sagten sie mir, war ehemals eine große und kreisrunde Tenne; eines Tags erfrechten sich Leute dort Getreide auszustampfen, obwol das Fest der Assunta der heil. Jungfrau gefeiert ward. Die Madonna erzürnte über diesen Frevel, und sie versenkte plötzlich die Tenne mit allem was sich auf ihr bewegte, und so sei der kreisförmige Pozzo entstanden. Im Hintergrund dieser Legende glaubte ich mit einigem Grund die kluge Phantasie eines Mönchs oder Priesters erkennen zu dürfen. Vulcanische Erscheinungen zeigen sich übrigens nirgends, und vielleicht mag die Ansicht richtig sein, daß dieser Brunnen Italiens ehedem eine Höle gewesen sei, deren Gewölbe einstürzte. Nur ungern riß ich mich von dieser merkwürdigen Erscheinung los, und ich dachte mir mit Verlangen das magische Schauspiel nächtlicher Beleuchtung, wenn der Mond durch diese große Bergwildniß schwebt, und sein dunstiges Licht von den Kraterwänden auf den Geisterwald dort unten niederquillt.

Die Ziegenhirten führten mich und meinen Campagnolen auf steinigen Pfaden seitwärts weiter, bis wir die betretene Felsenstraße erreichten, welche man einschlagen muß, um nach der Carthause von Trisulti zu gelangen. Diese weit und breit berühmte Abtei sollte etwa eine deutsche Meile vor uns liegen; sie war nicht sichtbar, aber man zeigte mir oben in der hohen Bergregion, die zu ersteigen war, den finstern Streifen eines Eichenwalds, hinter welchem ich sie, ein wahres Culturwunder des Gebirgs, finden würde. Ich erinnere mich kaum einer wilderen, schöneren Berglandschaft, als jene war,

die ich nun tief absteigend durchritt. Indem das Auge, bald dem roten Felsenpfad folgend, in schwindelnde Tiefen fiel, aus denen dumpfen Schalls das Getöse des Cosaflusses emporkam, bald wieder jene prächtigen Bergpyramiden erkletterte, unter denen die Monna ernst und gigantisch gen Himmel ragt, wurde das Gemüt des Wanderers von schauerlichem Entzücken übermannt. Wir zogen still hinunter, hie und da an grauen Felsenobelisken vorüber, welche, den Weg versperrend, sich einzeln vorgeschoben hatten, und nach einer beschwerlichen halben Stunde waren wir unten an dem Fluß angelangt. Er hat hier zwei Berggebiete mit Gewalt durchrissen, und donnernd stürzt er seine Schaumwellen durch finstere Schluchten weiter. Die Sonne war schon hinter die Berge gesunken, und vergoldete noch mit verschwebender Glut die Gipfel ringsumher. Nun stiegen wir über breite Flanken des Gebirgs empor. Ich wandte mich nach jener Richtung um, von der ich gekommen war, und sah in nicht allzugroßer Entfernung acht bis zehn Soldaten mit raschem Schritt den von mir zurückgelegten Pfad herunterkommen. Waren es Banditenjäger? Ich bezweifelte es, denn ich wußte daß die berüchtigte Räuberbande des Gasperone ihr Wesen in diesen Bergen nicht mehr trieb, wo man noch an mancher Stelle Räubernamen lesen soll, welche jene Briganten mit ihren Dolchen in die Felsen eingegraben. Diese Soldaten, so sagte mein kundiger Begleiter, spüren nicht die Räuber auf, sondern sie kommen aus Alatri zum Besuch nach der Carthause, bei den Mönchen Nachtlager und Kost zu finden. Denn Ihr müßt wissen, daß die reichen Weißkutten durch ein

Gesetz gezwungen sind, jeden Wegewanderer drei Tage unentgeltlich zu verköstigen; und wenn ein ganzes Heer in ihre Carthause einrückte, so dürften sie ihr Klosterhaus ihm nicht versperren. Da ich nun wußte, daß jene Gesellschaft, mit der ich die Grotte von Collepardo gesehen, die vorige Nacht auf Unkosten der Mönche gelebt hatte, da ich hinter mir her halbverhungerte Soldaten sah, welche schon in Gedanken das Kloster durchschwelgten, und weil ich die gleiche Absicht hegte und mir eines rücksicht- und schonungslosen Hungers mehr und mehr bewußt wurde, so stiegen mir einige Besorgnisse auf. Komm denn, Francesco, sagte ich, und laß uns die Schritte verdoppeln, damit uns jene Soldaten nicht überholen und die Gesichter der Mönche für uns finster machen, wenn auch wir an ihre Thüren pochen, Speise, Trank und Herberge zu begehren. Francesco lachte hierauf, und wir trieben uns rüstig vorwärts.

Ich hatte das Felsenplateau erreicht, auf welchem die Carthause von Trisulti steht; es ist die breite Absenkung herrlicher Bergpyramiden, welche sich unmittelbar über ihm auftürmen. Aber noch entdeckte ich das Kloster nicht, der schönste Eichenhain verbarg es meinem Blick. Ihm zureitend, sah ich schon von fern zwei weißgekleidete Klosterbrüder in ihm auf- und niedergehen. Diese heiligen Männer wandelten nachdenklich in dem kühlen Schatten majestätischer Bäume, und ich beneidete die wonnevolle und philosophische Ruhe, die sie leidenschaftslos genossen. Wenn irgend das menschliche Gemüt sich in Ergebung, Ernst und hoher Betrachtung sammeln mag, so dürfte es hier in einer der erhabensten und

schönsten Einsamkeiten sein, welche ich irgend sah. Ein Abendlüftchen rauschte durch die tiefschattigen, jahrtausend-alten Wipfel, und rings standen in feierlicher Majestät ernste, ewige Berge umher. Die Glocke des Klosters scholl plötzlich über den Wald her, trauervolle Andacht verbreitend, und ich fühlte den Geist des Mittelalters mächtig auf mich wirken. Ich trat auf einen der Mönche zu, kündigte mich als Reisenden an, und bat um Gastfreundschaft für eine Nacht. Der stattliche und wolgenährte Bruder wies mich ans Kloster selbst, wo ich mich beim Guardian zu melden hätte. Nachdem ich nun eine kurze Strecke den Hain durchritten hatte, enthüllte sich die Carthause meinen Blicken. Auf solcher Höhe eines einsamen und unwegsamen Gebirgs, über dessen rauhe Felsenwände der Wanderer mühsam kletterte, plötzlich vor einer blühenden Oase der Cultur sich zu finden, dies hat etwas zaubervolles, unbeschreiblich reizendes. Das kleine Himmelreich und Eden der Heiligen schimmerte aus grünem Laub hervor, phantastisch, heimlich und wunderbar; nicht ein einzelnes Gebäude, sondern ein Verein von saubersten Capellen, Kirchen, umschlossenen Höfen, Anlagen verschiedenster Art, im wohnlichsten und heitersten Zustand, Reichtum und friedliches Glück verkündend. Ringsumher alte schattige Bäume, einzeln oder in Gruppen, umfriedete Gehege, Rinder, Schafe, Ziegen, Mönche auf- und abgehend, arbeitende Dienstmannen, ein lebhaftes Treiben von vielerlei Menschen, welche das Kloster ernährt.

Der Guardian, ein großer und ernster Mann mit langherabwallendem Bart, nahm mich am Tor des Vor-

hofs freundlich an, und bedeutete mich dem Superior mich vorzustellen, welcher dann die weitern Befehle für meine Aufnahme erteilen würde. Ich wurde in den innern Hof geführt, ein großes Viereck, welches die Klostergebäude und die Façade der Kirche umschließen. Alles ist hier in der aufmerksamsten Reinlichkeit gehalten und gepflegt, aber die Gebäude selbst haben nichts altertümliches, sondern zeigen den Luxusstil des achtzehnten Jahrhunderts. Im Innern lange und luftige Corridore, zu deren beiden Seiten die Zellen der Brüder sich befinden. Den Superior fand ich in einem geräumigen Gemach hinter einem Schreibtisch beschäftigt, Dienstleuten zuhörend, welche irgendein Anliegen vorzutragen schienen. Er genehmigte gern meine Bitte um Aufnahme im Kloster, ohne mich nach Vaterland oder Confession zu fragen; freilich genügt den Mönchen ein flüchtiger Blick auf Gestalt, Physiognomie und Ausdrucksweise des Fremdlings, um den Katholiken oder Protestanten zu erkennen. Nachdem mir der Superior einen Laienbruder zugewiesen, verließ ich ihn, und ward in die Foresteria geführt. So nennt man die abgesondert gelegenen Gastzimmer, welche in solchen Klöstern für die Herberge der Fremden bestimmt sind: sie sind ersten und zweiten Ranges, je nach dem Stande des Gasts. Denn wer zur anständigen Classe gerechnet wird, erhält ein Zimmer in der Foresteria nobile oder de' Signori; wer niedriger taxirt wird, begnügt sich mit einem bescheidenen Unterkommen, und die unterste Stufe der menschlichen Ansprüche führt endlich zu den Kammern der Knechte, oder in die Stallungen, wo das arme Wandervolk sich auf Stroh ausstrecken

mag. Man hatte mir ein gutes Zimmer neben dem Gastsaal angewiesen. Ein sehr reinliches Bett, frisch bezogen, verhieß ein bequemliches Lager, und der Diener, ein gewandter junger Mensch, welcher in verschiedenen Städten als Gasthauskellner fungirt hatte, und nun in den Dienst der Foresteria gekommen war, tröstete mich mit der Aussicht auf ein Abendessen, welches er mir zur vorschriftsmäßigen Stunde in jenem Saal serviren würde. Bis dahin, so sagte er, könnte ich mich in aller Ruhe mit Besichtigung der Klosteranstalten vergnügen.

Ein Laienbruder führte mich umher, und machte den Erklärer. Der Merkwürdigkeiten indeß gab es in der Carthause wenige, denn leider ist alles Altertümliche unter den späteren Restaurationen verschwunden, so daß ich für meine Wißbegierde nicht viel zu notiren fand. Die Lage im Gebirge, die Lebensweise der Mönche in ihrer einsamen Republik, ihre praktische Wirkung auf die Gesellschaft, die Geschichte dieses seltsamen Ordens gaben indeß reichen Stoff zu Betrachtungen. Der heilige Bruno, ein außerordentlicher Charakter, wie solche die Epoche der Kreuzzüge erzeugte, und wie sie im Franciscus und Dominicus bald darauf so merkwürdig hervortraten, hatte, entsetzt über die Ausschweifungen des Erzbischofs Manasses von Reims, die Regel der Carthäuser gestiftet, gegen das Ende des elften Säculum. Dieser Orden, geselliges Mönchstum und Anachoretenleben in sich vereinigend, zur äußersten Strenge der Entsagung verdammt, erhielt seinen Namen von dem Ort la Chartreuse bei Grenoble, wo er seine Anfänge nahm. Seine Statuten (Consuetudines Cartusiae) datiren vom Jahr 1134, seine

Bestätigung durch den Papst erlangte er erst im Jahr 1170. In einer Zeit, wo durch den Kampf mit dem mohammedanischen Orient, durch die Kriege der Kirche mit der Ketzerei der Albigenser, und endlich mit dem Staat, die Gemüter der Menschen wiederum in eine mystische Extase versetzt worden waren, mußte ein neues reformirtes Mönchtum einen schnellen Erfolg haben. Die Carthäuser breiteten sich bald aus, und die extremen Sonderbarkeiten ihrer Regel trugen nicht wenig dazu bei. Schon im Jahr 1208 siedelten sich diese Väter in Trisulti an, welchen Ort ihnen Innocenz III. übergab. Sie fanden daselbst ein verfallenes Kloster vor, das ehedem den Benedictinern gehört hatte, und errichteten aus dessen Trümmern im Jahr 1211 die ursprüngliche Carthause. Man sagt, ein Castell Trisalto habe jener Gegend den Namen gegeben, welcher gewöhnlich a tribus saltibus, von drei waldbewachsenen Höhen erklärt wird.

Obwol das Gelübde der Armut den Mönchen durch die Regel aufgelegt wird, schließt sie dennoch den Reichtum des Klosters nicht aus, und Trisulti wurde mit der Zeit in Besitz großer Landgüter in der Provinz von Frosinone gesetzt, die es noch heute behauptet. Es prangt freilich dieses Kloster nicht, wie jenes bei Pavia, durch Schönheit der Gebäude und Kunstwerke, vielmehr hat es einen durchaus ländlichen Charakter, welcher der Uncultur der lateinischen Campagna völlig entspricht; auch werden nicht so glänzende Räume in ihm gefunden wie sie die Carthause Roms in den Thermen Diocletians aufzuweisen hat, welche übrigens, eine junge Stiftung des sechzehnten Jahrhunderts, die alte und ehrwürdige Certosa

von Trisulti als ihre Mutter und Gebieterin anerkennt. Die Klosterkirche, ursprünglich von Innocenz III. im Jahr 1211 gebaut, endlich im Jahr 1768 völlig erneut, ist klein, aber mit buntem Marmor und vielen Bildern geschmückt. Ueber der Thür des Eingangs erinnert ein Gemälde an die Stiftung der Certosa, da Innocenz III. dargestellt ist wie er die Carthäuser in den Besitz derselben setzt. Auf beiden Seiten der Kirche sieht man sodann hier das Martyrium der Maccabäer, und dort ihm entsprechend die Verfolgung, welche die Carthäuser in England unter Heinrich VIII. erlitten. Im prachtvoll geschmückten Priesterchor sieht man die Figuren der Apostel, ferner Moses die Quelle aus dem Felsen schlagend, und ihm gegenüber Bruno, der dasselbe Wunder wiederholt. Es fehlt nicht die Vorstellung der entsetzlichen Marter des heiligen Bartholomäus, des Patrons der Carthäuser.

Größeres Vergnügen als mir diese modernen Bilder verschafften, gegen welche man endlich gleichgültig wird, hatte ich jedoch bei Durchwanderung der andern Klosterräume. Das Refectorium, passend geschmückt mit einem Gemälde, welches das Wunder der Brod- und Fischvermehrung darstellt, ist ein großer und prächtiger Saal. Hier versammeln sich die Brüder zu einem gemeinschaftlichen Mal an Festtagen, denn sonst schreibt die Regel das einsame Essen in der abgesonderten Zelle vor. Man zeigte mir die geräumige und saubere Küche und die Brodbäckerei, wo ein schmackhaftes Brod von feinerer und gröberer Qualität in Menge bereitet wird, da mit ihm nicht allein die Kost der Mönche, sondern auch die

der vielen Dienstleute bestritten wird. Ein reichliches Wasserbecken, aus dem sich ein Canal ergießt, versorgt zu gleicher Zeit die Mühle des Klosters in einem nahen Hof. Das sehenswürdigste jedoch was man mir mit dem gerechtesten Stolz zeigte, ist die Apotheke, und ich betrat sie mit größerer Andacht als mir die Kirche eingeflößt hatte. Die Vereinigung des medicinischen Heils mit der Sorge für die Seele ist eine natürliche und uralte schöne Aufgabe dieser Klosteranstalten in einsamen Gegenden; die Mönche, welche der Arzneiwissenschaft obliegen, üben eine Thätigkeit aus, die glücklich, weithin wirksam und wahrhaft preiswürdig ist. Die Natur der Berge ladet sie zu unausgesetztem Studium der Heilkräuter ein, die hier in Fülle wachsen, und welche angenehmere Beschäftigung kann es geben, als in diesen herrlichen Gebirgen an Fels und Fluß zu botanisiren, wunderwirkende Balsampflanzen zu sammeln und medicinisch zu bereiten?

Ein schöner Mönch, groß, wolgebaut, freundlich, mit einem langen rötlichen Bart, daß er einen Magier des Mittelalters trefflich darstellte, empfing mich in dem schönsten Tempel des Aesculap, den man sich vorstellen mag. Dieses Haus liegt nicht weit vom Eingang zum Kloster innerhalb der Ringmauer. Vor der offenen Gallerie der Apotheke erfreut Auge und Sinn ein wolgepflegter botanischer Garten voll von frischen duftigen Gewächsen mannichfaltiger Art, unter denen es auch nicht an Zierblumen fehlt. Blühende Stauden in großen Vasen schmücken die Veranda oder Terrasse des reizenden Hauses, welches in der That dem zierlichsten

Gartenhaus einer Villa gleicht. Tritt man nun durch die offene Glasthür in das Innere, so sieht man sich in dem saubersten Apothekerladen. Der gelehrte Mönch zeigte mir mit freudiger Zuvorkommenheit seine Schätze in Flaschen und Gefäßen, und machte mich bedauern, daß ich ihn nicht durch medicinische Teilnahme zu unterhalten verstand. Mittlerweile erschienen Landleute sich Medicamente zu holen, welche unentgeltlich gereicht werden; es ist aber die Apotheke von Trisulti weit und breit als eine Heilanstalt in diesen Bergen verehrt, so daß ihre Wolthat bis tief hinein in die fiebervolle Campagna Latiums empfunden wird. Den Deutschen mag es übrigens nicht wenig interessiren, daß in der Bibliothek dieser entlegenen Officin die Werke Hahnemanns gefunden werden.

Wenn nun die Orte der Umgegend vielfachen Gebrauch von den Heilkräften dieser Apotheke machen, so wird sie von den Klosterbrüdern selbst wenig in Anspruch genommen. Die Gesundheit dieser Carthäuser ist gut, und ich erinnere mich nicht leicht Mönche so kräftigen Aussehens gefunden zu haben. Die Ruhe des Gemütes, eine immer gleich strenge Diät, und vor allem andern die köstlichste Bergluft, erhalten sie im Wolsein, und ihre Nächte und Tage, durch wiederholtes Gebet und Kirchendienst unterbrochen oder ausgefüllt, werden sonst nicht in geistigen Anstrengungen hingebracht. Das Kloster besitzt zwar eine kleine Bibliothek, und es gibt Mönche, welche gelehrte Studien betreiben, aber im ganzen sind die Musen in dieser Wildniß nicht heimisch. Ich überzeugte mich davon, als ich nach Besichtigung

des Klosters mit dem Bibliothekar, im großen Hof umherspazierend, mich unterhielt, und da meine Fragen diesen würdigen Mann in Verlegenheit zu setzen schienen, so hielt ich es für passend dergleichen Gespräche nicht fortzuführen. Ich verabschiedete mich von ihm, setzte mich in einem der Höfe nieder, und betrachtete die Gestalten der umherwandelnden Brüder. In ihren schneeweißen Kutten nahmen sie sich prächtig aus, und es fiel mir auf, daß sie weder Bart noch Haar tragen. Denn jeden Monat wird zweimal auch das Haupt völlig geschoren, bis auf die sogenannte Corona oder den mönchischen Haarkranz, welcher stehen bleibt. Nur die Laienbrüder tragen einen langen Bart, wie die Capucinermönche. Ueberhaupt gibt es hier manche Abstufungen unter den Brüdern, gleich jenen des mystischen Bundes der Pythagoreer. Die in ihre Zellen verschlossenen Heiligen des äußersten Grades sah ich nicht; das Schweigen in welches diese Männer sich hüllen, mag wol als das höchste von selbstquälerischer Entsagung betrachtet werden, wozu der fanatische Mensch es gebracht hat. Indem sie das Wort, den Schlüssel des Lebens und der Dinge, von sich werfen, tauchen sie die Seele in diese entsetzliche Geistesstille, welche völliger Blindheit gleichkommt. Ein memento mori unterbricht sie nur als der schauerliche Gruß den sie sich begegnend sagen. Man sagt, daß diesen wandelnden Todten, oder Gespenstern bei lebendem Leib, gestattet sei, ihre Zellen mit einigen Liebhabereien zu schmücken; der eine erzieht sich Blumen in Scherben, mit denen er schweigende Gespräche führt; der andere weidet seinen Blick an einem geliebten Hei-

ligenbild, oder er pflegt einen Vogel im Bauer und horcht seinem Gesang, wenn überhaupt ein Vogel in solcher Geisterzelle singen mag. Bisweilen durchbricht die empörte Natur gewaltsam den Bann, der ihre göttlichste Lebensoffenbarung verschließt, und der Schweigende beginnt zu reden; dann wird er öffentlich gestraft; er bietet weinend seine Schulter Geißelschlägen dar, die ihn nicht physisch, sondern nur in der Seele schmerzen. Es mag sein, daß in diesen ernsten Bergen das Schweigen leichter wird; der Geist Gottes scheint allein hier zu reden, im Rauschen des Waldes, im Brausen der wilden Cosa, im Sturm und Donner der Wetterwolken, die sich um die Berggipfel rollen. Und welche düstere Gemüter mag hier die Natur, die Zelle und die Klosterregel erziehen? Vermöchte der psychologische Blick in diese verschlossenen Seelenzustände hinabzudringen, er würde wol das Ungeheuerste gewahren.

Aus solchen Betrachtungen erlöste mich glücklich das Abendessen. Mein flinker Diener meldete mir, daß es angerichtet sei, und Appetit wie Neugierde waren gleich groß. Keine Fleischspeise wird im Kloster genossen, der Gast muß sich eben der Regel fügen; Oel und Essig mag er dagegen zum Ueberdruß haben. Nun bestand aber mein Tisch aus folgenden Speisen: eine Schüssel in Oel gesottener Maccaroni, vortrefflich zubereitet und mit Bergkräutern statt des Parmesankäses gewürzt; eine Schüssel kalter grüner Bohnen in Oel und Essig; kalte Fische in Oel und Essig; eine Flasche ungenießbaren essigsauren Weins; zum Dessert ein Stück in Oel gebackener Torte. Obwol ich meinen Wirten alle Ehre

zu machen suchte, konnte ich doch nur wenig von diesen öligen Speisen zu mir nehmen; ich begnügte mich mit Maccaroni und dem vortrefflichen Brod. Ich ging nun hinaus, nachzusehen wie mein Campagnole versorgt worden sei; er sagte mir, man habe ihm ein Brod und einen kalten Fisch zu essen gegeben.

Es war tiefe Nacht geworden, der volle Mond stand an dem klarsten blauen Himmel, und erleuchtete das herrliche Bergtheater ringsumher. Die in Licht getauchten Bäume, die schwarzen Schatten der Felsen, schimmernde Dämpfe in den Tälern, das schauerliche Schweigen, durchbrochen vom melancholischen Ruf des Upupa[1], der großen Bergeule, oder von dem dumpfen Rauschen der Cosa — all das wirkte magisch und zauberhaft um das Kloster her. Um Mitternacht weckte mich die Glocke vom Turm; man läutete die Matutine — ich wußte, daß nun der Excitator von Zelle zu Zelle ging um die Mönche zu wecken. Nun beten sie die ersten vier Bußpsalmen, dann gehen sie hervor in die Kirche, wo sie drei Stunden lang die Matutine singen. In ihre Zellen zurückgekehrt, setzen sie auch dort noch die Gebete fort, und dann ist ihnen zur Erholung eine kleine, sehr geringe Pause des Schlafs gestattet. So geht es Nacht für Nacht. Ich horchte den Glockenklängen, die seltsam und gespensterhaft mir zu klingen schienen, und gern wäre ich zur Kirche hinuntergegangen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, die Heiligen zu stören. Ich schlief über den Gesängen ein, und als der Morgen graute, pochte mein Führer schon an meiner Zelle, mich zum Marsch nach Veroli zu wecken.

Ich verließ das Kloster, ohne dem Superior meinen Dank sagen zu können, denn keine Seele zeigte sich außer dem Pförtner und dem Gastbedienten, welcher sich entschuldigte mir den Abends vorher zugesagten Kaffee nicht bringen zu können, denn auch für das Frühstück schreibe die Regel eine bestimmte Stunde vor. Dies war mir sehr unlieb, weil der Weg durch das Gebirge bis nach Veroli weit war, und wir Culturmenschen fühlen uns selten am Morgen in völliger Nüchternheit wol aufgelegt. Indeß tröstete mich Francesco mit einem Stück Brod, das er zu sich gesteckt hatte, und die schmackhaftesten Brombeeren wurden mir von einem Strauch in unmittelbarer Nähe des Klosters willig und gastlich dargeboten.

Der Morgen in dieser Alpennatur war von einer entzückenden Schönheit, der Blick in die wechselvollen Berge immer neu und belebend. Eine Stunde lang ging es auf dem Hochplateau neben Abgründen fort, welche die Cosa durchrissen hat, dann senkt sich der Pfad zu langen und anmutigen Alpenwiesen nieder, welche Eichen und Castanien umschließen. Dies alles ist Eigentum der Carthäuser. Die Pferde des Klosters weideten dort rudelweise, und von Zeit zu Zeit sah man Ziegenheerden; die Hirtenfamilien waren ums Feuer geschäftig die saure Milch in Käse zu verwandeln. Kleine Maiereien, von denen viele Klostergut sind, unterbrechen bisweilen die schönste Einsamkeit, und ich fand deren von so reizender Lage in grünen Tälern und an frischen Bergquellen, daß ich die Menschen glücklich pries, die dort in Frieden ihre Tage zubrachten. Sie alle sahen

wolgenährt aus, und keiner bettelte den Reisenden an. Nach mehreren Stunden erreichte ich endlich, das Gebirge hinter mir lassend, die fruchtbare Campagna von Veroli, und sah diesen großen Ort auf einer ziemlich bedeutenden Höhe vor mir. Er beherrscht ein Theater von entzückender Schönheit, da der Blick über Latium bis ins Königreich Neapel dringt, und überall auf den blauen Vorhöhen in Ferne und Nähe weiße Castelle und Städte schimmern.

Veroli ist eine bischöfliche Stadt von einiger Betriebsamkeit; sie versorgt die Gegenden umher besonders mit Teppichen einer geringen, aber vielbegehrten Art, welche aus bunten Tuchstreifen gewebt werden — eine ächt national-ciociarische Waare. Die Straßen sind eng und vielfach gewunden, manche Viertel von ganz labyrintischer Anlage und voll von kleinen bizarren Häusern, die meist offene Gallerien haben. Ich fand die Plätze mit Früchten des Sommers bedeckt, deren Wolfeilheit hier nicht in Erstaunen setzt. Um diese Zeit bringt man hauptsächlich die großen Wassermelonen zu Markt, deren ich hier vortreffliche fand. Ein ausgedienter Soldat, Veteran noch aus Napoleonischen Zeiten, hörte zufällig, in dem Café wo ich mich niedergelassen hatte, daß ich von der Certosa komme, und indem er sich zu mir setzte, brach er in eine wahrhaft begeisterte Schilderung des paradiesischen Lebens in jener Klostereinsamkeit aus, und er sagte, daß es der letzte Wunsch seines Alters sei, dort als Laienbruder Aufnahme zu finden. Er würde sich, so meinte er, sofort in die Pension des Klosters begeben, wenn er die Summe besäße, die man in die

dortige Casse einlegen müsse. Und hierauf nahm das Gespräch die gewöhnliche Wendung: er überschüttete das päpstliche Regiment mit all den Invectiven, die man täglich und aus aller Munde hören kann. Der ehrliche Veteran machte mich neugierig das große Landgut der Carthäuser unterhalb Veroli zu sehen. Die Zeit drängte mich; ich beschloß demnach die Stadt Frosinone, die mir so nahe lag, bei Seite zu lassen, und über jenes Gut nach Ferentino zu reiten.

Ich verließ Veroli während eines prächtigen Gewitters. Die Volskerberge und der Apennin standen in düsteres Blau gehüllt, und hastige Sonnenstreiflichter brachten auf diesem finstern Grund eine bezaubernde Wirkung hervor, wenn sie diesen oder jenen Berg, und hier und dort ein Schloß oder Kloster, in hellstem Wiederschein hervorhoben. Ich eilte, schon vom Regen erreicht, durch eine üppige und flache Campagna, zwischen Obst- und Weingärten, und befand mich bald vor der Wirtschaft der Carthäuser! Sie würde in der That einem römischen Fürsten alle Ehre machen. Die Wirtschaftsgebäude sind ansehnlich, höchst sauber gehalten, und sie vereinigen das Klosterartige mit dem Schloßähnlichen. Auch hier schreibt die treffliche Carthäuserregel vor, dem anpochenden Reisenden Speise und Trank zu reichen, und im Notfall Herberge zu geben. Ich begehrte weder das eine noch das andere, aber ich bat um die Erlaubniß, die Wirtschaft besehen zu dürfen. Der Wirtschaftsinspector, ein robuster Laienbruder in weißer Kutte und langem Bart, gab mir gern Einlaß, und führte mich selbst umher. Indem ich nun aus dem

Vaterland daran gewöhnt war, mir unter einem Gutsverwalter einen Menschen von ziemlich derbem und freiem Wesen, mit hohen Kanonenstiefeln und Sporen, die Reitpeitsche in der Hand und den Fluch im Mund vorzustellen, so erschien mir ein Oekonom in der Mönchskutte und mit allen Manieren eines Heiligen als etwas höchst originelles und sonderbares. Es war auch der erste Schritt, den ich in seiner Begleitung machen mußte, der Gang zur Kirche, welche unmittelbar in diese Wirtschaftswohnungen hineingebaut ist. Als wir in diese sehr saubere und schön geschmückte Capelle traten, erkannte mein Führer nur zu bald, daß er einen Ketzer neben sich habe, und der heilige Oekonom warf sich mit einem lauten und tiefen Seufzer auf die Kniee, in welchem ich mein Schicksal nach dem Tod und sein wolgemeintes Gebet um Errettung meiner armen Seele zu vernehmen glaubte.

Das Gut der Carthäuser (Ticchiena genannt) ist eine der reichsten Besitzungen der Campagna. Tausend Colonen gehören ihm an, arbeitspflichtige Menschen, welche für den Genuß von Aeckern einen Zins in Handdienst und Frucht zahlen. Sechs Laienbrüder bewirtschaften das Gut, ab und zu dort wohnend. Korn, Wein, Oel, Früchte werden in Menge gezogen; der Erlös fällt den Zwecken des Klosters anheim, von denen die ersten die der Wolthätigkeit sind. Und im ganzen Land wird diese der Carthause von Trisulti nachgerühmt; ja, man sagte mir daß vor mehreren Jahren bei einer schweren Teuerung die Campagna durch eine geraume Zeit von dort aus mit Lebensmitteln versorgt

worden sei. I certosini hanno governato la campagna per moltissimo tempo, dieses Lob habe ich oft und an vielen Orten gehört. Und ich will aus Dankbarkeit, wie einem Gast geziemt, mit ihm diese Blätter beschließen.

Aus den Bergen der Volsker.

1860.

1860

Das Volskergebirge beginnt im Römischen bei der Stadt Velletri, welche bereits auf seinen Abhängen liegt; es erstreckt sich in einer Reihe schöngeformter und zum Teil bewaldeter Höhen weit ins Neapolitanische hinein, wo es in der Gegend von Capua ein Ende nimmt. Indem es dem Apennin eine Strecke lang parallel läuft, scheidet es Latium in zwei geographische Gebiete, die Campagna, und die Maritima; jene bildet administrativ die Delegation von Frosinone, diese die Legation von Velletri.

Ich wollte von Genazano aus, wo ich im innern Latium wiederum einen Sommer in der ländlichsten Stille verlebt hatte, über das Volskergebirge reiten, das so einladend vor meinen Blicken stand, um dann auf die andere Seite, in die Maritima hinabzusteigen; ich setzte mich also eines Morgens aufs Pferd, und habe die köstlichsten Tage im Volskischen zugebracht.

Von Genazano bis an den Fuß des Gebirgs zu gelangen braucht man kaum drei Stunden. Eine von Hügeln durchschnittene oder von grasreichen Flächen durchzogene Ebene, welche der Saccofluß durcheilt, dehnt sich dort

aus, völlig im Charakter der nächsten Umgebung Roms. Denn es fehlen auch hier nicht die verwitterten schwarzbraunen Türme, die sich hie und da als malerische Reste der Feudalzeiten melancholisch und einsiedlerisch erheben. Sie geben der Landschaft einen großen Reiz, sie erinnern zugleich an die wilde Epoche, in welcher die Baronengeschlechter des Mittelalters Latium an sich gerissen hatten. Dies waren vor allen die Colonna, welche von Palestrina, ihrem Hauptort, bis tief in das Neapolitanische hinein, diese schönen Gefilde beherrschten. Neben ihnen hatten sich die Conti eines großen Teils des Landes bemächtigt, und diese berühmte Familie hatte zumal alles Gebiet in der Nähe der Volskerberge an sich gebracht. Sie teilte sich in verschiedene Zweige, von Segni, Valmontone und Anagni; sie nannte sich vorzugsweise das Geschlecht der Grafen der Campagna, und führte in ihrem Wappen das Bild des römischen Campagna-Adlers. Ihr Haus, berühmt durch große Päpste, die aus ihm hervorgingen, ist seit 300 Jahren ausgestorben, aber die Familie Colonna besteht, und sie besitzt noch einen Teil von Latium. Jüngere Nepotengeschlechter haben sich in Latium eingedrängt, und den Colonna durch Kauf- oder Familienvertrag viele Besitzungen entzogen; dies sind die Borghese, die Doria und die Barberini. Wenn man heute jene lateinischen Gefilde durchzieht, und den Hirten oder Landmann auf dem Feld, oder den Bürger in den schwarzen Castellen fragt wem das Gebiet gehöre, so hört man zumeist die Namen Colonna oder Borghese, und diesen letzteren häufiger als jenen. Steigt man aber von den Volsker-

bergen in die Maritima nieder, so beginnt die Herrschaft einer anderen berühmten Baronalfamilie Roms, der Gaetani oder der Herzöge von Sermoneta und Caserta. Aus ihr ging Bonifacius VIII. hervor.

Ich passirte den Sacco bei der Mola de' Piscari, einer außerordentlich malerisch gelegenen Mühle, die sich in den Trümmern eines alten colonnesischen Castells angesiedelt hat, von dem noch der Kern erhalten ist. In Urkunden begegnete es mir unter dem Namen Turris de Piscoli. Der Sacco braust hier als ein lebhafter Bach an schwarzen Tuffelsenwänden vorüber, auf denen das ganz von Gestrüpp umwilderte Castell in Ruinen liegt. Es beherrschte einst die lateinische Straße, die kaum eine halbe Stunde entfernt von Valmontone herüber kommt. Ich ritt auf einem Feldweg weiter über öde Fluren, die nur der Hirt mit seiner Schafheerde belebt. Die Hirten tragen hier überall Ziegenfelle als eine Art Hose um das ganze Bein gebunden, mit der rauhen Seite nach außen; dies zottige Vließ gibt ihnen völlig das Ansehen von ziegenfüßigen Satyrn, und man begreift bei ihrem Anblick, wie die Mythe und Gestalt jener Wesen aus dem Gefolge des Pan entstanden ist. Nicht anders gingen die Hirten in der fabelhaften Zeit gekleidet.

Wenn man die lateinische Straße erreicht hat, ladet erst Valmontone zu einem Besuch ein. Man reitet in kurzer Zeit dahin. Auf einem nicht hohen, aber doch steilen, ganz schwarzen Tufhügel erheben sich das Castell, der stattliche Palast Barberini, und die mit ihm zusammenhängende Kirche, ansehnliche Gebäude im Roccocostil des siebzehnten Jahrhunderts, und ringsumher liegt der Ort

12*

zusammengedrängt, mitten in einem an Fruchtgärten und Weinbergen reichen Gefilde. Die heutigen Topographen nehmen an, daß auf der Stelle des gegenwärtigen Valmontone im Altertum Tolerium gestanden habe. Der neuere Name Valmontone (Berg und Tal) kommt in den Urkunden des Mittelalters erst seit dem zwölften Jahrhundert vor. Er bezeichnete einen Flecken, der dem Capitel der lateranischen Basilica angehörte. Diese, einst unermeßlich reiche Kirche verkaufte den Ort im Jahr 1208 an Innocenz III. aus dem Hause Conti, und an dessen Bruder Richard Grafen von Sora, welcher hierauf der Feudalherr von Valmontone und der Stifter des Zweiges der Conti von Valmontone und von Segni wurde. Die Conti behaupteten den Besitz des Orts bis zu ihrem Aussterben im Jahr 1575. Giovanni Baptista Conti hinterließ nämlich nur eine Erbtochter Fulvia, welche die Güter ihres Geschlechts an das Haus Sforza brachte, in das sie durch Heirat übergegangen war. Aber die Sforza verkauften Valmontone im Jahr 1634 an die Barberini, und der Cardinal Francesco verkaufte es wiederum an den Fürsten Camillo Pamfili, den Nepoten Innocenz X., im Jahr 1651. Seit dieser Zeit ist Valmontone Eigentum des Hauses Doria-Pamfili.

Camillo, einer der reichsten Fürsten des siebzehnten Jahrhunderts (seine Mutter Olympia Maidalchini raffte gierig Schätze wie eine Harpyie zusammen), war es auch, der den Palast und die Kirche in Valmontone baute. Auch wenn man die Zeit nicht wüßte, in welcher diese Gebäude entstanden sind, so würde sie doch schon der erste Blick erkennen lassen. Sie tragen ganz und gar den

Charakter der Epoche Bernini's, und versetzen den Beschauer in das siebzehnte Jahrhundert Roms zurück. Er möchte glauben nicht in einem Castell der Campagna, sondern vor dem Palast Pamfili und der Kirche S. Agnese auf der Navona zu stehen. Die Pamfili legten ihre unermeßlichen Reichtümer in wahrhaft fürstlichen Luxusbauten an; der Neffe Innocenz X. schuf vor dem Tor S. Pancrazio die größte und schönste Villa Roms, die noch heute das Entzücken der Fremden ist; er baute im Corso einen der herrlichsten Paläste der Stadt, der heute von der Familie Doria genannt wird; er legte dort die berühmte Bildergallerie an, eine der reichhaltigsten Roms. Innocenz X. selbst errichtete den Palast Pamfili bei der Kirche S. Agnese in der Stadt, deren Neubau von ihm herrührt, und er ließ durch Bernini den prachtvollen Brunnen auf der Navona schaffen, welcher zu den großartigsten öffentlichen Werken Roms gehört.

So fügte diese Familie der architektonischen Physiognomie Roms einige bedeutende und wesentliche Züge hinzu, nachdem die Borghese und Barberini kurz vorher in gleichem Charakter thätig gewesen waren. Was man nun auch über den Stil jenes Jahrhunderts urteilen mag, so wird man wenigstens zugeben daß er, bei aller Ueberladung und Uebertreibung, doch viel Großartiges und Imponirendes besitzt, und mit Entschiedenheit eine ganze Epoche ausspricht: nämlich die Zeit des baronalen Luxus, der aristokratischen Ueppigkeit und ihrer überschwenglichen Lebensgenüsse wird darin vollkommen abgespiegelt. Entfaltung des Reichtums, der Eleganz, und der weiten, räumlichen Bequemlichkeit, darin ein vom Schweiß seiner

Colonen gemästeter, nichtsthuender, nichtsnutziger, in Sammt und Seide gehüllter Baron sich gemächlich bewegte. Die französische Revolution ist über dieses schwelgerische Wesen mit Feuer und Schwert hingegangen und hat es für immer vernichtet. In diesem Jahrhundert haben die Päpste nichts mehr gebaut. Seit Pius VI., der im französischen Exil im Jahr 1799 starb, gibt es keine Nepoten mehr, und der prächtige Palast seines Neffen Braschi, der sich nicht weit von dem Palast Pamfili auf der Navona erhebt, beschließt die Reihe jener großen Luxus-Architekturen Roms, die der päpstliche Nepotismus auf Kosten des gedrückten Volkes schuf. Es wird nun keine Nepoten mehr geben, es werden keine Paläste Barberini, Borghese, Doria, Albani, Odescalchi, Rospigliosi und Corsini mehr entstehen. Es wird ein anderer Charakter über Rom kommen, und an Stelle jener prachtvoll geschmückten Häuser und Villen der päpstlichen Familien und der Cardinäle werden in Rom sich erheben: Eisenbahnstationsgebäude, Theater, Hôtels, Casinos und welche Gestalten immer des modernen weltlichen Bedürfnisses und Lebensverkehrs.

Nichts Bemerkenswertes sonst in Valmontone. Kein Denkmal des Mittelalters hat sich dort erhalten, denn im Jahr 1527 wurde die Stadt durch jene Schaaren Carl's V. zerstört welche Rom geplündert hatten, und kaum wieder aufgebaut, erlitt sie dasselbe Schicksal durch die Soldaten Alba's, und des Marcantonio Colonna. Nur der Blick von dem Platz des Baronalschlosses auf das ganz nahe Volskergebirg fesselt dort einige Zeit; man blickt hinüber in die Häuserreihen von Monte Fortino,

einem den Borghese gehörenden Castell, welches schwarz und finster auf jenen Bergen liegt, von dem großen Baronalschloß überragt.

So klein und vereinsamt auch Valmontone sei, so ist es doch durch starken Verkehr belebt. Denn alles was sich zwischen Rom und der neapolitanischen Gränze über Frosinone hin bewegt, passirt den Ort, und man sieht fortdauernd Wagenzüge der Campagnolen, welche von weißen Ochsen gezogen ihre Waare nach der Stadt führen, sei es Getreide oder Wolle, Wein, Federvieh und dergleichen. Auch die Post kommt hier dreimal in der Woche durch, aber sie fährt nicht weiter als bis nach Frosinone, dem Hauptort der Delegation, so daß man dort für die Weiterreise nach Ceperano oder ins Neapolitanische gezwungen ist sich ein Fuhrwerk zu mieten.

Von Valmontone führt die lateinische Straße durch ein schönes, von Bäumen beschattetes Tal, dann zwischen todtenstillen Fluren, neben alten Türmen, an den Fuß des Volskergebirgs. Hier zweigt sich von der lateinischen Hauptstraße der Weg ab, welcher erst über den Sacco, und dann bald aufwärts nach Segni führt. Man reitet über die ersten Anhöhen des Volskergebirgs selbst; zur Rechten liegt das finstere Monte Fortino, zur Linken auf einem anmutigen Hügel das Castell Gavignano. Der ansteigende Weg ist einförmig, aber je höher hinauf man kommt, desto prachtvoller wird der Anblick dieser classischen Ebene von Latium, welche so ernst und schön mit ihren Hügeln und Castellen sich dahinzieht, in der Ferne von den blauen Gebirgen des Apennin begränzt, während weithinaus gegen das Neapolitanische

zu aus dem Sonnennebel weiße Bergkuppen sichtbar werden.

Ich habe die meisten Gefilde Italiens durchzogen, ich habe die berühmten Fluren von Agrigent und Syracus durchwandert, aber trotz aller Farbenpracht jener südlichen Zone muß ich doch bekennen, daß mir die Campagna von Rom und Latium den mächtigsten Eindruck macht. Diese Landschaft, mir so wol bekannt wie meine Heimat, und auf der ich für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter so viel nachforschte, bleibt immer neu und groß für mich, und sie erweckt mir, wenn ich sie verließ, immer wieder dieselbe Sehnsucht, so daß ich nicht vom Monte Mario aus in das Tal blicken kann, welches zwischen Palestrina und Colonna in jene lateinische Campagna führt, ohne das heftigste Verlangen zu fühlen wieder dort hinüber zu gehen. Es ist möglich daß die großen Erinnerungen der Geschichte jener Landschaft einen so gewaltigen Reiz verleihen; aber auch ohne sie würde sie durch das edle Gepräge entzücken, welches ihr die Natur verliehen hat. Es gibt Gegenden die vollkommen mythologischen Stils erscheinen; der Wald von Castell Fusano bei Ostia mit seinen hohen Pinien am Meer, und der breiten Tibermündung, ist eine solche, so daß er die Phantasie von selbst auffordert ihn mit Gestalten der Mythenwelt zu bevölkern. Andere Gefilde sind vorwiegend lyrischer Natur, andere episch-homerisch, wie Astura und das Cap der Circe. Durchaus von großem historischen Stil und von der feierlichsten Ruhe des Tragischen ist die Campagna von Rom allein. Sie liegt da wie ein erhabenes Theater der Ge-

schichte, eine große Bühne der Welt. Kein Wort des Poeten, kein Pinselstrich des Malers, so viele Bilder davon gemalt sind, kann die verklärte Heldenschönheit von Latium auch nur andeutend denjenigen ahnen lassen, der sie nicht selber sah und empfand. Nichts von Romantik, nichts von phantastischem Reiz — alles still, groß, männlich schön und ernst, und diese Natur steht vor dem verstehenden Beschauer da, wie eine marmorne Juno Griechenlands.

Wenn man so über das Volskergebirg aufwärts reitet, höher und höher, unter sich immer tieferes und weiteres, immer herrlicher scheinendes Land, möchte man sich in einen jener Adler verwandeln, die hier die wahren Conti di Campagna sind, und möchte so wie sie durch die sonnigen, stillen, alles beseligenden Lüfte kreisen. Diese Prachtgeschöpfe, welche still und königlich auf den Felsen tronen, oder so feierlich über ihnen schweben, scheinen auch die große und edle Natur zu haben wie die Landschaft unter ihnen; sie stimmen so herrlich dazu in ihrem lautlosen und majestätischen Fluge.

Man sieht Segni nicht eher als bis man es fast erreicht hat, denn der Weg zieht sich in beständigen Krümmungen an den steilen Kalkfelsen von rötlicher Farbe fort, und an einer tiefen Bergschlucht entlang. Die Gebirgswände sind von Natur in Blöcke zerrissen, welche oft schichtweise in weiten Strecken sich übereinander türmen und neben einander lagern, so daß sie einem riesigen Mauerbau ähnlich sehen. Als ich diese Formation des Kalkgesteins betrachtete (es ist durchweg dieselbe Erscheinung in lateinischen Gebirgen), wurde mir plötzlich

deutlich, daß es eben diese Natur war, welche den Menschen auf den Bau der Cyclopenmauern führte. Denn in der That, die Natur selbst hat hier überall cyclopische Mauern aufgerichtet, und es bedurfte im Grunde nur der Nachahmung um jene Structur zu bilden, die man die cyclopische nennt. Auf keinem andern Gebirg als einem calcaren war sie möglich, sie verstand sich hier von selbst.

Die Sonne brannte heiß im Mittag, als ich mich vor Segni befand. Diese uralte volskische Stadt liegt hoch auf einem Kalkfelsenplateau, dessen cyclopische Mauerumfassung noch in großen Resten und in langen Strecken erhalten ist. Der erste Anblick der schwärzlich grauen Häuserreihen aus Kalkgestein, über welche hie und da ein unansehnlicher Turm aufsteigt, und die sich hoch auf dem Berggipfel terrassenartig, wie Palestrina, übereinanderschieben, hatte viel sonderbares, aber wenig einladendes. Kein Dom, kein mittelalterliches Castell fiel in die Augen; nur öde Häuser, einförmig bis zur Ermüdung, ohne Schmuck, ohne besondere Architektur noch Gestalt, begegneten meinem neugierigen Blick, und nachdem ich mir Hoffnung gemacht hatte eine altertümliche und durch Denkmäler ausgezeichnete Stadt zu sehen, fand ich mich offenbar enttäuscht. Die Städte im eigentlichen Latium, wie Anagni, Ferentino, Alatri, Veroli, tragen alle mehr oder minder den Stempel mittelaltriger Geschichte; doch das uralte Signia zeigte sich als ein durchaus öder, trister, völlig unhistorischer Ort. Ja langweilig sah Segni aus, denn dies ist der rechte Ausdruck. Nur das prachtvolle Grün herrlicher Baumgruppen, die es von

der einen Seite umgeben, und der Blick in den tief-schattigen Buchenwald, der sich in unmittelbarer Nähe tief hinunter und hoch hinauf in das Gebirge zieht, verheißen reiche Entschädigung.

Ich habe nun freilich die Erfahrung gemacht, daß die volskischen Städte, so viele ich deren eben sah, einen auffallend andern Charakter tragen als die lateinischen. Zunächst liegt dies darin, daß sie wesentlich Gebirgs-städte sind, daß sie völlig einsam und von der Welt wie abgeschieden liegen und weder Industrie noch Han-del haben; die meisten von ihnen besitzen nur wenig zur Agricultur geeignete Felder; sie ziehen dagegen Wein und Oel, auch Baumfrüchte genug. Das Gebirge liefert ihnen die trefflichsten Kirschen und Pfirsiche, der Wald die Castanie, und vor allem die Eichel, welche zur Schweinemast dient; denn die Zucht der Schweine (von schwarzer Race) wird im Volskischen stark betrieben, und die Schinken jener Gegend sind berühmt und gesucht. Wenn man Städte, wie Cori und Velletri ausnimmt, die schon näher nach Rom und nicht eigentlich mehr im Gebirge selbst liegen, so haben die übrigen volskischen Orte schon äußerlich das Ansehen der Verlassenheit und der Dürftigkeit des Volks. Jeder Anstrich von Wol-habenheit, geschweige von Reichtum großer Familien fehlt, und in allen setzt die Oede der Straßen, die Todtenstille der Plätze, das abgestorbene Aussehen der Häuser in Verwunderung.

Die Häuser in Segni sind aus dem weißen Kalk-stein des Gebirgs in abwechselnden Lagen von schwärz-lichem Tuf und von Ziegeln errichtet. Dadurch wird

ein bunter Charakter hervorgebracht, der wie die erste kindliche und rohe Stufe der Pisaner Bauweise erscheint, welche im Aeußern der Dome, wie bekannt, schwarze und weiße Steinschichten abzuwechseln liebt. Ich habe in alten Instrumenten oftmals den Ausdruck „Signino opere" von Häusern gefunden, und mich in Segni belehrt, daß er von dieser Bauart hergenommen sei. Aber ich kann nicht gerade sagen, daß sie von glücklicher Wirkung auf mich war, als ich Segni sah; vielmehr fand ich den Charakter der Stadt überall trist, grau und monoton, zumal nirgend ein Garten, nirgend ein grüner Baum dieses ewige Einerlei der kalksteinernen Häusermassen unterbricht.

Ich ritt durch die Porta Maggiore, ein Gasthaus aufzusuchen. Ich erstaunte zu finden, daß dies das einzige Tor sei, denn nur hier ist die auf dem hohen Felsenplateau zusammengedrängte, auf drei Seiten von steilen Abhängen umgebene Stadt zugänglich, und kein anderer Weg führt nach Segni. Dieses Tor ist alt; es lehnt sich schon an die cyclopischen Mauern, woneben man sodann römische Mauerarbeit bemerkt, und über ihm steht zugleich das Baronalschloß oder der Palast der Conti, welche einst Segni beherrscht haben, ein großes Gebäude „signino opere", das indeß eher einem Convent als einem Grafenschloß ähnlich sieht. Es hat nichts castellartiges an sich, nicht einmal einen Turm, und ohne Zweifel sah die Burg der Grafen von Segni anders aus, ehe die Söldner des Marcantonio Colonna die Stadt zerstörten.

Ich habe schon in Valmontone bemerkt, daß die

Grafen aus der Familie Innocenz III., welcher auch Gregor IX. und Alexander IV. angehörten, Segni besaßen. Nach der Wiederherstellung der römischen Stadtfreiheit oder des Senats im Jahr 1143 wurden die Päpste oftmals gezwungen, sich in die festen Orte der Campagna zu flüchten, wo sie dem Haß und der Verfolgung der Römer entgingen; sie waren also genötigt ihre Residenz, das große Rom, mit dem Grabe S. Peter's und der Märtyrer und dem Lateran, zu verlassen, und als Exilirte vorübergehend ihre Wohnung in den elenden Felsennestern der Campagna zu nehmen. Sie residirten bald in Palestrina, bald in Tusculum, bald in Anagni oder in Segni. Eugen III. flüchtete sich vor dem römischen Senat zuerst nach Segni, und baute dort eine päpstliche Wohnung im Jahr 1145. Der berühmte Alexander III., Lucius III., Innocenz III. lebten abwechselnd an diesem weltverlorenen Ort, und Innocenz soll dort im Palast seines Vaters geboren worden sein.

Auch später behauptete sich die Familie Conti im Besitz von Segni, wo sie seit dem Jahr 1353 die Gewalt erst des Podestà, dann des Vicarius im Namen des Papstes ausübte. Als sie ausgestorben und die Conti'sche Erbschaft an Mario Sforza übergegangen war, erhob Sixtus V. die Grafschaft Segni zu einem Herzogtum. Die Kriegsvölker Alba's eroberten die Stadt trotz ihrer felsenfesten Lage, und zerstörten sie schonungslos am 13. August 1557. Diesem Ruin ist es zuzuschreiben, daß Segni fast gar keine Ueberreste gothischer Bauart mehr aufzuweisen hat. Der Ort richtete sich wieder auf, aber dem Hause Sforza wurde wegen seiner

enormen Schuldenlast der Besitz des Ducats entzogen, welchen der Papst Urban VIII. seinem Nepoten, dem Cardinal Antonio Barberini, nun als Lehen übergab. Ein halbes Jahrhundert hindurch führten deshalb die Sforza Proceß mit den Barberini, bis sie ihn am Ende des siebzehnten Jahrhunderts gewannen, so daß die Sforza Cesarini noch heutigen Tages Barone oder vielmehr Herzoge von Segni sind. Dies ist in Kürze die mittelalterliche Geschichte der Stadt; ihre antike Zeit liegt uns so fern, daß wir uns bis in die Urzeiten des Janus und Saturn zurückversetzen müßten, um die Anfänge der uralten Signia zu erreichen.

Wenn ich in einer Campagnastadt bin, und mich über die Lage derselben orientirt habe, so pflegt mein erster Gang der in die Hauptkirche zu sein. Die Kirchen solcher Orte sind die wahren Museen ihrer Geschichte, und es ist selten daß man nicht, abgesehen von altertümlicher Architektur, ein Denkmal mittelalterlicher Zeit darin findet. Meist sind Inschriften darin, welche wichtige Begebenheiten verzeichnen, oder Grabdenkmäler, welche mit ihren Sculpturen und lateinischen Charakteren einen großen Reiz für den haben, dem sie eben als Monumente für die Geschichte selbst dienen. Aber leider zerstört die umwandelnde Zeit alles; sie verwischt den altertümlichen Stil der Gebäude, welche sie nach und nach in ein schlechtes modisches Aeußere verhüllt, und sie entfernt aus dem Innern der Kirchen die alten Gräberplatten und Inschrifttafeln. Wie viele sind deren aus den Kirchen Roms verschwunden, und dies zum Leidwesen der Geschichtsforscher, die ihre Daten als Docu-

mente benützen. In Rom war einst jede Kirche erfüllt mit Grabdenkmälern des Mittelalters; jede große Familie hatte dort ihre Stammkirche oder ihre eigene Gruftcapelle. Aber seit Julius II. die Grabmäler selbst der Päpste so schonungslos aus dem St. Peter entfernte, zerstörte und hinauswarf, scheute man sich nicht mehr die Monumente solcher Art überall zu vernichten, wo nur immer eine Kirche restaurirt ward. Mit Mühe liest nun der Forscher noch in wenigen Kirchen Roms die Geschichte der Vergangenheit in den Grabdenkmälern und Inschriften, so viele deren übrig geblieben sind, so im St. Peter, im Lateran, in der Minerva, in S. Maria in Araceli, der berühmten Kirche des mittelalterlichen Senats, und in wenigen anderen, deren Boden nicht völlig umgewühlt worden ist. Erst wenn es zu spät ist, erwacht die Liebe zu dem was man mutwillig zerstörte; so heute in Rom, wo de Rossi, der unermüdliche Erforscher der Katakomben, so viele Inschriften des Mittelalters gerettet und in das Museum des Lateran eingefügt hat.

Wie die Kirchen Roms, so waren auch die der Landstädte an Denkmälern reich, und in demselben Maße sind auch sie verwandelt, zerstört und vernichtet worden. Ich hatte mich auf den Anblick des Doms von Segni gefreut, denn wie altertümlich mußte nicht die Kathedrale einer Stadt sein, welche schon im Jahr 499 als ein Bistum genannt wird. Aber ich täuschte mich sehr. Ein rohes, wüstaussehendes und doch modernes Gebäude stand vor mir, auch innen völlig im römischen Geschmack modernisirt, mit einer gemalten Kuppel, einem überflüssi-

gen Luxus, der in Kirchen völlig verloren geht. Denn kein Mensch gibt sich die halsbrechende Mühe die Gemälde einer Kirchenkuppel zu betrachten. Zwei moderne Statuen stehen in dieser Kirche, beide sind berühmten Männern gesetzt, welche Segni geziert haben, dem Papst Vitalian und dem Bischof Bruno. Vitalianus aus Segni war Papst zwischen den Jahren 657 und 672, also in der schmachvollsten Periode Roms, da die Byzantiner die Stadt beherrschten. Er war es, welcher den Kaiser Constans II. in Rom empfing und bewirtete, als er im Jahr 663 dorthin kam — eine befremdende Erscheinung in Rom, das die byzantinischen Kaiser sonst niemals betraten. Constans II. raubte damals den letzten Rest der bronzenen Kunstwerke, welche die Vandalen noch in Rom übrig gelassen hatten; er deckte auch die vergoldeten Bronzeziegel vom Dach des Pantheon ab, um sie nach Byzanz zu schleppen. Die Annalen Vitalian's sind allein durch diese für Rom schimpfliche Begebenheit ausgezeichnet, sonst aber leer.

Die Statue Innocenz III. Conti, eines der größten Päpste überhaupt, welcher die Hierarchie Roms auf ihren höchsten Gipfel erhob, würde in jener Stadt der Giganten und Cyklopen eher eine Stelle verdient haben, als Vitalian. Indeß ich verdenke es Segni nicht, daß es die Erinnerung an einen seiner Bürger wach erhält, der schon im frühen siebenten Jahrhundert, mehr als ein halbes Jahrtausend vor Innocenz III., Papst war. Außerdem ist es zweifelhaft ob Innocenz wirklich in Segni geboren wurde, denn wahrscheinlich kam er in Anagni zur Welt; die Anagninen aber würden in hellen

Heerschaaren gegen Segni zu Felde ziehen, wenn sich dieser Ort einfallen ließe, ihnen das Eigentumsrecht auf einen so berühmten Papst zu bestreiten.

Die andere, ebenso mittelmäßige, Statue steht S. Vitalian gegenüber. Auf ihrem Postament liest man die Inschrift: S. Brunoni Doctori Eucharistico Episcopo Signino Abbati Casinensi Qui Berengario Converso Haeresim Extinxit Henrico IV. Imp. Reducto Schisma Compressit Adulpho Expulso Tyrannidem Abrogavit P. H. M. Mylord Ellis Congr. Casin. Abbas Episc. Signin. S. Q. S. Protectori Exim. P. P. MDCCXII. Die Inschrift enthält demnach in aller Kürze die Lebensgeschichte des heiligen Bruno, welcher eben vor uns als eine Hauptzierde von Segni figurirt. S. Bruno von Segni war nicht jener bekanntere Abt, der den Orden der Carthäuser stiftete; er war aus Asti in Piemont zu Hause, kam als Canonicus nach Rom, wurde Gregor VII. empfohlen und später von Urban II. zum Bischof von Segni gemacht. Widerwillig hatte er dieses Bistum übernommen; seine Richtung auf das Mönchtum trieb ihn unwiderstehlich ins Klosterleben, so daß er wider die Vorschrift des Canon seinen bischöflichen Stul verließ und nach Monte Casino eilte, wo der Abt Oderisius ihn mit der Kutte Benedict's bekleidete. Obwol der Papst Paschalis II. dem Flüchtling wiederholt befahl in sein Bistum zurückzukehren, blieb er doch in Monte Casino. Er wurde dort sogar zum Abt gewählt, und verfaßte in der gelehrten Muße des Klosters seine exegetischen Schriften.

Bruno spielte bald darauf noch eine Rolle in Rom. Man weiß daß in Folge des berühmten Streits um die Investitur eben jener Papst Paschalis vom Kaiser Heinrich V. gefangen genommen wurde, daß er notgedrungen jenes Decret ausfertigte womit er dem energischen Kaiser das Recht der Investituren zusprach. Wie er nun aus der Haft entlassen, Heinrich aber nach Deutschland zurückgekehrt war, drangen die Cardinäle und Bischöfe in Paschalis das ihm abgenötigte Decret aufzuheben und seinen Eid zu brechen; unter ihnen war Bruno der eifrigste. Seine Heftigkeit verwundete Paschalis; der über ihn aufgebrachte Papst verbot ihm schließlich zu gleicher Zeit Bischof und Abt zu sein. So legte Bruno den Stab von Monte Casino nieder, und kehrte in sein Bistum zurück, wo er im Jahr 1123 starb. Die Kirche sprach ihn heilig im Jahr 1183.

Die Inschrift auf seiner Bildsäule erwähnt noch zweier andern Glanzpunkte in seinem Leben. Er bekämpfte die bekannte Doctrin Berengar's von Tours, welcher das Dogma der Transsubstantiation verwarf, sowol mündlich auf der Synode zu Rom als in seinen Schriften; weshalb er eben den sonderbaren Titel „der Abendmals-Doctor" davontrug. Der Tyrann Adolf endlich war ein Graf von Ceccano aus der Campagna, dessen gewaltsamen Handlungen Bruno Einhalt that.

Es war ein Engländer, Lord Ellis, Abt von Monte Casino und Bischof von Segni, der seinem Vorgänger dieses Denkmal setzte, und diese Kirche von Segni hat noch eine weit merkwürdigere Beziehung zu dem ehemals frommen England. Denn auf einer in ihr gehaltenen

Synode von Bischöfen der Campagna wurde im Jahr 1173 der berühmte Thomas von Canterbury durch Alexander III. selig gesprochen, wenige Zeit nachdem er ermordet worden war. Eine Inschrifttafel verkündet dies im Dom.

Lord Ellis, englischer Benedictiner, einst Capellan Jakob's II., wurde im Jahr 1708 Bischof von Segni. Er scheint sich mit Liebe seinem Bistum hingegeben zu haben; er erneuerte den Dom und hinterließ als bestes Denkmal seines Lebens der Stadt Segni das Seminar. In diese Anstalt kommen von weit und breit aus Latium Zöglinge, um dort in den humanen Wissenschaften unterrichtet zu werden, so daß sie als ein Gymnasium betrachtet werden kann. Die Schüler gehen in priesterliche Uniform gekleidet, auch wenn sie sich nicht für den geistlichen Stand bestimmen. Ihr Seminar liegt neben der kleinen Kirche S. Pietro auf der höchsten Höhe und dem merkwürdigsten Punkt der Stadt, dort nämlich wo im grauen Altertum die volskische Akropolis oder Cyklopenburg stand. Als ich mich dorthin begab, überraschte mich die seltsame und großartige Oertlichkeit, und sie versetzte mich in die alten Akropolen sicilianischer Felsenstädte. Hier auf dem höchsten Felsenplateau, in einer Lage die ganz Latium beherrscht, standen Burg und Tempel der alten Signia, aber nur wenige Reste sind davon erhalten, darunter der bedeutendste eine alte große, kreisrunde Cisterne ist, die in der Nähe des Seminars liegt. Die Bewohner der Stadt haben hier einen ihrer beliebtesten Spaziergänge; sie wandeln dort an den cyklopischen Mauern auf der höchsten Fläche des Gebirgs,

wie auf einem großen steinernen Tisch umher, zwischen grauen Felsblöcken, an denen Moose oder duftige wilde Blumen wachsen. Man kann sich nichts originelleres und großartigeres denken als diesen Spaziergang in der öden Wolkenhöhe, in der wildesten Cyklopennatur; dieser Lustort der Bergadler scheint eigens für die Sonntage der Cyklopen angelegt zu sein, welche sich, wenn sie dort auf- und abwandelten, zum Vergnügen und zur Abwechslung die grauen Felsblöcke an die Köpfe warfen. Tief unter den Wandelnden (und ich sah, da es Sonntag war, manche geschmückte junge Dame im seidenen Kleid und mit dem Fächer dort auf- und abstolziren) steigt der Berg kopfüber in die Tiefe, und unten liegt Latium. Das Auge schweift über ein kaum abzusehendes, hinreißendes Gemälde von Provinzen mit ihren Bergen und Städten, die zu zählen man kein Ende findet, und deren jede reich ist an historischen oder mythischen Erinnerungen. Denn dieses Panorama reicht in der That von Rom, das dort fern und tief in der verschwimmenden Ebene sichtbar ist, bis zu Arpino, der Vaterstadt Cicero's, die man dort weit, weit im Königreich Neapel auf dem blauen Gebirge weiß hervorschimmern sieht. Eine solche Passeggiata übersteigt denn doch die Reize des Monte Pincio in Rom, von dem man in die ewige Stadt beständig niederblickt; denn dort unterhält sich der Blick mit der Betrachtung von hundert Städten und zweien Ländern, und von vier großen Gebirgszügen welche sie durchziehen.

Die Luft weht kühl, fast scharf. Die braunen Halme auf den Felsblöcken, die wilden Rosen und die gelben

Ginsterzweige neigen sich auf und ab. Der Geist der Urzeit und der Urwildniß, einer großen, schauerlichen, vorgeschichtlichen Welt, weht um diese verwitterten Cyklopensteine, und bringt das Herz in einen elementarischen Aufruhr.

Ich stieg über das wüste Gestein weiter, um die berühmten Cyklopenmauern zu erreichen. Wie in allen Städten Latiums umziehen sie in langen Linien die eigentliche Arx oder Burg, und senken sich schräg über die Berghänge herab. Das Gefüge ihrer ungeheuern Steine ist noch so wol erhalten als hätte es der Baumeister gestern errichtet; hie und da unterbricht sie eine kleine Pforte in etruskischer Gestalt. Am Ende der einen großen Mauerlinie aber steht noch das ungemein malerische, berühmte große Cyklopentor, welches man jetzt noch benützt. Gewaltige Blöcke von fast viereckiger Form bilden es, so daß die beiden Seitenwände sich oben in einem durch den Schlußstein abgestumpften Winkel entgegenneigen. Das Gigantische dieser Mauern, ihr von Jahrtausenden verwittertes Grau, der wilde Wuchs der Pflanzen der darum hängt, die Gewalt des Gebirgs, an welches sich die Riesensteine anlehnen, und die große Natur umher bringen das Gemüt in einen Zustand, den ich gar nicht schildern kann. Ihm mag allein ein solcher gleichen, wenn man bei stürmender See auf den wilden Wogen schwebt. Hier kommt nichts kleinliches oder zersplittertes an die Seele mehr, die ganz im Erhabenen sich auszudehnen scheint.

Als ich jenes Tor passirt hatte, führte der felsige Weg tief abwärts längs der andern Seite der Berg-

wand, wo nun der Blick auf Latium entschwand. Ich traf dort unten wiederum eine kreisrunde und noch viel größere in den Fels gehauene Cisterne von mindestens 30 Fuß im Durchmesser. Ihre Gestalt war eigentümlich genug, da in ihrem weiten steinernen Rande noch viele Kufen ausgehauen waren, worin die Weiber Segni's waschen. Ich habe in jeder volskischen Stadt solche uralte und völlig erhaltene Cisternen gefunden; sie scheinen jenen Gegenden eigentümlich zu sein, denn ich erinnere mich nicht sie in Latium irgendwo in dieser Größe und Gestalt angetroffen zu haben.

Wir kamen nun auf den großen und einzigen Fahrweg Segni's, und hatten so die Stadt von drei Seiten umwandert. Nun aber lud uns der zweite Spaziergang der Städter zum sonntäglichen Schlendern ein. Dies ist das reizende Gebirgstal vor dem Stadttor, welches zunächst zu dem im Walde versteckten Capucinerkloster und weiter hinauf in das Gebirge führt. Riesige Castanien, Ulmen und Eichen beschatten hier stille grüne Pläne, und es gibt da entzückende Waldeinsamkeit, mit Klosterromantik und Feerei, so viel nur das Herz begehrt. Da es Abend geworden war, strömten die Städter dort in Schaaren hinaus. Die sogenannte gebildete Classe trägt sich auch hier schon in französischer Mode, aber das Volk ist der Gebirgstracht treu geblieben. Drunten in Latium tragen die Weiber rote Tücher; die Farbe blüht in der Ebene heller, und, wie es scheint, auch das Gemüt, denn das Leben ist dort leichter als auf dem mühsamen, ernsten Gebirge, wo die Gewitterwolken tronen. Man trägt hier allgemein die Kopf-

tücher von schwarzblauer Wolle, und die dunkle Farbe dieser Mantillen, wie sie in Sicilien genannt werden, kam mir in der Scenerie Segni's völlig naturgemäß vor. Blau und schwarz waren die alleinigen Farben, die ich dort vom Volke tragen sah.

So groß und schön nun auch die Lage dieser Stadt ist, so würde ich mich doch nie entschließen dort einen Sommer zuzubringen. Ich glaube mit Grund, daß die Musen in jener cyklopischen Einsamkeit nicht würden zu Worte kommen. Diese grauen Steine, diese dämonische und eumenidenhafte Natur möchten sie nicht ganz vertragen. Außerdem weht hier der Wind fast immer scharf herein, und die Berge schleudern Sommers fast täglich eine donnernde Wetterwolke hinunter, die ihre plötzliche Regenflut auf Segni ergießt.

Ich logirte indeß sehr gut im Ort; das einzige Gasthaus welches er besitzt, ist reinlich und billig in den Preisen, wie überall im Gebirge. Die Pfirsiche, von weißlich-gelber Farbe, waren köstlich genug, und der bleichaussehende Wein war gut, obwol stark säuerlich von Natur. Der Dichter Martial sagt von ihm, daß er etwas zusammenziehendes habe:

Potabis liquidum Signina morantia ventrem
Ne nimium sistant, sit tibi parca sitis,
Quos Cora, quos spumans inimico Signia musto.

Am Morgen wollten wir mit der aufgehenden Septembersonne zu Pferde steigen, um über den Gebirgskamm zu klimmen und dann durch die volskischen Urwälder nach dem alten Norba zu reiten; aber der Himmel war dicht umhangen, die Berge warfen sich

donnernd Wolken auf Wolken zu, und es regnete stundenlang. Wir verzweifelten schon an der Weiterreise, bis auf einmal Jupiter Pluvius, vielleicht durch die ihm in reichlichem Wein „Signino opere" dargebrachten Spenden versöhnt, zu lächeln begann. Wir sprangen daher geschwind auf die Pferde von Segni, und unser Führer schritt flink voraus uns die Wege zu zeigen. Der Wind warf die weißen zusammengeballten Wolken um die Felsen hin und her, oder trieb sie wie fliegende Segelschiffe weit in die Luft hinaus; es war ein großes und entzückendes Schauspiel.

Gleich hinter dem Capuciner-Convent von Segni beginnt grüner und dichter Wald. Froh ritten wir da hinein, denn ein Wald im italienischen Land ist so etwas seltenes, und darum das heimatlichste was dem deutschen Wanderer begegnen kann. Doch hier sind keine schwarzen, weihnachtlichen Tannen, und keine sausenden Fichten, sondern herrliche Buchen, Ulmen, Eichen, und hie und da eine Pinie. Die Pinie klingt wie eine Harfe, wenn der Wind in der Krone spielt; sie saust nicht wie die schwermütige Fichte, ihr Ton hat etwas ganz Wonnesames von geisterhaftem Gesang.

Die Pfade trieften noch, aber wir saßen ja zu Pferd, und brauchten uns nicht zu durchnässen wie jene armen kleinen Mädchen und Knaben, die mit nackten Füßen im Walde kletterten, die Pilze zu lesen, welche der Regen mochte über Nacht hervorgelockt haben. Völlige Stille und Einsamkeit: hie und da die Schläge der Axt eines Holzschlägers — und hier holen wir einen Handelsmann ein, der neben seinem beladenen Maulthier einhergeht

um Waaren nach Cori zu bringen. Ueber diesen steilen Gebirgskamm muß der hausirende Krämer klettern um in jene Stadt zu gelangen, und man mag sich leicht vorstellen, daß die Verbindung zwischen Segni und Cori nicht allzu lebhaft sei.

Nach einem zweistündigen Ritt, teils durch Waldung, teils je höher wir stiegen über nackte und schwarze Felsenwände, erreichten wir den höchsten Paß im Gebirge, weideten noch unsern Blick an Latium zu unsern Füßen, und stiegen dann langsam auf die andere Seite nieder. Aber von hier aus sahen wir noch nicht das Meer und die Maritima, denn ein Höhenzug türmte sich wieder vor uns auf, um welchen wir hinwegzureiten hatten. Er bildete mit den Bergen von Segni ein wundervolles idyllisches Wiesental, Colle Mezzo genannt, oder eine Bergsenkung, die von Quellen durchrieselt wird. Nichts lachenderes als diese Bergwiesen, über die wir nun hinritten, oder vom Pferde steigend in der heitersten Stimmung wanderten. Hier gab es viele Heerden schwarzer Schweine; sie sahen wolgenährter und glücklicher aus als die armen Hirten, die sie für den Prinzen Doria oder Borghese hüteten.

Nun ging es wieder aufwärts und in den eigentlichen Urwald hinein. Es war ein prachtvoller Wald, durch den wir mehr als zwei Stunden lang ritten. Die Abwechslung von Berg und Tal in ihm, die tiefschwarzen Schluchten, in welche bemooste Stämme hinabgestürzt waren, Wiesen und dunkle Weiher, an denen Viehheerden weideten, die üppigsten, mit Blüten bedeckten Gebüsche, schattige Holwege, in welche das Sonnen=

licht spielend einfiel, das alles versetzte uns ganz und gar in die heimischen Gebirge zurück. Dies jedoch bemerke ich: ehe ich die südlichen Wälder sah, glaubte ich immer, nur in Deutschland oder im Norden sei der wahre dichte „Wald" zu finden. Als ich aber wieder nach der Heimat zurückkehrte, und deren Wälder betrat, war ich um den stolzen Wahn betrogen. Dies darum, weil ihnen die Untergebüsche, die Schlingpflanzen, und die reiche Blumenflora fehlen. Wie prächtig ist der Volskerwald! Ich sah nie zuvor eine solche Wildniß voll poetischen Lebens! Hier ist das Land der Elfen und Feen, und im tiefsten Dickicht, in einer grauen Höle schläft der alte Saturn mit seinem langen silberweißen Bart. Ich bewunderte die herrlichsten Baumphänomene; die Buche mit ihrem in den blauen Aether greifenden Wipfel gleicht an Farbe ganz und gar dem Felsgestein, auf dessen sanftem Grau die grünen Moose haften. Manchmal schien es als wäre diese riesige Buche nur die organische Fortsetzung des Felsens selbst, auf dem sie stand.

Wir sprangen an einem feenhaft schönen Platz von den Pferden, und warfen uns ins Gras. Ringsum standen die Brombeersträucher mit ihren reifen Früchten bedeckt, und boten uns die Nachkost zu einem ländlichen Frühstück. Nicht weit davon ein grüner Teich, von Schilf und Gras umwoben, in einer träumerischen und märchenhaften Versunkenheit. Wie schön muß es hier zu streifen sein, wenn der silberne Mond hoch droben durch die Buchenwipfel wallt, und alle Elfen über dem blumigen Grund ihre Ringelreihen tanzen.

Endlich öffnete sich der Wald an dem südwestlichen Abhang, wir kamen auf die andere Seite des Gebirgs, und plötzlich war mir wie einem, dem man die zugebundenen Augen löst, daß ihn ein wunderbarer Anblick überrasche. Vor mir lag das hinreißende Schauspiel der Maritima, das weite pontinische Sumpfland, ein in sanftesten Farben blühender Teppich, das von der Sonne vergoldete Meer, die traumhaft fernen Ponza-Inseln in ihm, das zackige, violenfarbige, sagenvolle Cap der Circe, der Turm Astura, die Linea Pia, das Castell Sermoneta zu unsern Füßen. Der Anblick dieses Gemäldes, eines der schönsten welches Italien überhaupt besitzt, war, da wir eben aus dem Walddunkel hervorgekommen waren, so plötzlich, und so unsagbar groß, daß ich weder damals ein Wort fand, noch heute eines dafür habe. Man hatte mir in Rom gesagt, daß der Ritt über den Kamm des Volskergebirgs, und dann der Blick von der Höhe auf die Sümpfe und das Meer das schönste sei was der Wanderer weit und breit genießen könne, und man sagte mir nicht zu viel. Ich will jedem Reisenden raten dieses einzige Schauspiel sich nicht entgehen zu lassen, wenn er im Römischen sich befindet.

Wir erreichten nach sechsstündigem Ritt das kleine Norma. Es ist dies ein grauer und todtenstiller aber reinlicher Ort auf der luftigen Fläche einer hohen, an manchen Stellen schwindelnd-steil abstürzenden Bergwand gelegen, seitwärts von den cyklopischen Trümmern des uralten Norba, und im ungewissen Mittelalter aufgebaut. Norma, Norba, Ninfa sind hier die zauberischen und schönen Wesen die man überall nennen hört, die

man aufsucht, und deren dichterische Namen diese Berge mit einem phantastischen Hauch von Mythen und Märchen umgeben. Norma, Norba, Ninfa, Cori, Sermoneta, welche melodische Namen, wie reizen sie nicht die Phantasie.

Als wir in das Gasthaus von Norma traten, und der Wirt uns in das Zimmer führte, aus dessen Fenstern all die Herrlichkeit der Maritima übersehen wird, fiel unser Blick tief unten am Rand der Bergwand, und gerade unter uns, auf einen großen Ring wie von epheugrünen Mauern, und darin lagen viele wunderliche Hügel, die alle von Blumen und Epheu gebildet zu sein schienen. Graue und alte Türme stiegen daraus hervor, Ruinen, alle grün überhängt, und mitten durch diesen seltsamen Kreis sahen wir einen silbernen Quell forteilen, die pontinischen Sümpfe durchziehen, und in einem lichtstralenden See fern am Meeresrande enden. Ich fragte erstaunt den Wirt, was jener rätselhafte große Blumenkranz und Kreis mit den vielen grünen Hügeln dort unten sei. „Nympha, Nympha!" sagte der Mann. Nympha! das also ist Nympha, das Pompeji des Mittelalters, diese im pontinischen Sumpf versunkene Stadt und Geisterwelt. Wir werden sie heute am Abend durchwandeln, wenn die sanfte Selene sich über die grauen Cyklopensteine von Norba erhebt.

Wir hielten im Gasthaus von Norma ein gutes Mittagsmal und eine erquickende Rast; dann durchschritten wir den kleinen Ort, um Norba zu besuchen. Norba ist der altvolskische Name der Stadt, und erst später entstand daraus Norma, ich weiß nicht in welcher

Zeit. Zum erstenmal begegnete er mir so am Anfang des achten Jahrhunderts, wo der griechische Kaiser Konstantin V. dem Papst Zacharias zwei Grundstücke Nymphas et Normias schenkte, die dem Staat angehört hatten. *) Schon damals war also (denn so muß ich annehmen) der volskische Ort Norba völlig verlassen, und in seiner Nähe mußte sich schon Normia oder Norma angesiedelt haben.

Die Ruinen der alten Norba liegen nur wenige Minuten seitwärts von Norma entfernt. Sie bestehen aus den noch bedeutenden Ueberresten der Burg und der cyclopischen Mauern, welche sie umgaben. Die Arx lag auch hier auf einem Felsenplateau, das schon von Natur isolirt und befestigt, nach der Seite der pontinischen Sümpfe in schwindelerregender Steile abwärts steigt. Doppelte Mauern umgeben das innere Viereck der Burg. Noch führt ein altes Tor hinein, an dessen einer Ecke sich eine runde pfeilerartige Masse von Cyklopensteinen in einer Höhe von 36 Fuß, wie ein Brückenpfeiler oder Turm erhebt. Die Mauern haben bisweilen eine Höhe von 40 bis 50 Fuß, und bieten ein gewaltigeres Ganze dar als jene von Segni. Sie umziehen in langen Linien den steilen Kalkberg; oben aber auf dem Felsenplateau, welches zu einem völlig ebenen Viereck abgearbeitet worden ist, sieht man noch drei aus Cyklopensteinen vortrefflich aufgebaute große Fundamente, auf

*) Donationem in scriptis de duabus massis, quae Nymphas et Normias appellantur, juris existentis publici. Siehe die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Band II. S. 292.

denen einst vielleicht die Heiligtümer der Stadt, oder andere Gebäude der Burg standen. Wenn man sich einen solchen Bau, sei es Tempel oder Haus, im Verhältniß zu den Cyklopenmauern selber denkt, so muß er von einem großartigen, obwol schweren und düstern Charakter gewesen sein. Wir können uns eine Architektur der Art, wenn auch nur aus der Ferne annähernd, etwa aus dem Tabularium Roms wiederherstellen, welches einer Zeit angehört die an die volskische und etruskische Bauepoche gränzt. Denn es ist wol irrig anzunehmen, daß jene sogenannten Cyklopenmauern einer fabelhaften Urzeit angehören. Von den Cyklopenmauern zur Structur der sogenannten servischen Zeit in Rom war nur ein Schritt zu thun, wie ich dies schon bei Alatri bemerkte.

Eine kleine antike Cisterne, einige unterirdische Gemächer und Grotten: dies ist alles was außer der Akropolis und den Mauern auf dem alten Norba sichtbar blieb. Mir fiel es auf daß man nirgend Grabmäler oder Loculi in den Felsen bemerkt, wie in den alten Städten Etruriens oder in jeder antiken Stadt Siciliens; und namentlich sind es die sicilianischen Städte welche, wie das alte Syracus, Leontium, Agrigent und Enna, eine ganz erstaunliche Menge von Felsengräbern enthalten. In Norba sah ich deren keins, doch ist es möglich daß sie meinem Blick entgingen. Das Volk von Norma nennt übrigens die alte Stadt Civita la Penna, und ich kann mir nicht erklären wie dieser spanische Name hieher gekommen sei. Denn aus dem Spanischen scheint er abzuleiten zu sein, wo Pegna oder Peña Fel-

sen bedeutet. Der Name Felsenstadt ist passend genug für das mythische Norba, das Herkules selbst soll erbaut haben. In späteren Römerzeiten hing Norba treu dem Marius an. Es wurde deshalb von Emilius Lepidus, dem General Sulla's, belagert; er drang mit Hülfe von Verrätern in die feste Cyklopenstadt, aber die verzweifelten Einwohner tödteten sich, wie jene von Numantia, selbst in den Flammen ihrer Häuser. Vielleicht blieb Norba schon seit jener Zeit in Ruinen; wenigstens kennt sie schon Plinius als verödet.

Oben auf der Arx ist das Panorama der Maritima überaus herrlich, und der Blick unterhält sich gern in diesem weiten vom Meer so schön begränzten Gefilde auf Entdeckungen auszugehen. Deutlich wird der ganze Ufersaum erkannt, welcher von Antium (Porto d'Anzo) bis zu dem phantastisch ausgezackten Cap der Circe bei Terracina reicht; selbst die Strandtürme werden sichtbar, die sich dort einsam wie Meeresobelisken erheben. Sie wurden seit dem neunten Jahrhundert gebaut, als die Saracenen anfingen die Küsten Italiens zu überfallen, und noch heutigen Tags ist ganz Italien, sind alle italienischen Inseln an ihrem Saume von solchen malerischen Türmen umkränzt. Es stehen in jedem Turm etwa fünf Mann Artillerie, welche alte wunderlich aussehende Kanonen und Feldschlangen hüten, die nun schon in einem Schlaf von Jahrhunderten begraben sind. Lamoricière, der neue Generalissimus der päpstlichen Armee, hat die Artilleristen aus den Türmen nach Rom gezogen und auch die armen Feldschlangen abholen lassen, die dort auf den Plattformen der Türme so ruhig im Sonnen=

schein lagen und ins Meer hinausgähnten, wo statt der Saracenen nun die Garibaldischen Freischaaren schwimmen. Mir würde es leid sein wenn auch die Feldschlangen von Astura sollten abgeliefert sein. Ich saß gern auf ihnen, und schaute in dies herrliche Meer, und spielte mit den alten rostigen Kugeln. Dort sehe ich einen Turm weiß am Meeresrand schimmern, dort wo der dunkle Wald ganz nahe herbeikommt: das ist Astura, wo der junge Conradin verraten und gefangen ward. Eine Meile weiter ein anderer Turm: Torre Foceverde, von dem sumpfigen Fluß so genannt, der aus der grünen Waldeswildniß ins Meer geschlichen kommt. Weiterhin am Meeresufer ein Turm an einem großen See; sein Wasser leuchtet jetzt wie fließendes Gold, und ringsum zieht sich dichter, grüner Wald. Eine wundersame, geisterhafte Stille umfängt dort den Wandersmann; er steht wie in eine fremde Welt versunken am See, und blickt den Fischadlern zu, die beständig drüber hinkreisen, oder dem fieberbleichen Fischer, der auf dem schwanken Nachen schwebt, und träumerisch an seinem Netze zieht, oder dem halbnackten Blutegelsucher, der dort sein Wesen treibt. Das ist Turm und See von Fogliano, einst im Altertum Clostra Romana, wo Lucullus Muränen mästete und eine prachtvolle Villa besaß. Der Nymphäus, jener reißende Bach den wir durch die grünen Ringe von Nympha fortstürzen sehen, ergießt sich in den See Fogliano, und wir können seinem Lauf durch das ganze pontinische Sumpfland bis dahin folgen. Weiter neben ihm wird der Lago de' Monaci, der See der Mönche, sichtbar, dann der Lago di Crapolace,

endlich der große See von Paola mit seinem Turm, und nicht weit von ihm steigt das Cap der Circe inselartig auf.

Wer die pontinischen Sümpfe nicht selbst auf der herrlichen Straße von Terracina, der Linea Pia durchreist hat, macht sich die irrigste Vorstellung von ihrer Natur, indem er nur an ekle und stinkende Moräste denkt. Es gibt dort Sumpf und See genug, aber sie liegen in den prachtvollsten Wäldern und Gebüschen versteckt, wo das Stachelschwein, der Hirsch, das wilde Schwein, der Büffel, und das halb verwilderte Rind umherstreifen. Im Mai und Juni ist das pontinische Land ein Meer, nämlich von Blumen, die so weit das Auge reicht sich über die Gefilde ergießen. Im Sommer ist es ein Tartarus, wo das blasse Fieber umherschleicht, und die armen wilden Hirten oder Ackerleute auf den einzelnen Gehöften plagt, die dort ausdauernd ihr Brod erwerben.

Je näher am Meer, desto mehr Wald, und wir sehen ihn von Norba aus deutlich sich bis zum Cap der Circe fortziehen. Es reihen sich von der Tibermündung her aneinander die Wälder von Ostia, von Ardea, von Nettuno, Cisterna und Terracina. Mitten in ihrem Dickicht, oder an ihren Säumen liegen einzelne Gehöfte, hauptsächlich für den großen Viehstand bestimmt, aber auch Ackerwirtschaften; so Conca, Campo Morto, Campo Leone, Tor' del Felce und andere. Wo der Wald nach dem Innern zu aufhört, ziehen sich endlose Wiesen hin, dann festes Ackerland, und wir sehen deutlich die von Pius VI. erneuerte appische Straße die Maritima durchschneiden. Wir sehen an ihr Cisterna,

den größten Ort in den Sümpfen, woneben im Altertum Tres Tabernae lag, und weiterhin For' Appio, das alte Forum Appium.

Kein Jahrhundert ist im Stande gewesen die pontinischen Sümpfe auszutrocknen. Der große Julius Cäsar, welcher so ausschweifende Plane durchzuführen sich schmeichelte, hatte auch jene Sümpfe trocken zu legen unternommen, aber er starb, ehe er an die Ausführung ging. Das römische Kaiserreich, so verschwenderisch in Bauten jeder Art, that nichts für jenen Plan, und es ist merkwürdig genug, daß erst unter einem Barbarenkönig, dem Erben oder Eroberer Roms, unter dem großen Theodorich sowol die verfallene appische Straße hergestellt, als ein Teil der Sümpfe bis Terracina aufgetrocknet wurde. Noch heute liest der Wanderer die Documente jener rühmlichen That eines Gothen auf zwei Inschriftstafeln in Terracina. Unter den Päpsten war es erst der energische Sixtus V., ein Mann von ächtem, praktischem Römergeist, welcher die Austrocknung der Sümpfe wieder unternahm, und ihm folgte darin mehr als zwei Jahrhunderte später Pius VI. Dieser Papst stellte die Via Appia (von ihm Linea Pia genannt) wieder her, zog den großen Canal neben ihr, ließ andere Canäle ausgraben, verwandelte einen Teil der Sümpfe in ackerbares Land, und erwarb sich dadurch ein bleibendes Verdienst um diesen Teil der Maritima.

Wir steigen nun von der Cyklopenburg Norba's nach Nympha hinunter, denn diese versunkene Stadt liegt tief zu deren Füßen, schon am Rand der Sümpfe, und man gelangt zu ihr entweder auf der bequemen im Zickzack

hinabführenden Straße Norma's, oder man sucht sich selbst einen Pfad auf dem steilen Niederhang des Bergs von Norba. Da wir flink zu Fuß sind, so wählen wir den letzten Weg, und es geht mit „Donnergepolter“ über die Felsen im Sprung hinab.

Da ist Nympha, die märchenhafte Ruine einer Stadt, mit ihren Mauern, Türmen, Kirchen, Klöstern und Wohnungen halb versunken im Sumpf, und begraben unter dichtestem Epheu. Wahrlich dieser Ort sieht weit reizender aus als Pompeji selbst, dessen Häuser umherstarren, wie halb zerfallene Mumien, die man aus der dürren vulcanischen Asche emporgezerrt hat. Aber über Nympha wogt ein duftiges Meer von Blumen; jede Wand, jede Mauer, jede Kirche, jedes Haus ist mit Epheu wundersam verschleiert, und auf allen Ruinen wehen die purpurnen Fahnen des triumphirenden Gottes des Frühlings und der Natur. Es macht einen unbeschreiblichen Eindruck in diese Epheustadt einzuziehen, in den begrasten, blumenbedeckten Straßen, zwischen den versunkenen Mauern umherzuwandeln, wo der Wind in den Blätterharfen spielt, keine Stimme schallt als der Schrei des Raben oben, der nun Schloßvogt im Turm ist, als das Rauschen des schäumenden Bachs Nymphäus, das Lispeln des hohen Schilfs am Weiher, und das melodische Singen und Säuseln der Halme ringsumher. Es scheint als hätte auch Nympha wie Pompeji ein Vulcan verschüttet, aber nicht mit Asche, sondern mit Blumen. Nun wohnen hier die Millionen Schaaren der Flora und feiern ihre Feste. Sie wimmeln durch alle Straßen, sie ziehen in Procession nach den ver-

fallenen Kirchen, sie klettern auf alle Türme, sie liegen lachend und kichernd in allen öden Fensterräumen, sie verrammeln jede Thüre, denn drinnen hausen Elfen, Feen, Wassernymphen und tausend reizende Geister der Fabelwelt. Gelbe Camillen, Malven, duftige Narcissen, graubärtige Disteln, die einst hier als Mönche lebten, weiße Lilien, die im Leben Nonnen gewesen waren, wilde Rosen, Lorbeersträucher, Mastix, hohe Farren, die Clematiswinde und der Brombeerstrauch, die roten Fuchsschwänze, die wie verzauberte Saracenen aussehen, die phantastische Caperblume in den Ritzen der Mauern, der duftige Goldlack, die Myrte und die würzige Mente, ganz von Gold starrender Ginster, und nun der dunkle Epheu, der alle Trümmer überwallt, der über die Mauern sich ergießt in grünen Cascaden, — ja, man wirft sich in dies Meer von Blumen, ganz trunken und vom Duft berauscht, und das reizendste Märchen hat den Geist betäubt.

Noch stehen die mittelalterlichen Mauern Nympha's; sie umziehen in einem großen Ringe diese Geisterstadt, aber sie sind überall vom Epheu bedeckt, und nur hie und da taucht aus ihm eine zerbröckelte Zinne, und ein viereckiger, zerbrochener Turm hervor. Die Tore sind nicht minder von wildem Wein, Epheu und Brombeergestrüpp verrammelt und verbarrikadirt, als fürchteten die Blumen in Nympha einen Feind, der von draußen in die Stadt dringen wollte, wie ehemals der Saracen, oder das Soldheer Babarossa's, oder des Herzogs Alba und der Colonna. Sie haben sich völlig verschanzt hinter Epheuwällen; vielleicht sind es Nachts die wilden

Schwärme von Meteoren und Irrwischen im pontinischen Sumpf, welche die verzauberte Stadt belagern oder stürmen, um die Blumengeister drinnen in ihre Sümpfe zu entführen.

Jeder Platz und jede Straße steht noch da; zu ihren Seiten die verfallenen, vom Epheu umsponnenen Häuser; manche palastartig, mit halbgothischer Architektur, einst die Wohnungen des reichen Adels, der hier hauste. Wunderbar sehen die Kirchen aus, von denen noch vier oder fünf in Ruinen stehen. Ich sah nie so phantastische Ruinen. Aber wie soll ich sie in Worten malen? Wie soll ich einen solchen braunen, zersplitterten Glockenturm mit seinen runden, oder von kleinen Säulen geteilten Fenstern, mit seinen mittelalterlichen Friesen von spitzkantigen Ziegelsteinen, und mit seinem romantischen Festschmuck von Epheu und im Winde schaukelnden Blumen zeichnen? Oder die märchenhaften Trümmer der gewölbten Nischen und der Kirchenschiffe schildern, die alle von Blütenteppichen überhängt sind. Diese Kirchen sind alt, sie gehören dem eilften oder zwölften Jahrhundert, wenn nicht einem früheren an, denn ihr Stil ist von ganz einfacher Basilikenform. In ihren öden Räumen beten nun die Blumen, und die Weihrauchfässer schwingen die bacchantischen Rosen. Von den Wänden, und hie und da aus einer vom Epheu umsponnenen Tribüne blickt noch ein altes Frescobild herunter. Das sind die Märtyrer mit ihren Palmen in der Hand und mit den Marterwerkzeugen zu ihrer Seite. Den verlöschenden Nimbus um das bleiche Haupt, in goldiger Dalmatica, mit der Stola um die Schulter, starren sie mürrisch aus den

Blumenschleiern hervor, und scheinen sich über den Heidendienst zu ärgern, den nun die Kinder der Flora in diesen verlassenen Kirchen aufzuführen wagen. Hier schallt keine Litanei des Mönchs mehr; nur der Käfer summt seine Sommerromanze fort und fort, und die Grille schrillt unablässig ihre anakreontischen Liebeslieder. Die Blumen und Käfer weichen nicht mehr aus diesen Tempeln. Dem heiligen Bernhard wurde einst geklagt, daß von einer Kirche des südlichen Frankreichs, welche eben neu geweiht werden sollte, zahllose Schwärme von Fliegen Besitz genommen hätten und sie nicht mehr verlassen wollten; S. Bernhard sagte hierauf: „ich excommunicire sie"; und siehe da, als die Boten in die Kirche heimkehrten, lagen alle Fliegen darin todt. Aber schwerlich würde es einem Heiligen gelingen, die Blumen aus den Kirchen Nympha's zu excommuniciren, und so zornig sich die gemalten Märtyrer darin gebärden, schon kommt der Epheu geschlichen, und wird sie bald völlig verschleiert und eingemauert haben. Von manchem ist bereits nichts mehr sichtbar als der Zipfel seines Gewandes und der Name in alten lateinischen Charakteren, welcher unter Blumenranken seufzt: Sanct Xystus, oder Sanct Cesarius, und Sanct Laurentius. Ich trat in die letzte dieser Kirchen ein — welch ein Anblick! Die ehemalige byzantinische oder alexandrinische Mosaik des Bodens, mit ihren Arabesken und Kreisen oder Quadraten schienen nun die lebendigen Blumen nachzuahmen, und aus der Confession, wo einst die Gebeine des Heiligen lagen, wächst nun fröhlich der indische Wein mit seinen blauroten Beeren.

Ja Blumen fehlen dem Christentum! Ist es nicht Zeit alle diese Märtyrer, Heilige und morschen Kreuzesbilder endlich einmal in Blumen zu bestatten? Auf die Gräber der armen Büßer und Mönche und aller derer, die in der Zeit des finstern Aberglaubens sich geißelten und quälten, streut sie hier die Natur mit vollen Händen aus — ahmte doch auch die katholische Menschheit ihr nach, und gäbe sie den Todten Frieden und ein Blumengrab!

So fehlt auch hier nicht das Seitenstück zu Pompeji. Wie sich dort das classische Altertum in den heitern Frescobildern entschieden ausspricht, redet in Nympha zu dem staunenden Wanderer die christliche Epoche der Menschheit auch aus Malereien auf den Wänden der Ruinen. Dort sind es die mythischen, die reizenden Gestalten des Lebens und der Lust: Amoren die am Weiher angeln, tanzende Satyrn, Grillen die ein Wägelchen kutschiren, die schwebenden Bacchantinnen mit ihren weißen Schleiern, die Cymbeln schlagend, oder ein geheimnißvolles Kästchen in den Händen, oder auf einer Fruchtschale saftige Feigen erhebend — doch im Pompeji des Mittelalters stellen die Fresken nur den Tod und den Schmerz dar; statt jener fröhlichen Bilder sind es die schwermütigen Gestalten der Katakomben, die mythischen Götter der Marter und der Pein, in Flammen, ans Kreuz geschlagen, oder mit gefalteten Händen vor dem Henker knieend, der sein Schwert schon erhoben hat. Ich wandelte dort umher, die Gedanken immer teilend zwischen Pompeji und diesem Nympha. Beide Städte sind wahre Bilderbücher von Charakteren ihrer

Zeiten. Ich bin froh, daß ich diese Blumenromanze Nympha sah.

Am Eingange der Epheustadt ragt noch das Castell auf, einst Sitz der Barone, in dessen Turmverließen die Opfer des Feudalismus schmachteten. Malerisch steigt der Turm empor, viereckig, aus roten und festen Ziegeln gebaut, so fest wie die Torre delle Milizie in Rom, und wie es scheint aus derselben Periode. In seinen Ritzen wohnt der Ruinenvogel, und um seinen zerfallenen Kamm, auf dem hoch ein Wald von Sträuchern schwankt, kreisen die schrillenden Falken. Er steht ganz nah an einem ziemlich großen Weiher, der hier wie ein stygischer Sumpf am Eingang der Todtenstadt sich verbreitet. Ihn umkränzt hohes Schilf. Das ist hier ein mythischer Sitz, wie aus der Schattenwelt des Aeneas oder Ulyß. Der finstere Turm und andere Ruinen werfen ihr zitterndes Bild auf das stille Wasser des Sumpfs. Das Schilf rauscht so schwermutsvoll. Manchmal schluchzt tief in ihm die Stimme eines Wasserhuhns auf, wie die Seele eines Abgeschiedenen, die in diesem Hades wohnt und nach oben verlangt. Ich sitze auf Trümmern und blicke in dies grüne Geisterreich, dann empor zu den blauen entzückenden Bergen, auf denen die Cyklopensteine Norba's und die Castelle ragen, dann über die pontinischen Sümpfe in das abendsonnige Meer, dem funkelnd das Cap der Circe sich entschwingt. Sollte wol die Zauberin Circe ihr Schloß drüben verlassen haben? Wohnt sie vielleicht jetzt in Nympha? Wurde sie zur Epheukönigin? So viel Epheu ist hier — mir schien es, als sei dies Nympha die Epheu-Rüstkammer

Italiens, und als versorgten von hier die Epheugeister der Geschichte alle Ruinen dieses herrlichen Landes mit ihren Ranken.

Man muß hier sitzen, wenn der Abend diese Epheuhallen und jede Ruine erst in Purpur, dann in Gold taucht, und Berge, Meer und das Cap der Circe mit unsagbarem Farbenduft umstralt — doch ich will davon nichts sagen, noch es schildern, wie dies Feenmärchen sich gestaltet, sobald der Mond darin zu wandeln beginnt.

Aus dem Weiher stürzt der Quell Nymphäus. Er scheint hier seinen Ursprung zu nehmen, und plötzlich bringt er einen überraschenden Gegensatz jungen, brausenden Lebens in diese grüne Gräberwelt. Denn mit der stürmenden Gewalt des Bergbachs sprengt er an den Ruinen entlang, jagt, wie von Dämonen geschreckt, wie beflügelt, als wollte er den Todesschlingen des Epheu entrinnen, durch die Gräber, und gleich einem lebendigen Wesen ist er anzusehen, wenn er so blitzend und schäumend durch die weiten pontinischen Sümpfe dem Meer zuflieht. Er treibt am Weiher eine Mühle, die in einem Bau des Mittelalters eingerichtet ist, denn ein Teil von ihr ist alten Stils mit gothisch-römischen Säulenfenstern. Auf dem Speicher daran steht geschrieben, daß Franciscus Gaetani, Herzog von Sermoneta und Herr von Nympha, ihn und den Eingang in den Ort, sammt den Mühlen im Jahr 1765 erbaut habe.

Die Geschichte der merkwürdigen Stadt ist ziemlich dunkel. Im zwölften Jahrhundert besaßen sie die Frangipani; der berühmte Papst Alexander III. wurde dort am 20. September 1159 geweiht. Das Geschlecht der

Gaetani setzte sich seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Besitz von Nympha, und seine Nachkommen haben ihn bis heute behalten. Die Familienarchive in Rom verwahren viele Urkunden, welche zeigen, wie der Nepot Bonifacius VIII., Pietro Gaetani, lateranischer Pfalzgraf und Graf von Caserta, nach und nach die Häuser und Güter Nympha's von ihren Besitzern abkaufte. Es machte mir immer Freude, diese alten Pergamente mit ihrer wunderlichen Schrift zu lesen, welche so ganz und gar in den Geist jener Zeit versetzen. Ich fand indeß kein Actenstück mehr aus dem funfzehnten Säculum. Aber noch am 22. Februar 1349 ist eine Urkunde in jenem Baronalschloß gezeichnet, dessen im Sumpf versunkene Trümmer wir eben betraten. Es heißt darin:

Actum Nimphe in scalis palatii Rocce Nimphe presente Nicolao Cillone Vicario Sculcule . . .

Ich weiß nicht zu sagen, wann Nympha verlassen ward. Den Geschichtschreiber, der alles wissen möchte, grämt es, aber der Poet deckt dies Mysterium gern mit Epheuranken zu. Im Altertum soll dort das Nymphäum, ein Nymphentempel an der Quelle und dem See gestanden haben, und ohne Zweifel war dies Local den Nymphen geheiligt, von denen es auch seinen schönen Namen erhielt. So nymphenhaft ist der Ort, daß man ihm diesen Namen geben würde, wenn er ihn nicht schon trüge.

Alte Berichte sagen, daß an der Stelle des Nymphentempels die Kirche des Erzengels Michael gebaut wurde. Im Jahr 1216 aber stiftete der Cardinal Ugolino, nachmals Gregor IX., hier die Kirche der heiligen Maria vom Myrtenberg, S. Maria del Mirteto. Auch wohn-

ten die Ritter vom Orden des Lazarus hier. Nun ist alles in Epheu versunken. Der Wanderer, der hier umhergeht, ruft die Geister herbei, und glaubt sich umschwärmt von Wassernixen oder Feen. Dies entzückende Nympha ist das reizendste Märchen der Geschichte und der Natur, das ich irgend in der Welt gesehen habe.

Am folgenden Morgen mieteten wir Maulthiere in Norma, um nach dem alten berühmten Cori oder Cora zu reiten, welche Stadt man in drei starken Stunden erreichen kann. Ein Fahrweg führt in der Tiefe dorthin, Nympha vorbei, aber wir zogen es vor den kürzern und auch schönern Felsenpfad zu wählen, welcher sich über die Abhänge des Volskergebirgs fortzieht. Denn hier ist die Aussicht groß und schön, weil der freieste Blick beständig über die pontinische Ebene und das Meer, bis nach Rom hinüber schweift. Die herrliche Frische des Morgens, der klarste Septemberhimmel machten diesen Ritt entzückend genug, obwol die Berge, an denen wir hinzogen, einförmig und ohne Leben waren, es sei denn daß hie und da Schafhirten sich versammelt hatten ihre Heerden zu melken, den frischen Käse am Feuer zu bereiten, oder aus Ginsterzweigen ihre conischen Nomadenhütten zu errichten.

Wenn man nun so von oben in diese weite, sonnige pontinische Landschaft blickt, und zumal gegen den lateinischen Strand Roms gewendet, wo das uralte Ardea im Land der Rutuler liegt, so ruft die poetisch erregte Phantasie gern die Gestalten aus dem Virgil herbei. Denn dort ist das Land des römischen Troja, dort ist die Scene der Heldenkämpfe der Aeneide, und wir sehen

über den Wiesenplan oder durch die Wälder die schöne Amazone Camilla jagen, die Heroin des Volskerlandes:

Hos super advenit Volsca de gente Camilla,
Agmen agens equitum, et florentes ære catervas,
Bellatrix.

Die Schilderung ihres Todes und das tragische Geschick von Evander's Sohne Pallas sind die schönsten Blumen in dem Gedichte Virgil's. Man muß die melodischen, ätherklaren Verse der Aeneide auf dem römischen Gefilde lesen, um ihren Zauber erst ganz zu empfinden. So verklärt ruhig, so voll ernster Schönheit ist die Poesie Virgil's, wie die Campagna von Rom. Dies unsterbliche Poem wird als das Seelenhafteste was von der Römerwelt übrig blieb, durch alle kommenden Jahrtausende diesen Bergen, diesen Wäldern und Fluren Begeisterung verleihen. Turnus, Mezentius, Lavinia, Ascanius, und der treue Achates ... ja hier leben sie ... und welches Gemälde! so groß, feierlich, so episch und homerisch, wie nur jenes am Skamander sein kann, oder wahrscheinlich erhabener. Denn kann es überhaupt etwas Erhabeneres geben, als das Feld von Rom und sein Meergestade?

Es ist schön, wie sich durch die Virgilischen Erinnerungen Troja und Hellas in dies Local der Uranfänge Roms hinüberziehen. Die Atmosphäre wird dadurch hellenisch, und immer mehr, je näher man an Cori kommt. Denn diese Stadt ist alt, und gehört der uritalischen, oder pelasgischen Mythe an. Rom heißt ewig, nicht seines Alters wegen, denn die meisten Städte der Campagna sind viel älter, und nun gar Cori, welches nach

den Berechnungen antiker und moderner Topographen eine der ältesten Städte der Welt ist, 1470 Jahre vor Christi Geburt gebaut, also sieben Jahrhunderte vor Rom.

Auf diesem classischen Boden läßt man sich gar zu gern die Mythen gefallen, die von der Entstehung des alten Cori sprechen. Der Trojaner Dardanus, Sohn des Corytus, Königs von Italien, und der Electra, einer Tochter des Atlas, gründete diese Stadt, dann floh er, ein Brudermörder, vor Siculus und seinem Vater nach Asien, wo er Dardania gründete, das erst von seinem Enkel Tros Troja genannt ward. Diese Mythe läßt sich gut hören, wenn man von dem dardanischen Cori auf das Gefilde hinunterblickt, wo einst Laurentum stand, und wo Aeneas Neu-Troja und Lavinia gründete. Im siebenten Buch der Aeneide (Vers 670 und folgende) kommt der Name Coras vor:

Tum gemini fratres Tiburtia moenia linquunt,
Fratris Tiburti dictam cognomine gentem,
Catillusque acerque Coras, Argiva juventus.

Die drei Brüder Catillus, Coras, Tibur oder Tiburtus waren nämlich die Söhne des Amphiaraus von Argos; aus Griechenland nach Italien gekommen, gründeten sie Tibur oder Tivoli. Und Coras soll wieder Cora erbaut haben. Dies ist die zweite Mythe von der Entstehung dieser Stadt.

Da liegt sie vor uns, wie eine Pyramide von Häusern auf einem Berg errichtet; auf dem Haupt tragend die graziösen Reste des Herkulestempels in dorischem Stil, zu den Füßen Blumen- und Fruchtgärten, Oliven und Wein. Die heutige Stadt hat gegen 5000 Ein-

wohner. Es ziemt ihr wol, daß kein Baron oder Prinz sich ihren Titel hat anmaßen dürfen, denn seit mittelalterlichen Zeiten ist sie ein Lehn des „römischen Senats und Volks“, ein Kammergut der Stadt Rom — in der That eine herrliche Besitzung.

Ich werde den Leser nicht mit der Beschreibung der Ruinen von Cori ermüden, denn er hat deren genug. Aber wol verdienen die uralten cyklopischen oder pelasgischen Mauern einen Blick; an vielen Stellen in der Stadt sind sie sichtbar; man vergleicht sie mit den Mauern des alten Mycene oder Tyrinth. Sie stützen noch die Acropolis, das Haupt der Stadt. Wenn man dort emporklimmt, findet man sich voll Ueberraschung vor dem Rest des Peristyls eines Tempels, welcher völlig griechisch erscheint. Es ist ein kleiner, graziöser Bau dorischer Art, sehr wol erhalten; die blaugraue Farbe, welche der Travertin der Säulen angenommen hat, sieht schön altertümlich aus. Man nennt diesen Tempel vom Herkules, aber wahrscheinlich ohne Grund. Castor und Pollux, Fortuna und Diana, die Göttin der pontinischen Jagdgefilde, Sol, Janus und Aeolus, Apollo und Aesculap hatten in Cori ihre Tempel. Man zeigt noch tiefer unten vier schöne korinthische Säulen, welche in einem Haus eingemauert sind, und schreibt sie dem Tempel der Dioscuren zu. Reste von Bädern und Cisternen, eine gigantische römische Brücke über den reißenden Bergbach, der von Cori herunterbraust, andere zerstreute Altertümer mögen den Wanderer angenehm unterhalten.

Das Mittelalter ist hier schwach vertreten. Der

Dom S. Pietro, in den Trümmern jenes Herkules-Tempels gebaut, bietet nichts Merkwürdiges dar; dagegen ist die alte Kirche S. Oliva wegen ihrer Architektur der Beachtung wert. Indeß alle diese Trümmer, was sind sie gegen den hinreißenden Blick auf die Maritima, den man überall in Cori genießt? Es verlohnte sich wol hier Sommers zu leben. Die Luft ist balsamisch und kühl, der Wein köstlich, und die Früchte sind in solcher Fülle vorhanden, daß ich für einen Bajocco 26 frische Feigen erhielt. Es ist auffallend, daß Cori von den Römern gar nicht besucht wird. Sie ziehen es vor in das städtische Albano und Frascati zu gehen, und die wenigsten von ihnen kennen die Reize ihrer eigenen Campagna. Gibt es ein herrlicheres Leben als die Gebirge der Sabina, der Herniker, der Volsker zu durchstreifen, und in der unverfälschten Natur seinen Geist zu stählen?

Ich verließ Cori, zu Pferde steigend, um nach Velletri zu reiten; und wie in Nympha, so gelobte ich auch hier, wiederzukehren, und in dieser classischen Stille den Musen zu leben.

Von den Ufern des Liris.

1859.

Eine friedliche Wanderung durch das lateinische Gränzland von Veroli über Casamari, Isola, Sora, Arpino, Arce, Aquino nach S. Germano und Monte Casino, dies ist es, wozu die Leser eingeladen werden, während Mittelitalien in Waffen steht, die Romagna sich von der päpstlichen Herrschaft losgerissen hat, und die question romaine die Gemüter bewegt.

Jenes Gränzland ist die Fortsetzung Latiums; der Liris sondert nämlich Campanien in zwei natürliche Hälften; die römische wird vom Sacco durchzogen, bis er unterhalb Ceprano in jenen Strom fällt. Dies ist die eigentliche römische Campagna. Die andere Hälfte, eine prächtige Ebene zwischen dem Apennin und dem Volskergebirg, an welchem der Liris forteilt, ist das neapolitanische Campanien. Es setzt sich zwar bis über Capua fort, aber die Berge gegenüber S. Germano umstellen dieses Gefilde, und sondern es von dem „glücklichen Campanien“ ab. Die Mönche in Monte Casino zeigten mir eines Tags auf jenen Bergen das Castell S. Pietro in Fine, und erklärten diesen Zusatz durch in fine Latii; freilich bemerkte der gelehrte Don Seba=

stiano Kalefati: er argwöhne, das „in fine“ bedeute im Grunde das Ende der Diöcese seiner Abtei. Doch wir wollen uns darüber keinen geographischen Kummer zuziehen, sondern vor der Weinschenke von Veroli aufs Pferd steigen, um nach den Ufern des Liris hinunterzureiten — an einem lateinischen Octobernachmittag, da der warme Sonnenschein auf dem Gefilde liegt, die schönsten Berge im Farbenspiel des Herbst flimmern, die classische Campagna vor uns liegt, durchströmt vom grünen Liris, dessen Name, der schönste unter den Flüssen, das Gemüt mit lyrischem Wollaut füllt, indem er durch diese Fluren weit und breit einen poetischen Hauch ergießt.

Als ich aus dem Tor der hohen Felsenstadt Veroli an den zerfetzten Stadtmauern entlang ritt, um dann hinabzusteigen, hatte ich den ersten vollen Anblick des Landes, welches ich durchziehen sollte: rechts in der Tiefe die Gefilde von Ceprano, an dessen Brücke König Manfred verraten ward, darüber hinaus die Volskerberge, eine lange Kette blauer, entzückender Höhen; links die majestätischen Berge von Sora, die, von den Abruzzen herangedrängt, den Liris oberhalb umstellen. Indeß wurde mein Blick besonders von dem breiten Bergzug vor mir gefesselt, oder vielmehr von einer deutlich auf ihm sichtbaren weißen Stadt. Das ist Arpinum! Da wurden Cicero und Marius geboren! Es hat einen großen Reiz, zum erstenmal und in noch geheimnißvoller Ferne einen Ort vor sich zu sehen, dem zwei weltberühmte, Epochen bezeichnende, uns seit der Kindheit bekannte Namen angehören. Da kommen selbst kleine

Erinnerungen aus der Jugendzeit herbei, und sind geschäftig den Eindruck zu verstärken — Scenen von der Schulbank, da Cicero erklärt ward, selbst die Physiognomie des zerlesenen Schulbuchs auf grauem Papier mit Cicero's Reden, obenan das donnernde und unvergeßliche Quousque tandem Catilina. Und da liegt denn vor mir Cicero's Vaterstadt, die einmal im Leben zu sehen ich schwerlich geträumt oder gehofft hatte.

Ich mußte vom Pferde steigen, um über den steilen Kalkfelsen Veroli's hinunterzugelangen; denn eine fahrbare Straße gibt es hier nicht, außer weiter unten gegen Casamari zu, und überhaupt besitzt dieses römische Gränzland nur einen einzigen großen Verbindungsweg mit dem Nachbarstaat, die Via Latina, die nach Capua geht. Alle jene Campagnaorte, die wir ringsum bemerken, größtenteils älter als Rom, ja noch der saturnischen Epoche angehörend, stehen schwarz und finster auf ihren Felsenhügeln, und befinden sich seit Jahrhunderten in demselben Zustand. Die Grafen und Feudalherren des Mittelalters haben in jedem ihr Schloß gebaut, und ein jedes steht nun verödet als ein Nest für Eulen da. Der Colone baut nach wie vor, einem römischen Fürsten oder einem Kloster pflichtig, im Schweiße seines Angesichts Wein oder Oel oder Türkischkorn, und seine Lage bleibt im Grunde wie sie war, obwol er nicht mehr leibeigen ist. Wenn man die agrarische Verödung der nächsten Umgebung Roms mit einigem, doch nicht allem Grund den Einflüssen der Malaria zuschreiben darf, so findet diese Ursache in dem gesunden Latium nicht statt. Es ist sehr befremdend ein Land zu durch-

ziehen, welches sich von fern wie ein Elysium dem Blicke darstellt, und wenig mehr in ihm zu finden, als eine malerische, spärlichst mit Mais bebaute Wüste, über deren öde, von Ginster und Asphodelos starrende Felder in sonniger Luft einsame Falken kreisen. Man wundert sich, hier nicht ein thätiges und erfinderisches Volk in blühenden Städten zu sehen, während man nur hie und da einen Häuserklumpen auf einer Anhöhe zusammengedrängt erblickt. Die Bewohner von Latium, ein starkes, gutherziges, schönes Menschengeschlecht, sind ganz primitiv geblieben; ihre Lebensweise, ihr Cultus, ihre Bedürfnisse sind unverändert, und käme einer ihrer Vorfahren wieder in seinen Ort zurück, so würde er darin wenig mehr neues entdecken, als etwa den Gebrauch des Tabaks, des Zündhölzchens und des Pulvers. Fast alle jene Castelle, welche Namen sie immer haben, Veroli, Posi, Arnara, Bauco (Babucum), Ripi, dauern seit Urzeiten. Man findet sie in Diplomen des neunten und zehnten Jahrhunderts mit ihren heutigen Namen, mit ihren selben Kirchen, mit ihren ehemaligen Grafen und Judices meist langobardischen Stamms erwähnt; aber ich weiß keinen Ort zu nennen, der in späterer Zeit neu entstanden wäre.

Die Nachmittagssonne brannte noch sehr heiß auf dem dürren Feld, als ich auf entsetzlichen Wegen, auf einem kaum bereitbaren Felsenboden unterwärts weiter zog, das Kloster Casamari zu erreichen. Ich kam an einem einsamen Gehöft vorbei, wo sich eine Gesellschaft von Veroli vergnügte, und der Anblick von wolgekleideten Mädchen, die mitten in dieser Einöde ländliche Spiele spiel-

ten, hatte etwas erfreuliches für den Wanderer. Sie glichen einer Schaar von Singvögeln, die sich in der Wildniß zusammen niedergelassen. Ein guter Fahrweg führte sodann weiter, und ein wolgepflegter Wein- und Olivenbau zu beiden Seiten kündigte ein größeres wirtschaftliches System an, welches irgendwo in der Nähe seinen Sitz mußte aufgeschlagen haben. Dieses belebende Princip enthüllte sich gleich: Wallfahrer kamen mir entgegen, die Pilgerstäbe in der Hand, die Frauen ihre schwerbelasteten Körbe auf dem Kopf, die Männer unbeschwert daneben schreitend, alle in der bunten Tracht des lateinischen Berglandes. Sie kamen von dem weit und breit berühmten Kloster Casamari.

Ich hatte dieses Kloster so oft nennen hören; man sagte mir, daß es nebst Fossanova das schönste in ganz Latium, und ein vereinzeltes Wunderwerk gothischer Architektur sei, und nun sah ich es denn vor mir liegen, völlig einsam, bedeutend und beherrschend in der Hochebene, eine Masse großer grauer und todtenstiller Gebäude, über denen sich der Giebel der Klosterkirche erhebt, umschlossen von einem Hof mit mächtigem römischen Portal, eine Arcade darauf hinführend, als Rest jener arcus deambulatorii der reichen Mönche des Mittelalters; daneben ein fließendes Wasser, die Amasena, mit melancholischen Pappelgruppen — ringsum feierliche, schweigende, sonnenbraune Wüste, wie jene des Sanct Antonius in der Thebais. Ein solches weltabgeschiedenes Kloster zu betrachten, erregt ein eigentümliches Gefühl. Denn nirgends ist die Vergangenheit so ganz wirklich und fast greifbar, zumal die heutigen Klöster etwas verwittertes

und todtes an sich haben, welches der Zeit angehört. Und diese scheint hier in Wahrheit stillegestanden; die moralische Atmosphäre eines lang verflossenen Jahrhunderts und Menschengeschlechts scheint hier versammelt geblieben zu sein. Womit die Mönche damals sich beschäftigten, singen, beten, schweigen, arbeiten, das thun sie noch heute in gleichen Kutten, in denselben Räumen, mit derselben monotonen Geschäftigkeit. Die Weltgeschichte hat sich draußen verwandelt, sie aber nehmen daran nicht Anteil; es genügt, daß die Kirche, die Bischöfe, der Papst in Rom dauern wie zuvor. Ihre nächste Umgebung ist unverändert geblieben, denn noch stehen Veroli, Posi und S. Giovanni mit ihren Kirchen und Heiligen wie zuvor, und die Wallfahrer pochen an die Klosterpforte, wie zuvor. Die Furcht vor den Saracenen, vor Raubgrafen und Condottieri quält sie nicht mehr, doch hat sie der Angst vor der Revolution Platz gemacht, die am Ende unerbittlicher sein wird, als Raubgraf und Saracen. Denn ehemals galt es nur Plünderung mit Feuer und Schwert, aber heute gilt es Sein oder Nichtsein überhaupt. Außerdem: die Klostergüter sind geschmälert, und der Kirche dadurch ihr Wirken nach außen verengt. In der That, solch ein Kloster ist wie eine pergamentene Chronik, darauf die alten Miniaturen, als ein Schattenspiel, lebendig werden.

Man hat den Namen Casamari fälschlich durch casa amara erklärt, wie noch Westphal in seiner römischen Campagna that, als wäre dieses Kloster „Bitteres Haus" genannt wegen des furchtbaren Schweigens, zu dem die Brüder von der Trappe dort verdammt seien. Aber in

Wahrheit heißt der Name Casae Marii, die Häuser des Marius, weil die Abtei auf dem fundus Marii, einer alten Besitzung des berühmten Helden von Arpino, erbaut worden ist. So berichtet die Tradition, und Rondinini, der die Geschichte des Klosters schrieb: Monasterii S. Mariae et Sanctorum Johannis et Pauli de Casaemarii brevis historia, Romae 1707. Fromme Bürger von Veroli haben es im Jahr 1036 gestiftet. Seine ersten Brüder waren schwarze Mönche vom Orden Benedicts. Als ihre Zucht verfiel, führte Eugen III. im Jahr 1152 Cistercienser ein, die auch das benachbarte schöne Trisulti besitzen. Friedrich II. bestätigte im Jahr 1221 die Güter von Casamari in einem aus Veroli datirten Diplom, das wir noch lesen; aber seine Kriegsvölker zerstörten die Abtei, als er mit Rom in Feindschaft stand.

Die Geschichte von Casamari bietet sonst nichts außerordentliches dar, nur die Wechselfälle von Krieg, Zerstörung, Wiederherstellung, denen alle Klöster ausgesetzt gewesen sind. Kein berühmter Mann ging von dort hervor. Casamari hat keine eigenen Annalen aufgezeichnet, wie das benachbarte Fossanova, dessen Chronik Muratori herausgegeben hat. Es war niemals reich wie Trisulti, doch besitzt es noch einige Güter in der Campagna. Sein größter Ruhm ist die herrliche Kirche, deren Grundstein im Jahr 1203 gelegt wurde, also in der Epoche, da man in Italien anfing gothisch zu bauen.

Als ich in den Klosterhof und vor die Kirche trat, glaubte ich mich enttäuscht; denn die Façade, zu der eine breite Steintreppe führt, und das Vestibulum mit Bogenöffnungen wechselnden Stils versprachen nicht viel.

In dieser Vorhalle fand ich eine Statue Pius' VI., und eine Gedenktafel für Pius IX. zum Gedächtniß dessen, daß er dem Kloster das Patrimonium hergestellt hat. Nun ins Innere der Kirche tretend, wurde ich lebhaft überrascht: ein dreischiffiger hoher Bau in den reinsten Verhältnissen, klar, schön, von vollendeter Einheit, in den wolgefälligsten Spitzbogenwölbungen, der Chor nur durch ein Gitter abgetrennt, öffnete sich vor mir. Die Harmonie der Architektur, die Einfachheit des Baues, der sanfte Travertin, die vaterländische Gothik brachten einen tiefen Eindruck hervor. Wenn das Auge seit Jahren nur an die römische Basilikenform mit ihrer platten Decke, oder an den spätern Luxusstil der Kuppelkirchen gewöhnt ward, stellt sich plötzlich die Gothik als ein neues, lebhaft und kühn nach oben strebendes System siegreich über jene Formen dar, und imponirt, ja entzückt durch die Verbindung des Reichtums mit der Einfachheit, der Kühnheit mit der Grazie, der Stärke mit der Leichtigkeit, da das Massenhafte durch ein überall fortgesetztes, geteiltes, dennoch sich bindendes Leben einer und derselben Grundidee schön überwunden wird. Sonst gewohnt die Kirchen mit Sculpturwerk, mit barockem und schwerem Ornament, mit Gemälden und Inschriften oder mit Grabmälern und Altären überladen zu finden, sah ich hier nichts dergleichen, sondern diese Kirche erschien mir als ein reiner und schöner Tempel, einem reinen und bildlosen Gottesdienst geweiht.

Keine Bilder, keine Nischen, keine Capellen, nur ein einziger Hauptaltar unter einem gekuppelten Tabernakel; so sehen protestantisch gewordene Dome in Deutschland

aus. Casamari ist in der That sehenswert. Eine gleiche Einfachheit gothischen Stils erinnere ich mich nicht in Italien angetroffen zu haben. Das Mittelschiff hat je sieben Spitzbögen auf zusammengesetzten Säulenschaften; am fünften beginnen die Schranken, die den saubersten Chor abschließen. Darin war nichts von bizarrem Schmuck oder von Figuren zu sehen, sondern hinter dem Gitter standen zu Seiten des Altars zwei hohe und vollblühende Amaranthenbäume in großen Vasen. Man denke, wie gut diese Naturerscheinung in einem herrlichen und einfachen Raum wirken mußte.

Die reinere Gothik ist übrigens nur in der Kirche selbst zur Anwendung gekommen; denn im Kloster wird der Stil schon stark romanisch. Der Klosterhof ist ein geräumiges Quadrat, welches halbgothische Oeffnungen mit je zwei Doppelsäulen in ihrer Mitte durchbrechen. Er ist nicht besonders schön. Der Capitelsaal neben ihm macht einen fremdartigen Eindruck. Seine Gothik geht völlig ins Moreske über; seine Decke tragen vier Säulenbündel, aus je acht Säulen zusammengestellt, auf deren achteckigen Platten dann die Spitzbogen ansetzen, um sich von der Decke bis in die Mitte der Wand zu ziehen, wo sie in einem phantastischen Knauf auslaufen. Die abwechselnde Schichtung weißen und braunen Steins bringt ein buntes Wesen hervor.

Ich sah nur wenige Mönche im Kloster still und schweigend hin- und hergehen, und sie nahmen keine Notiz von mir. Ein Laienbruder reichte mir einen Krug Wassers, und da er hörte, daß ich aus Rom komme, fragte er mich etwas wundernd wie es dort

aussehe, und wo Garibaldi gegenwärtig sei. Der langobardische Name dieses tapfern Bandenführers schwebt an der Gränze von Neapel von Mund zu Mund, wie vor langen Jahrhunderten derselbe Name des Dux Garibald oder der Herzoge Grimoald, Romoald und Gisulfus von Benevent. Seine Figur, populär auch wo sie statt Hoffnung Furcht erregt, scheint dort auf das Vorstellen wie etwas dämonisches zu wirken. Dessen sollte ich bald im Neapolitanischen noch mehr gewahr werden. Im Mittelalter gingen so aufregend durch die Campagna die Namen Nicolò Piccinino, Fortebraccio von Montone, Sforza d'Attendolo und anderer Capitäne, welche Männer durch hundert Märsche, Schlachten und kühne Städte-Eroberungen ihren Ruf sich verdient hatten. Sie waren indeß nur kühne Räuber, ihr Waffenhandwerk die schändlichste Pest Italiens, während der Volksheld Garibaldi sein Schwert und sein Leben der Freiheit des Vaterlands geweiht hat.

Ich stieg wieder aufs Pferd, um weiter zu reiten, da der Abend die schönen Berge von Arpino schon dunkler zu malen begann. Vom Kloster ist die neapolitanische Gränze nur eine kleine Stunde entfernt. Es macht immerhin ein besonderes Vergnügen sich in einem Gränzlande zu befinden. Wo Völker, Staaten, politische und sociale Formen an einanderstoßen, bildet sich ein mittlerer Raum hüben und drüben, darauf eine gewisse Spannung der Geister, aus Vermischen und Abstoßen erzeugt, bemerkt wird. Gränzbewohner befinden sich in einem natürlichen Stande der Wachsamkeit. Wenn die Menschen in der Mitte des Staats in sichern und ein-

gelebten Formen indolent werden, sind Gränzer immer beweglich, neugierig, erfinderisch, verschlagen, treulos, weil ewig von der Fremde berührt. Ein neuer, halbgeöffneter Horizont reizt ihre Phantasie, erweitert ihr Bewußtsein, und zwingt sie zu vergleichen und zu kritisiren. Das halbdunkle Uebergehen aber eines Zustandes in den andern bringt eine sonderbare Ungewißheit hervor; daher wohnt das Gerücht, die Göttin Fama, am liebsten auf der Gränze, wie im Leben Argwohn und Neid in der Regel Bastard-Dämonen einer moralischen Gränze sind.

Ich erreichte bald die römische Mauth, ein einsames Haus an der Straße, wo die Gränzsoldaten vergnüglich Cigarren rauchten; sie sind gut im Römischen, entsetzlich schlecht im Neapolitanischen. Dann bogen wir vom Weg in ein schönes Weingartenland ein, und kamen gleich zur Gränze selbst, die durch einen einfachen Stein bezeichnet wird. Friedlich mischt hier der Gott Terminus die Aecker Roms und Neapels, denn sie sind nicht einmal durch eine Furche getrennt. Von diesem Gränzstein ist es nicht mehr weit bis zum ersten neapolitanischen Ort Castelluccio, einem kleinen Flecken, unterhalb dessen gleich Isola, die reizende Liris-Insel, liegt. Mächtige Baumgruppen, in einem tiefen verschatteten Grunde, der das Flußbett ahnen läßt, anmutige Villen, Fabrikgebäude, die aus dem Grün hervorsehen, endlich weiter hinauf ein reiches Culturland verraten schon das Leben, welches ein herrlicher Strom erzeugt. Und über diese mannichfach gegliederten Ufergefilde, die hier in cultivirter Gestalt hervortreten, dort sich in die Tiefen ver-

lieren, erheben sich in unbeschreiblicher Pracht die mächtigen Berge von Sora in nicht zu weiter Ferne. Ich mußte diese vom Abendschein rosig stralende Gegend mit der goldenen Muschel von Palermo vergleichen; sie hat wie diese majestätischen Ernst der Gebirgsformen, eine reiche Ebene; nur freilich nicht das Meer, sondern den Strom des Liris oder Garigliano, der von den Abruzzen, wie ein junger Apoll, tönend herunterkommt, und diese Gefilde durchwallt, Römer und Neapolitaner tränkend, bis er durch die Volskergebirge sich nach entzückenden, aber todtenstillen und trümmervollen Meeresufern die Bahn bricht.

Wenn man die Gränze der „heiligen Republik S. Peters" verläßt, um in das „Königreich" einzutreten, so darf man sich keineswegs auf erfreuliche Dinge gefaßt machen. Denn es ist nicht zu läugnen: einige Spuren von der doppelten Größe Roms tragen die Bewohner des Kirchenstaats noch heute. Im Römischen herrscht ein Zug von Ernst, Bedächtigkeit und Maß, von ungezwungener und freier Haltung, ja selbst von Liberalität, zumal in der Rede, die sich hier seit Alters frei erhalten hat, und auch sonst bemerkt man wenigstens im Gewährenlassen eine gewisse Sorglosigkeit. Die eigentümliche Verfassung des Kirchenstaats, in welchem alle monarchische und rein politische Gewalt, der Natur des Staats nach, nur schwach auftritt, der Mangel einer concentrirten weltlichen Regierung, das von den päpstlichen Untertanen nicht genug geschätzte Glück, daß sie von keiner stehenden Soldatenmacht bedrückt werden, der durch Vertrag und Statuten lange Zeit dauernde Municipalismus

der Orte (er ward erst nivellirt durch die französische Republik, dann durch die Restauration (unter Consalvi), endlich das Nichtvorhandensein einer erblichen Landesdynastie, erklären die wolthuende republicanische Atmosphäre in römischen Landen. Betritt nun der Wanderer die neapolitanische Monarchie, so darf er darauf gefaßt sein, daß er vieles kleinlicher finden wird; das ernste Naturell der Römer verschwindet mit einem Schlag; die Sprache wird barbarisch und unverständlich; die Menschen minder wolgebaut, lebhaft, gutmütig, zudringlich, doch furchtsam. Es wimmelt von Soldaten, von Policisten, Spionen, von Mauthbeamten eines argwöhnischen, unsichern, illiberalen Regiments. Kein Mensch redet mehr frei von der Leber weg, und es ist für den Neapolitaner ein äußerstes, wenn er nicht mehr raisonniren darf.

Isola empfing mich mit einem lauten Wasserschwall und herrlichem Grün von Hängeweiden am Fluß, doch zugleich mit der Dogane. Um sechs Bücher willen wurde ich hier lange Zeit aufgehalten. Außer einem Horaz betrafen sie alle die Geschichte des Mittelalters, waren also unverfänglich genug, aber die Beamten begriffen ihre Titel nicht. Diese Herren beklagten vor mir den Tod Humboldt's, als sei auch die wissenschaftliche Cultur Neapels schwer davon betroffen worden; sie priesen die Bildung des preußischen Staats, wo jeder Mann mit den Schriften der Philosophen vertraut sei, und sie erklärten in demselben Atemzug, daß meine sechs Bücher Contrebande seien, daß sie dieselben weiter ins Land an eine höhere Behörde spediren müßten, die mich dann nach ein paar Tagen bescheiden würde. Ich bemerkte, daß ich

allerdings Ursache habe mit meinem Vaterland Deutschland zufrieden zu sein, wo man die Reisen wissenschaftlicher Männer erleichtere statt sie zu erschweren, und daß ich ihre Mauthgesetze in diesem Punkt barbarisch finde. Ich pries meinen guten Geist, der mich in Rom gewarnt hatte meine geschriebenen Materialien nicht nach Monte Casino mitzunehmen, denn ich hätte sie, die Mühe von Jahren, nimmer wieder gesehen. Solchen Zufällen ist der Reisende, der aus Zwecken friedlicher und ernster Wissenschaft reist, im Zeitalter wo diese blüht, in jenem Land ausgesetzt. Und es gibt in der That weder ein mehr barbarisches noch ein unnützeres Verbot, als dieses gegen das Einführen von Büchern. Ich kam endlich gut davon, ohne daß der Beamte, ein wackerer und anständiger Mann, seine Pflicht verletzte, denn ich überzeugte ihn endlich von dem Charakter der Bücher. Um wie vieles nun die römische Art liberaler sei, will ich hier zeigen; als ich später von Monte Casino zurückkehrte, mit denselben Schriften, mit dort gesammeltem Material, mit andern Büchern, die mir Luigi Tosti zum Geschenk gemacht, und als ich mit dieser Contrebande an der Brücke von Ceprano dem römischen Doganen-Officianten mich vorstellte, warf er nur einen flüchtigen Blick darauf, und sagte mit römischer Gentilezza: passate pure, signor.

Ich hatte demnach die köstlichste Zeit verloren, in vollem Abendsonnenschein Isola zu sehen. Dieser kleine freundliche Ort liegt auf einer Insel im Liris, schön von grünen Bäumen umbuscht. Der herrliche Strom, von smaragdgrüner Farbe, gewaltig brausend und reißen-

den Laufs, stürzt sich am Haupt der Insel, also im Ort selbst, als ein Wasserfall herab. Ein 80 Fuß hoher Fels bewirkt ihn, und auf ihm ragen über dem milchweißen Sturz die Trümmer eines Castells empor. Ein wundervolles Phänomen. Schon in der Ferne hört man das Tosen des Wassers, und wo man sich auch hinbewege, überall erfreut sich der Blick entweder an der Bewegung des Stroms selbst, oder an zahllosen Canälen, die reißend schnell in ihn fallen, während sich tiefschattige Gärten mit prächtigen Platanen, Pinien und all dem reichen Baumwuchs des Südens ringsum verbreiten. Die Fülle des Wassers ist groß, denn oberhalb der Insel stürzt der Fibrenus in den Fluß, in mehrere Arme getrennt. So hat die Verbindung zweier Flüsse ein reiches Culturleben erzeugt, denn das Wasser treibt hier viele Fabriken in Wolle und Papier, welche die ganze Gegend beschäftigen, Tausende von Menschen ernähren, rüstige Arbeitercolonien erzeugen, und weit in das Land hinein wolthätig wirken.

Sowol Isola als Sora sind Fabrikorte, und die gute Fahrstraße welche sie verbindet, ist zu beiden Seiten mit Fabrikanlagen, mit Casinos und Gärten besetzt. Es ist in der That eine überraschende Cultur-Oase, die hier seit dem Anfang dieses Jahrhunderts entstand, und der lang entbehrte Anblick industrieller Thätigkeit in so paradiesischer Gegend thut dem Reisenden wahrhaft wol.

Bei dem vollsten Mondschein fuhr ich nach dem nur eine Stunde entfernten Sora, auf einem Char-à-banc, wie man hier die neapolitanischen Curriculi französisch nennt; denn der Gebrauch dieser Einspänner beginnt

schon hier, und man läßt mit derselben rasenden Wut wie in Neapel den armen Gaul in gestrecktem Galopp dahinrennen. Der Mondschein, welcher den Reiz der Straße erhöhte, ließ mir die ununterbrochenen Anlagen schöner erscheinen, als ich sie bei Tageslicht wieder fand. Die völlig moderne Gestalt der Gebäude wirkt sonderbar auf den Reisenden, der eben aus dem Römischen kam, wo alles der Vergangenheit angehört, wo alles Geschichte ist, und die finstern Felsenstädte daran erinnern, daß sie dort schon seit dem fabelhaften Janus und Evander stehen. Die Gegend von Isola hat dagegen nur eine classische Erinnerung, die an Cicero, wie wir gleich finden werden.

Die jetzigen Fabriken, meist Papiermühlen in einem großen Maßstab und nach neuestem System, verdanken ihren Ursprung hauptsächlich Franzosen aus der Epoche Murat's, unter ihnen einem Herrn Le Febvre. Dieser Mann kam arm dorthin, aber das Lirisufer wurde ihm zum Eldorado, denn er wusch aus der Wasserkraft reines Gold. Er hinterließ seinem Sohn Fabriken und Millionen. Der König von Neapel, ich glaube Ferdinand II., erhob seine Familie in den Grafenstand; sie hat diese Würde reichlich verdient, denn eine bisher wenig cultivirte Gegend verdankt dem erfindenden und erweiternden Verstand jenes Mannes ein reiches Leben, welches nicht mehr schwinden, sondern hoffentlich sich steigern wird. Das schöpferische Wirken eines Mannes in einem bestimmten Kreis der Industrie gehört zu den Erscheinungen menschlicher Thätigkeit, die man mit dem reinsten Anteil betrachten darf; wenn solches in Eng-

land, Deutschland und Frankreich häufig, in Neapel selten ist, so mag man leicht denken, wie hoch hier die Verdienste dieser Art anzuschlagen sind.

Die zwei Hauptfabriken Le Febvre's, die Cartiera del Liri und die Cartiera del Fimbreno, sind prächtige und schloßartige Gebäude. Es ist ein Genuß, der Thätigkeit jener Menschenschwärme beiderlei Geschlechts zuzusehen, die dort das Papier bereiten oder vielmehr gießen, denn die aufgelöste Breimasse fließt als ein grauer Strom, wird milchiger, dichter, hemmt sich, kommt über der heißen Walze als Papier hervor, ja als eine endlose weiße Gedankenstraße. So ungefähr hat Gott die Welt erschaffen wie Monsieur Le Febvre das Papier, und hat sie dann den Menschen als ein endloses weißes Blatt hingebreitet, ihren Sinn und Unsinn darauf zu schreiben. Man kann solchen genetischen Papierstrom nicht fließen und gerinnen sehen, ohne daß sich die Phantasie alle die Möglichkeiten vorstellt, welche dieser das Leben beherrschende wunderbare Stoff, der Papier heißt, auf sich nehmen wird. Denn dieser papierne Fluß wird einst irgendwo an den Tag kommen als gedrucktes Product des Genies oder der Albernheit in Kunst und Wissenschaft, als politische Zeitung, als falscher und ächter Wechsel, falsche oder ächte Verfassungskarte, Hiobs- oder Freudenpost, Todesurteil, Friedenstractat, Trauerspiel, Reisepaß, als ein Pamphlet Le Pape et le Congrès, als Spielkarte in der Spielhölle, als Proceß, Photographie, Liebesbrief, und in tausendfacher das Leben verbindender und trennender Gestalt.

Ich war in einer Villa bei Isola empfangen worden; der freundliche Besitzer führte mich in den nahegelegenen Park des Grafen, welcher ihm selbst ehedem gehört hatte. Dieser schöne Garten wetteifert in der That mit denen der Villen Roms, wenigstens darf der Fürst Doria oder Borghese Herrn Le Febvre um den Reichtum des Wassers beneiden, der dort nicht künstlich erschaffen zu werden braucht. Denn ein Arm des Fibrenus stürzt sich durch den Park; er bildet, über Felsen kommend, tausend kleine Cascaden, und fließt dann beruhigt als ein grüner Spiegel zwischen duftigen Hainen fort. Seine Ufer bedeckt der üppigste Baumwuchs, den ein ewiger Thau befeuchtet, und malerisch hängt die Weide ihre Zweige in ihn hinab. Dunkle Gänge, Hölen, elysische Ruhesitze, blühende Gebüsche laden zum Wandeln am Fluß, zum Schlafen und zum Nachsinnen ein; kurz, hier ist ein kleines Tivoli und Nymphenparadies schön zusammengefaßt.

Sora, die erste neapolitanische und bischöfliche Stadt auf dieser Seite, erreichte ich vor 10 Uhr Abends, und ich übernachtete in einem guten Gasthof. Wie schnell die politische Gränze auch zu der des Gebrauchs und der Sprache wird, zeigte sich hier in unmittelbarer Nähe des Kirchenstaats. Der Kellner nannte mir eine Liste von Speisenamen, die kein Mann im Römischen mehr würde verstanden haben, auch wird hier schon das Don gehört.

Am Morgen enthüllte sich Sora als eine ziemlich saubere und moderne Stadt mit einigen guten Straßen, mit Industrieleben und lebhaftem Verkehr. Sie liegt

am Liris, der hier völlig smaragden zwischen hohen Pappeln, wie ein deutscher Fluß träumerisch und sanft daherkommt. Eine hölzerne Brücke führt darüber und an den Quai. Entzückende Stellen am Ufer lockten mich, und ich fand hier manchen Ort, wo ich gern würde verweilt haben. Denn ringsum breitet sich eine reichbebaute Campagna, ein vieldurchschnittenes Garten- und Weinland aus, durch welches treffliche Straßen in die Nachbarstädte führen.

Sora liegt völlig flach in dem sich weit in die Berge ziehenden Liristal, welches im Hintergrund ein duftiger Gebirgskranz schließt. Es verengt sich an einigen Stellen, und die Berge rücken vor. Unmittelbar über der Stadt erhebt sich ein durchaus pyramidenförmiger Berg, hoch, steil, wildzerrissen, grandios, und völlig nackter brauner Fels. Er trägt auf seiner Spitze die malerischen Reste der uralten Burg, Sorella genannt, welche so tiefbraun aussehen, wie das Gestein selbst. Sie greifen schön und wirksam in den blauen Aeter hinauf, und so verbindet sich hier unmittelbar Tiefebene, Fluß und schroffstes Gebirg. Im Schatten jener natürlichen Pyramide aber liegt Sora harmlos und idyllisch da, jetzt so modern von Ansehen, doch einst eine mächtige Volskerstadt, die ihren Namen niemals änderte. Sie wurde später samnitisch, dann latinisch, dann römisch. In der römischen Periode zierten sie als ihren Geburtsort die drei Decier, der berühmte Attilius Regulus, das Geschlecht der Valerier, unter ihnen der Redner Q. Valerius, dann Lucius Mummius, Namen die hinreichend sind, diesem Ort Glanz zu verleihen.

Während des frühesten Mittelalters findet sich Sora oft als Gränzstadt erwähnt, welche die Langobardenherzoge von Benevent überfielen und plünderten. Sie mochte damals byzantinisch sein. Abwechselnd von Grafen langobardischen Stamms beherrscht (denn die ganze Gegend um den Liris war einst von Langobarden erfüllt), fiel sie in die Gewalt des Kaisers Friedrich II., der sie zerstörte. Sie gehörte später den mächtigen Grafen von Aquino, die fast alles Land zwischen dem Vulturnus und Liris besaßen. Dann machte Karl von Anjou die Cantelmi, Verwandte der Stuarts, zu Grafen von Sora, und Alfons von Aragon erhob Sora zum Ducat, dessen erster Dux Nicolò Cantelmi war. Nun hatten jedoch die Päpste längst nach dem Besitz der schönen Gränzlandschaft getrachtet; sie erlangten sie unter Pius II., dessen Hauptmann Napoleon Orsini Sora eroberte. Der König Ferdinand I. von Neapel bestätigte den Besitz; aber Sixtus IV. entzog ihn der Kirche im Jahr 1471, als er seinen Nepoten Lionardo della Rovere mit der Nichte des Königs vermälte, welche nun das Herzogtum Sora als Morgengabe erhielt. Später kaufte Gregor XIII. Sora, im Jahr 1580, vom Herzog von Urbino für seinen Sohn Don Giacomo Buoncompagni, und selten hat ein römischer Nepot einen reizendern Besitz gehabt. Dieses Ländchen verblieb den Buoncompagni-Ludovisi bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo es wieder an Neapel fiel, und von jener römischen Nepotenherrlichkeit blieb in Rom nur der Palazzo di Sora und nur der Titel eines Duca di Sora übrig, den heute der erste Sohn des Prinzen Ludovisi-Piombino führt.

Unter der Herrschaft der Rovere wurde zu Sora ein berühmter Mann geboren, Cäsar Baronius, die letzte Celebrität jener Landschaft. So entzückend, melodiös, sonnig und zugleich träumerisch sind jene Ufer des pappelreichen Liris, daß es uns Wunder nimmt, wie hier nicht irgendein poetisches Genie, ein Horaz, oder Ovid, oder Ariost, seine Wiege fand. Jedoch diese Fluren erzeugten eiserne Kriegsmänner, endlich Redner, und freilich für Rhetoren sind sie immerhin vorbildende Umgebungen von unerschöpflicher Naturberedsamkeit im Wechsel der Bilder und Tropen. Cäsar Baronius ward am 31. October 1538 geboren. Er ist der Muratori der Kirche, deren Annalen (von Christi Geburt bis zum Jahr 1198) er schrieb. Ihr erster Band erschien im Jahr 1588, ein Werk riesiger Mühe, vaticanischen Materials, unschätzbar als Stoff, in vielen Partien, namentlich in den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters, unbrauchbar und lückenhaft, weil ihm damals noch nicht die Quellen zu Gebot standen, die der Wissenschaft heute bekannt sind — an Geist unfrei und ungerecht, geschrieben unter der Erbitterung der großen katholischen Reaction gegen die Reformation. Von seinen Landsleuten, jenen Rednern, hat Baronius kein attisches Salz, keine Urbanität, nicht den Geist philosophischer Discussion, nicht die Sprache geerbt. Tullianisch kann man an ihm nur die Breite nennen. Aber er besitzt eine gewisse Großartigkeit, welche um so größer erscheint, weil die Leistungen seiner Fortsetzer Rainaldus und Laderchius so tief unter ihm geblieben sind. Er hatte seine Schule in Veroli empfangen, dann in Neapel studiert; in Rom

ward er der eifrigste Schüler des wunderlichen Heiligen Filippo Neri, in dessen Oratorium S. Maria della Vallicella er auch als Mönch sein Leben zubrachte. Er wurde Cardinal; die Papstkrone schwebte über ihm nach Clemens' VIII. Aldobrandini Tod, aber der nicht ehrgeizige Mann setzte sie seinem Freund Leo XI. Medici aufs Haupt; nach zwei Jahren starb er am 30. Juni 1607, und ward begraben in jener Kirche der Väter des Oratoriums zu Rom. Er bleibt ein Stolz der Wissenschaft der Kirche, und seine Arbeitskraft ewiger Bewunderung wert.

Ich fordere den Leser auf, den Blick nach jenem hohen uns noch sichtbaren Veroli umzuwenden, von dem wir den Ausgang genommen haben. Wer weiß oder hörte nicht von einer berühmten italienischen Schrift: „Von der Wolthat Christi"? Im Jahr 1542 in Venedig erschienen, in zahllosen Exemplaren, in Uebersetzungen verbreitet, war dieses Büchlein schon nach dreißig Jahren spurlos verschwunden, von tausend geschäftigen Händen entfernt, von tausend Scheiterflammen verzehrt. Wir erlebten es in den vierziger Jahren, daß plötzlich in einer Bibliothek zu Cambridge ein Exemplar davon gefunden ward; nun ist es in England, in Deutschland, in Italien wieder gedruckt. Aonio Paleario aus Veroli war der Verfasser dieser berühmten Schrift, und ich wende die Gestalt dieses Mannes nun jener des Baronius entgegen, seines jüngeren Zeitgenossen, fast seines Landsmanns, da nur zwei Stunden Wegs ihre Städte trennen. Aonio starb nicht als Cardinal, er starb nach dreijährigem Inquisitionskerker am Galgen, und ward

auf dem Scheiterhaufen im Jahr 1570 verbrannt. Wir begreifen nur noch schwach, wie ein Mann hingerichtet werden konnte, weil er mit der Inbrunst eines Heiligen die Rechtfertigung durch den Glauben an Christum lehrte; aber wenn in späteren Jahrhunderten ein glücklicheres Menschengeschlecht diese sanfte und fromme, nur auf die Lehren des Evangeliums gegründete Schrift wieder lesen wird, so möchte es an der Wirklichkeit der Thatsache zweifeln, daß sein Autor dafür von Christen selbst konnte an den Galgen gehenkt werden. Es war die Zeit da auch Carnesecchi, der Freund Clemens' VII., hingerichtet ward, die Zeit der italienischen Reformatoren, der Juan Valdez, Bernardino Ochino, der Vergerii, Paolo Ricci, Antonio Flaminio, die Zeit wo auch Cardinäle wie Contarini, Morone und Pole vor die Inquisition geladen wurden. Die Flammen des Scheiterhaufens die einen Aonio verbrannten, haben den Geist des Baronius erhitzt, und seine Annalen der Kirche sind angeflackert von solchem Schein, denn unter ihrem Licht schrieb er sie.

Die Stadt Sora war gerade von Militär erfüllt, wie alle Orte der neapolitanischen Gränze, um welche ein Soldatencordon gezogen ist. Gebirgskanonen standen auf einem der Plätze, Lanzenreiter sprengten daher, und kurz vor meiner Abreise rückte das siebente Linienregiment aus Capua ein, welches die Straßen mit Bajonetten erfüllte. Ich fand, daß die Infanterie sehr gut und besser als die Reiterei aussah, namentlich bemerkte ich unter den Officieren manche blühende Gestalt. Die Kleidung der Cavallerie wie der Infanterie ist durchweg von blau-grauer Leinwand, was ein tristes Ansehen gibt.

Die vielen funkelnden Bajonette, die mohrenhaft verbrannten Gesichter, der dichte weiße Staub auf allen Kleidern, das Drängen in die Quartiere und das Commandorufen gaben ein kleines kriegerisches Bild, und so war ich denn hier allerdings auf die question romaine gestoßen. Diese Truppen marschirten nach den Abruzzen zu dem dort schon organisirten Observationscorps. Wenn sie eine Vorstellung von einem Feind haben, so verkörpert sie sich in der Person von Victor Emmanuel und von Garibaldi. Die verschiedenartigsten Berichte kreuzen sich hier; man wußte sich zu erzählen daß Garibaldi bereits in die Abruzzen eingefallen sei, andere versicherten: die Franzosen marschirten durch Latium gegen Ceprano. Die völlige Absperrung Neapels, die Unterdrückung der Zeitungen und Nachrichten begünstigten und begünstigen noch diese aufregenden Gerüchte, um so mehr als die militärischen Märsche und Maßregeln völlig nach Krieg aussehen.

Ich traf auf meiner Weiterreise überall marschirende Truppen, aber ich traute meinen Augen nicht, als ich bei der Heimkehr von Arce ab bis fast an die Brücke von Ceprano auf der friedlichsten Heerstraße wirkliche Vorposten aufgestellt fand, als stände der Feind schon an der Gränze. Diese ängstlichen Vorsichtsmaßregeln erregten lautes Gelächter im Römischen. Ihr könnt nicht denken, so sagte man mir in Ceprano, wie groß die Furcht der Neapolitaner vor Garibaldi ist; wir haben vor einigen Tagen hier ein Kirchfest gefeiert und, wie üblich, ein paar Böller abgebrannt und Raketen steigen lassen — was thun diese Neapolitaner? Sie bla-

sen und trommeln gleich Allarm in Arce und Isola. — Was meint ihr, so sagte mir ein Römer, von diesen Neapolitanern? Wenn wir nur 500 Mann irgendwo in ihr Land hineinwerfen, so reiten sie mit Hurrah durch ganz Neapel, ma bisogna che sieno buoni parlatori, sapete (aber sie müssen gut zu reden wissen), eine Phrase die ächt italienisch ist, und dasjenige freilich trifft was Not thut.

Die Kriegswolke hatte sich in die Quartiere verzogen, und ich setzte mich auf einen Schnellfahrer, um in die Vaterstadt des Marius zu fahren. Wie toll rannte dieses winzige Fuhrwerk davon, und warf gleich an der Brücke ein Weib um; ich schrie auf, doch glücklicher Weise erhob sich die arme Frau sogleich, und mein Wagenlenker jagte wieder fluchend und das Thier peitschend davon. Um von Sora nach Arpino zu fahren, muß man die Straße bis hart vor Isola wieder zurücklegen. Wir nahmen hier zwei Herren von Arpino auf; solange nun unsere Fahrt dauerte, waren sie sehr gesprächig, obwol ich jedem politischen Gegenstand auszuweichen suchte; sobald wir aber ihre Stadt erreicht hatten, kannten sie den Fremden aus Furcht nicht mehr.

Nahe bei Sora kamen wir an der einst berühmten, nun verfallenen Klosterkirche S. Domenico vorbei. Sie liegt auf einer Insel des Fibrenus oder Carnello, wie der Fluß genannt wird, kurz vor seiner Mündung in den Liris, an einem wahrhaft entzückenden baumreichen Ort. Hier stand die Villa Cicero's, wo er und sein Bruder Quintus geboren wurden.

S. Domenico muß nicht mit dem berühmten Stifter des Dominicaner-Ordens verwechselt werden; er war vielmehr ein Heiliger des zehnten Jahrhunderts, ein Zeitgenosse des S. Nil und S. Romuald. Im Jahr 951 zu Foligno geboren, wurde er Benedictiner in Monte Casino unter dem Abt Aligern; er stiftete dann viele Klöster in der Sabina, und auf Bitten des langobardischen Grafen Petrus von Sora dieses Kloster um das Jahr 1011. Die Urkunde seiner Stiftung lesen wir noch. S. Dominicus war hier Abt, und unter ihm lebte hier als Benedictinermönch Gregor VII., wie wenigstens die Tradition behauptet.

Oft mag dieser wunderbare Mensch in träumerischen Betrachtungen auf dieser reizenden Insel Cicero's unter den Flüsterpappeln gesessen, aber nie mag er geträumt haben, daß ein Kaiser im Büßerhemd an seiner Thür stehen würde, und daß ihm in Rom, ja in der Weltgeschichte eine größere Rolle aufbewahrt sei, als sie Marius oder der schwache Cicero gespielt. Trotz der Erinnerung an Gregor lösten die Mönche von S. Domenico später ihre Zucht in Wolgefallen auf, verführt durch die Sirenenstimmen einer zu entzückenden Natur; denn es ist gefährlich Mönche, statt auf rauhen Bergen, wie Benedict that, im Paradies der Ebene anzusiedeln. Honorius III. vereinigte daher im Jahr 1221 S. Domenico di Sora, den hortus deliciarum, wie er ihn in seiner Bulle nannte, für immer mit Casamari. Fünf Jahrhunderte lang blieb das Kloster geschlossen, bis Clemens XI. Trappisten dort hinschickte; sie vereinten sich indeß mit denen von Casamari. Der König Fer-

dinand II. schenkte endlich S. Domenico dem Capitel der vaticanischen Basilika, die gegenwärtig eine kleine Rente davon bezieht.

Die gothische Kirche liegt jetzt in Trümmern, und das Kloster hat nichts merkwürdiges mehr; nur die Erinnerung an Cicero macht es zu einer Stelle, an der man gern verweilt.

Hier war es wo Cicero, Quintus und Atticus das Gespräch führten, welches wir als die drei Bücher de legibus besitzen. Sie wandern spazierend von Arpinum nach dem Fibrenus, sie gelangen nach der insula quae est in Fibreno, sie wollen hier sitzend weiter philosophiren. Atticus wundert sich über die Schönheit des Orts, und Cicero, welcher bemerkt daß er hier gern nachdenke, lese oder schreibe, sagt ihm: er habe außerdem noch einen besondern Reiz für ihn, denn er sei seine eigene Wiege: quia haec est mea et hujus fratris mei germana patria; hinc enim orti stirpe antiquissima, hic sacra, hic gens, hic majorum multa vestigia. Schon sein Großvater, so erzählt er, habe dieses Landhaus besessen; sein kränklicher Vater, der es vergrößert, sei dort in den Studien alt geworden. Beim Anblick seiner heimischen Stätte gesteht Cicero, daß ihn das Gefühl überschleiche welches Ulyß gehabt, da er den Anblick von Ithaka der Unsterblichkeit vorgezogen. Er bekennt, daß Arpinum seine Heimat als civitas sei, daß er aber eigentlich dem arpinatischen Ager angehöre, und Atticus malt nun die schöne Lage der Insel in den Armen des Fibrenus, welcher das Wasser des Liris erkälte, und so kalt sei, daß er es kaum mit dem Fuß berühren dürfe.

Sie sitzen nieder, um sich über die Gesetze weiter zu unterhalten, und wir sehen lieber der Gruppe dieser drei Männer von römischer Urbanität und feinster Bildung in ihren Togen zu, als jener Gesellschaft von Mönchen in Kutten, da Gregor VII. neben einem Heiligen mit verwildertem Bart sitzt, im elften Jahrhundert, der Epoche der tiefsten Barbarei der Sitten und der Cultur Roms. Wie würden ein Cicero, Atticus und Quintus die Männer des elften Säculums von Rom angestarrt haben!

So umstanden die Wiege Cicero's die redseligen Pappeln des Fibrenus — und man horcht nun gern in das unabläſſige Flüstern dieser zitternden Aeste, deren Blätter geschäftig und geschwätzig sind, wie Zungen der Weiber. Ja! eine recht beneidenswerte Geburtsstätte hat Cicero gehabt; aber was hilft's, denen davon zu reden, die nicht selbst einen Blick in dieses nymphäische Land ewiger Blumen, eines ewigen Frühlings werfen können? Ringsum welches Panorama von Bergen, die braun oder hyacinthfarbig in stiller Majestät sich in die Fernen verlieren! Cicero war ein Kind der Ebene, nicht des Gebirgs; sein großer Verstand sammelte in sich wie ein riesiger Strom die Bäche des Wissens seiner Zeit auf; aber Marius war ein Sohn des Bergs, oben in Arpinum auf den Mauern der Cyklopen geboren, und dahin wollen wir uns nun aufmachen.

Ich habe selten einen so unruhigen und geschwätzigen Boden durchzogen als diese Ciceronische Heimat, denn überall hier Quellen, Canäle, reißende Bäche, bald blau, bald grün, bald milchweiß, dazu das Klappern von

Mühlrädern, das Rufen der Arbeiter, und unser wie proscribirt und auf der Flucht toll dahinschießender Char-à-banc. Ueber herrliche Fluren, immer an Casinos, an Gärten ging es eine Zeitlang fort, dann verließen wir das Fibrenustal, und die gute Straße stieg bergan. Neue Blicke auf die Campagna Roms und die Ebene von Pontecorvo in hinreißender Mannichfaltigkeit. Die Fahrt von Sora nach Arpino beträgt 7 Miglien; vier davon fährt man aufwärts über ein ölreiches Bergland, tief unter sich den Liris. Der Anbau wird auf der Höhe sparsamer, und nur selten steht am Weg ein Landhaus. Ich erreichte endlich auf der im Zickzack fortgehenden Straße Arpino um 1 Uhr Nachmittags, und fuhr durch das alte römische Stadttor ein.

Die Vaterstadt des Cicero und Marius zählt heute 17,000 Einwohner. Ihre Straßen sind eng, ihr Platz ist klein, an palastähnlichen Häusern fehlt es nicht. Indeß alles sieht hier todt aus, und man wird wenig von industrieller Thätigkeit gewahr. Die Städte im Römischen pflegen altertümliche Kirchen auszuzeichnen; Arpinum hat deren keine, obwol die Kathedrale einst ein Tempel der neun Musen gewesen ist. Nun gehört sie den neun Engelchören, denn so vieler massenhafter himmlischer Musik und so vieler Musikanten bedurfte es, um die süßredenden heidnischen neun Jungfrauen vom Olymp durch das Christentum zum Schweigen zu bringen. Arpino zerfällt in zwei Teile, die Altstadt oder hochgelegene uralte Burg, und die eigentliche Stadt zu ihren Füßen, die sich schräg über der Höhe fortzieht. Diese Einteilung ist uralt, und allen volskischen und latinischen Städten

gemein. Daß übrigens das neue Arpinum auf dem Local des alten steht, lehren noch heute die cyklopischen Mauern, die sich von der Burg herunterziehen. Schon das Stadttor selbst zeigt sich als ursprüngliche cyklopische Anlage. Die Mauern gleichen völlig denen von Segni und von andern Städten Latiums. Sie sind in sehr langer Strecke erhalten, da sie von der alten Burg herabkommen. Zu dieser führt ein steiler Weg im Zickzack auf den öden von Kalkgestein starrenden Berggipfel, den Olivenbäume schmücken. Ein schöner grüner Hang von Oelpflanzungen sinkt von ihm zur Stadt herab. Hier oben nun lag die cyklopische Arx, im Mittelalter die langobardische Grafenburg. Noch steht ein von Epheu umsponnener Turm aufrecht, in dessen unmittelbarer Nähe sich in mächtigen Lagen diese saturnischen Mauern erheben, die man nicht ohne Staunen betrachten kann. Sie bildeten auf der Burg ein Viereck, und noch sieht man hier ein merkwürdiges Cyklopentor. In der Regel schließen solche Tore mit einem spitzen oder gestumpften Winkel ab, wie in Alatri, Segni und Norba; aber dieses hier läuft in einer beinahe gothischen Linie aus. Doch liegt auch auf seiner Spitze der Schlußstein, so daß die Wölbung durch zufällige Senkung entstanden sein kann. Die Wände bestehen aus dreifach neben einander gestellten Blöcken, zu sechs über einander in jeder Reihe, so daß das Tor acht Schritte breit, sieben Schritte innerhalb lang und etwa fünfzehn Fuß hoch ist. Seine Kalktuffsteine von sehr poröser Art sind fast quadratisch behauen.

Von dort ziehen sich die Mauern völlig wie in Segni in sanfter Neigung abwärts, hie und da durch ein vier-

eckiges, etruskisches Tor unterbrochen, und durch mittelalterliche Wehrtürme verstärkt. Der Epheu umspinnt sie, Oleaster und blühende Kräuter hängen in ihren tiefen Spalten, und ihr finsteres, verwittertes Aussehen versetzt die Phantasie in jene Urzeit Italiens, mit der die Historia Miscella beginnt: „Zuerst herrschte in Italien Janus, dann Saturnus, der vor seinem Sohn Jupiter aus Griechenland in die Stadt Saturnia floh. Weil nun dieser Saturn in Italien sich versteckte (latuit), wurde das Land von seinem Versteck Latium genannt.“ Die Arpinaten behaupten kühn, daß der König Saturnus ihre Stadt gegründet habe (und welche hätte er in Latium nicht gebaut), und daß er dort begraben sei; und so zeigen sie dem Wanderer an der Porta dell' Arco das sogenannte Monument, ein altes Grabmal gigantischer Structur, und nennen es „Grab des Saturn“. Eine moderne Inschrift aber auf der Burg lautet stolz also: „Arpinum a Saturno conditum Volscorum civitatem, Romanorum Municipium, Marci Tullii Ciceronis eloquentiae Principis et Caji Marii septies Consulis patriam ingredere viator; hinc ad imperium triumphalis aquila egressa urbi totum orbem subjecit; ejus dignitatem agnoscas et sospes esto.“ So uralten Städten ist ein wenig Stolz schon zu verzeihen, zumal wenn sie Saturn, Cicero und Marius für sich haben. Das heutige Wappen der Stadt besteht denn auch aus zwei Türmen, über denen der welterobernde Adler des Jupiter oder der Legionen Roms schwebt.

Man mag mit heiterer Zustimmung in jenem alten Grabmal den grauen Saturn schlafend wissen, aber alle

Gränzen übersteigt doch die Naivetät mit welcher die Arpinaten dem Fremdling das Haus des Cicero zeigen. Man führte mich auf der Burg, worin sich einige Häuser und eine Capelle angesiedelt haben, zu einem solchen aus Backsteinen, in Weise der Hirten-Capannen, aufgebauten Stall, und das war denn la casa del famoso Cicerone!

Ich setzte mich oben auf die cyklopischen Mauern, und genoß des unsagbaren Anblicks lateinischer Landschaft, denn die sehr hohe Lage der Burg macht die Aussicht ringsum weit und groß. Der Berg von Sora erschien nun als kleine Pyramide, wie eine derer von Aegypten; in seinem schwarzen Schatten lag die Stadt; völlig dem Blick offen das Liristal, welches äterische Berge so majestätisch umziehen. Dort liegt la Posta, von woher der Fibrenus niederkommt, dort Sette Frati, Siebenbrüder, den Söhnen der Felicitas geweiht, wo jener wunderliche Mönch Alberich die berühmte Vision hatte, welche der Dante'schen voraufging, und vielleicht wirklich zu Grunde liegt. Viele andere Orte und Burgen flimmern im blauen Duft der herrlichsten Bergreihen; im Römischen zeigt sich Veroli, Monte S. Giovanni, Frosinone, Ferentino, und seitwärts ragt ein seltsamer Bergobelisk auf, welcher die Burg Arce trägt; ein anderer, auf dem der ganz schwarze, einzelne Turm von Monte Negro trauert. Alle jene Burgen sind saturnischen Ursprungs, und man genießt das wunderbarste Schauspiel, selber sitzend hoch auf epheuumstrickten Cyklopenmauern, über denen die Elemente von Jahrtausenden hingegangen sind.

Auf diesen selben Mauern kletterte einst der junge Plebejer Cajus Marius umher, seine wilden Kräfte übend, oder er saß hier, in der Zeit da alle Völker von Calabrien bis zum Liris und zum adriatischen Meer um das Bürgerrecht rebellirten, auf Latium blickend, nach dem großen Rom sich sehnend, wohin die Gedanken aller kräftigen Geister in den Provinzen strebten, ihr Glück zu machen. Ich mußte mir sagen, daß dieses cyklopische Arpinum eine dem blutigen Marius völlig angemessene steinerne Wiege sei, die Wiege eines Giganten, dessen schreckliche, rohe, schonungslose Natur etwas ungeschlacht cyklopisches hat, zumal neben dem feinen Aristokraten Sulla, der seine Wiege wie ein Fuchs durchkreuzt, und ihm beständig das Glück zu stehlen weiß.

Die Atmosphäre von Arpinum wird von den Namen Marius und Cicero ganz durchdrungen. Man befindet sich hier auf einer jener Stellen in der Geschichte, die man mit demselben Interesse aufsucht, wie in der Natur das steinerne Quellenhaus von Strömen, von denen Bewegung und Leben durch Länder und Zeiten kommt. Das Wissen Cicero's hat sich als ein Hauptstrom der alten Literatur durch die Jahrhunderte des Mittelalters ergossen, und noch heute wird aus ihm geschöpft — ein unsterblicher Ruhm, der durch die Schwächen und Eitelkeiten des Menschen nicht geschmälert wird. Aber Cajus Marius war einer der Blutströme der Geschichte Roms und des Reichs. Man denke, welchen Stoß dieser Mann Rom und der Welt gab. Ohne ihn war kein Kaisertum, und Augustus, Tiberius, Caligula, wie die ganze Reihe der Despoten oder Helden der Pro=

scription der Menschheit, entsprangen aus den Blutspuren des Marius. So ist Arpinum die wahre cyklopische Drachenhöle der römischen Kaisergeschichte zu nennen.

Die afrikanische Gestalt Jugurtha, sein schreckliches Ende im Verließ des Capitols, die Cimbern und Teutonen, welche den einstigen Fall Roms durch die Germanen weissagen, die fürchterlichen Bürgerkriege, die asiatische Gestalt Mithridat, Marius im Sumpf von Minturnä versteckt, Marius finster auf den Trümmern Carthago's als Flüchtling dasitzend, Marius triumphirend in Rom einziehend, ein zweiundsiebzigjähriger Greis, das Abschlachten der Proscribirten — und wunderbar, eines solchen Mannes ruhiger Tod — all dies zieht hier am Blick vorüber, und stimmt so merkwürdig mit der Umgebung überein. Dann erscheint Cicero, ein Jüngling, da jener grau war, und führt vor uns den Fall der Republik auf, welchen die Bürgerkriege unter Marius und Sulla einleiteten. Um ihn steht die wissenschaftliche, die rednerische, die staatsmännische Blüte der sinkenden Republik; mit ihm werden Namen und Gestalten lebendig, wie Pompejus, Cäsar, Antonius, Octavian, Brutus, Cassius, Cato, Atticus, Agrippa, — dann Cicero's Kopf aufgestellt auf der Rednerbühne, wo er so oft und so viel gesprochen hatte.

Der Leser mag diese historischen Betrachtungen ausführen, welche als natürliche Streiflichter in jene Gegend fallen, und er würde sie selbst auf der Burg von Arpinum gemacht haben. Wie gewisse Höhenpunkte eine landschaftliche Aussicht dem Blick darbieten, so haben andere ein historisches Panorama um sich her. Arpinum

ist ein solcher Höhenpunkt, und ich verlasse die seltene Burg nicht, ohne an das kurze und gute Bild zu erinnern, in welchem Valerius Maximus Laufbahn und Natur des Marius zusammengedrängt hat. „Aus jenem Marius“, so sagt er, „einem so niedrigen Arpinaten, einem so ignobeln Menschen in Rom, einem gleichsam zum Ekel werdenden Candidaten, ging jener Marius hervor welcher Afrika unterjochte, welcher den König Jugurtha vor seinem Wagen hertrieb, der die Heere der Teutonen und Cimbern vernichtete, dessen zwiefache Trophäen in der Stadt gesehen werden, dessen sieben Consulate die Fasten verzeichnen, der aus einem Exilirten Consul, aus einem Proscribirten ein Proscribirender wurde. Was ist widerspruchsvoller als seine Lage? Ja, dies ist ein Mann, der, rechnet man ihn unter die Elenden, als der Elendeste, unter die Glücklichen, als der Glücklichste erscheint.“

Den rohen Marius, den listigen Sulla, mit dem blassen schlaffen Gesicht, entnervt, blasirt, alle Verhältnisse durchschleichend und beherrschend, alles verachtend und verwirrend, doch begleitet von der feilen Metze Glück, hat Rom als typische Gestalten der Geschichte aufgestellt. Indeß auf dem Platz von Arpinum weiß man nichts von jenen Römerzeiten — es ist heute, am 4. October, des Königs Franz II. und der Königin Geburtstag. In einer grell und coulissenhaft ausgeschmückten Loge des Stadthauses hängen die Porträts des jungen Königspaars, hängt das Bild einer bayerischen Prinzessin, einer Tochter jener Teutonen und Cimbern, welche der furchtbare Marius ehedem von Rom zurückschlug. Die

Weltgeschichte ändert sich freilich. Dort steht auf demselben Platz ein großes Gebäude, in dessen Façade die Büsten des Marius, Cicero und Agrippa in Nischen aufgestellt sind, denn auch Agrippa soll nach dem Glauben der glücklichen Arpinaten ein Sohn ihrer Stadt sein. Die stolze Inschrift sagt: Arpinum a Saturno conditum Romanorum Municipium, M. Tullii Ciceronis, C. Marii, M. Vipsanii Agrippae Alma Patria. Und dieses Gebäude heißt Collegium Tullianum; es ist das Jesuitenseminar. Die Weltgeschichte hat sich seit Cicero sehr geändert. Alle Fenster jenes Hauses stehen offen, in allen liegen Jesuiten in ihrer schwarzen Tracht, und schauen dem Fest zu. Eine Bande in harlekinsmäßigem Putz spielt auf dem Platz. Man ruft Evviva il rè! Die Bande geht den Richter oder Giudice feierlich einzuholen, und dieses municipale Haupt von Arpinum erscheint hinter der Musik, nicht in einer purpurverbrämten Toga, sondern in schwarzem Frack und Glacéhandschuhen, neben sich den Sindaco und den Primo Eletto, welche ebenfalls in schwarzen Leibröcken stolz und glücklich einhergehen. Man ruft wieder: Evviva il rè! und man geht in die Kathedrale. Abends Musik, oder vielmehr Geräusch der Bande auf dem Platz, welches il concerto genannt wird; Feuerwerk, oder vielmehr Raketen und Abbrennen von Böllern, wie man sonst bei Festen der Heiligen zu thun pflegt.

Ich will nicht vergessen daß Arpino noch eine moderne Berühmtheit hat, einen Maler, Giuseppe Cesari, der unter dem Namen il Cavalier d'Arpino bekannt ist. Wie Marius und Cicero ging er nach Rom um sein

Glück zu machen, und er malte dort viel, namentlich im Palast der Conservatoren, dessen großen Saal er mit Frescobildern aus der römischen Geschichte verzierte. Seine durch lebendiges Colorit verdienstlichen Wandgemälde gehören immer zu den besseren vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Die Kathedrale von Arpino bewahrt als einen Schatz eine Madonna von seiner Hand.

Ich verließ Arpino auf einem Char-à-banc, um Monte Casino zu erreichen. Die gute Fahrstraße steigt über ein ölreiches Hügelland ab. Man blickt auf die nahe römische Gränze, passirt unter dem hohen malerisch gelegenen Monte S. Giovanni und fährt den Liris entlang, dessen grünes Wasser hie und da aus Pappeln hervorscheint. Das große Bergland zur Linken mit schönen Massen ist ziemlich öde; bisweilen auf einem Felsengipfel ein mittelaltriger Turm, so Monte Negro, so die steile Burg von Santo Padre. Nun kommt man über einen niedern waldigen Höhenzug, die Wasserscheide des Melfa und des Liris, und nahe an einigen Felsennestern vorbei, ohne sie zu berühren, so an Fontana, dann an Arce. Wenn man diese schwindelerregend steile, höchst seltsame Burg betrachtet, so erscheint sie wie ein wahres Aornos, uneinnehmbar für Krieger. Sie galt in der That als unersteigliche Festung im Mittelalter; und dennoch erkletterten und eroberten sie die wilden Provençalen Carl's von Anjou so flink, wie Zuaven unserer Zeit. Ihr Fall schreckte alle Ghibellinischen Städte im Königreich, und er war das Omen für Manfred's Untergang.

Diese uralte Arx der Volsker erhebt sich auf einem wolkenhohen, wildzerrissenen und grauen Felsenberg; dar=

auf stehen die finstern Reste der Burg, die sich an Cyklopenmauern lehnt, während unten am Abhang des Bergs die neuere Stadt Arce liegt. Die Anlage dieser Orte ist also überall gleich: hoch oben die Cyklopenburg, tiefer unten die Stadt. Auf diese Burgen flüchteten sich im Mittelalter die Städte- und Landbewohner vor den schrecklichen Ungarn und vor den Saracenen Afrika's. Wer diese Lirisufer durchreist, wer zumal weiterhin die lachende Ebene von Aquino vor sich sieht, erinnert sich der fürchterlichen Zeit als die Saracenen hier hausten. Dreißig Jahre lang behaupteten sie ihre Raubburg am untern Garigliano oder Liris bei Minturnä, und drangen von hier verheerend durch Campanien bis nach Tuscien und der Sabina hinauf; sie legten die schönsten Klöster in Asche, Monte Casino, S. Vincenz am Vulturnus, Subiaco und Farfa, und zerstörten ihre Bibliotheken und Archive — ein unersetzlicher Verlust. Dann bezwang sie, durch eine italienisch-byzantinische Liga, der kraftvolle Johann X. im August 916, und ein Papst schmückte sich mit dem Ruhm der Retter Italiens von den Saracenen gewesen zu sein.

Unterhalb Arce ist eine Mauth, Le Muratte genannt; man forderte meinen Paß, aber man visitirte zu meinem Trost meine Bagage nicht. Ein mir kostbares Buch und mein Reisejournal hatte ich zuvor mit Hülfe meines kühnen Wagenlenkers, eines lustigen jungen Arpinaten, im Wagen versteckt gehabt; hinter der Mauth zog er es dann heiter hervor, und ich schloß es wieder in mein Gepäck ein. Ueberall sah ich Truppen, welche in der flimmernden Sonne auf diesem uralten Kriegstheater sich

gut ausnahmen, und mich noch lebhafter zu Betrachtungen über die Geschichte dieses schönen Landes anregten. Denn hier beginnt das Gebiet der süditalienischen Historie. Im früheren Mittelalter zerfällt sie in drei Gruppen: in die der langobardischen Staaten Benevent, Salerno, Capua, in die des byzantinischen Calabriens, und in die Geschichte der Seerepubliken Neapel, Amalfi, Gaëta, Sorrent. Später wird all dieses Land normannisch. Indem nun hier so viele streitende Elemente um den Besitz ringen, Langobarden, Griechen, die Kaiser Deutschlands, die Päpste, die Republiken, die Saracenen, wird die Geschichte Süditaliens ein wahres Chaos. Die Hölle Dante's ist nur ein schwaches Schattenspiel gegen all die Intriguen, Leidenschaften, Verbrechen, teuflischen Künste, die in Wirklichkeit in den Staaten und an den Höfen dieses heißen Landes gespielt haben. Ihre Geschichte fehlt noch; sie ist ein Labyrint. Monte Casino hat noch viele Schätze dafür in seinen Diplomataren, namentlich dem von Gaëta. Die berühmte Geschichte Giannone's, in den Partien über Justiz und civile Organisation trefflich, ist doch im ganzen nicht gründlich, und unter die Forderungen der heutigen Wissenschaft herabgesunken.

Da ist nun die Brücke über den Fluß Melpha, der seinen alten Namen nicht geändert hat. Er fließt noch im October als ein fast vertrockneter Bach in seinem weißen breiten Kieselbett dem Liris zu. Man sagt, daß er einst die Gränze des Kirchenstaates oder römischen Ducats gegen das langobardische Herzogtum Benevent gebildet habe, aber dies ist sehr zweifelhaft, und wahrscheinlich war die alte Gränze, wie noch heute, der Liris.

An der Brücke lagern Reiter um einen Heuschuppen, ihre Lanzen mit den roten Fähnchen rings angelehnt — ein prächtiges Bild für Niederländer.

Bald nachdem man die Brücke passirt hat, öffnet sich das letzte Latium, die blühende sonnige Campagna von Aquino und Pontecorvo, die man auf der herrlichsten der Straßen, der von Capua, durcheilt. Links hat man ganz nahe die braune Kette des Apennin mit dem hohen Cimarone, mit den Felsenorten Castello, Rocca Secca, Pallazuolo, Piedemonte; weiter steht der gewaltige Berg Cairo, das Ziel unserer Reise, und hoch neben und unter ihm sehen wir schon die palastartigen Gebäude und die Kuppel von Monte Casino, dem berühmten mittelaltrigen Athen und Pharus der Wissenschaft in der langen Nacht von Jahrhunderten. Dort oben schrieb Paul Diaconus seine Geschichte der Langobarden.

Auf der rechten Seite der Ebene die blauen Reihen des Volskergebirgs in ähnlicher Formation wie die Berge von Segni und Gavignano; auf ihnen mancher Ort, S. Giovanni in Carico, Pontecorvo, das kleine päpstliche Gebiet, einst Besitz Bernadotte's, ferner Oliva, Rocca Guglielma und andere. Der Liris fließt zu Füßen der Berge durch das wonnesamste Gefilde, das er nur zögernd zu verlassen scheint, denn er windet sich in vielen Krümmungen hin und her; rauschende Bäche stürzen sich noch von allen Seiten in ihn hinein, und es ist wahrhaft entzückend seinen sonnengoldigen Wasserspiegel hie und da auftauchen zu sehen. Wie mögen hier die Saracenen geschwelgt haben! Denn schönere Ufer fanden sie weder am Guadalquivir noch am Sebethus,

oder am Fluß Cyane. Viele Völker zogen seit den Römerzeiten verheerend durch dieses Paradies: die Westgothen Alarich's und Ataulf's, die tapfern Gothen des Totila und Teja, Isaurier, Hunnen, Sarmaten, Griechen; die furchtbaren Fremdenhorden des Leuthar und Bucelin; die bildsamen Langobarden, welche dieses Land endlich erfüllten, colonisirten, wieder blühen machten; die Araber, die Ungarn, die Normannen, Franzosen, Spanier, Deutsche — alle hat dieses Gefilde als Feinde auf ihren blutigen Märschen in das untere glückliche Campanien gesehen; denn es ist der Schlüssel der neapolitanischen Landschaft.

Da sehen wir auch im Hintergrund die Berge gegen S. Germano über, auf denen Rocca d'Evandro (eigentlich Bantra), S. Pietro in Fine, S. Elia stehen, und wo der prachtvolle Aquilone hervorragt. Der größte Teil der alten Diöcese von Monte Casino lag in dieser schönen Ebene, und jenem Kloster verdankten viele Orte ringsumher ihr Entstehen. Dieses letzte Latium hat keineswegs den großen Ernst der römischen Campagna; alles ist hier südlicher, wärmer an Farbe, weicher, besser bebaut; alles näher zusammen, und auch weniger von Hügeln durchschnitten.

Da eben Fiera in S. Germano gewesen war, zogen mir viele Landleute entgegen. Ihre Tracht gleicht noch der im Sacco-Tal; Ciociaren oder Sandalenmänner sind noch sichtbar, aber die Frauen tragen statt des Busto einen weichen Latz an Achselbändern und zwei Kleider über einander, deren oberstes wie eine Schürze von hinten umgenommen wird, was sehr gut aussieht.

Ich lade nun den Leser ein, die Capuanische Straße zu verlassen, und rechts ab nach dem nahen Aquino zu fahren, welches mitten in der Ebene liegt. Wir durchschneiden mit Vergnügen die frisch gelegten Schienen der Capuanischen Eisenbahn, die bis hieher fast beendigt ist. Leider wird ihre Eröffnung sich nun verzögern; wir rühmen die neapolitanische Regierung, daß sie mit dieser wichtigen Bahn so weit vorrückte, und wir beklagen daß von der römischen Gränze her ihr noch nicht entgegengekommen wird. Denn die Campagnabahn führt dort erst bis unter Albano. *)

Auf einem Feldweg zwischen Maisäckern hinfahrend erreicht man Aquino in einer Viertelstunde. Die zur Römerzeit große Stadt Aquinum ist zu einem langen und schmalen Borgo zusammengeschrumpft, aus dem ein einzelner Kirchturm emporragt. Ihre ganz ebene Lage an einem Bergwasser hat nichts Ausgezeichnetes, aber das prächtige Grün der Bäume und Gärten umher macht sie idyllisch schön, und der Horizont ist unvergleichlich. Seitwärts liegen die Trümmer der römischen Stadt, Tore, Mauern, Ueberreste von Tempeln der Ceres und der Diana, doch sie bieten nichts Merkwürdiges dar. Nahe am Wasser eine mittelalterliche Kirche des eilften Jahrhunderts, S. Maria Libera, in Ruinen, von trefflichem Stil, eine dreischiffige Basilica, über deren Por-

*) Seit dem Frühling des Jahrs 1862 ist die ganze Bahnstrecke von Rom bis Neapel in Gang gesetzt, und zwar verdient die päpstliche Regierung das Lob, daß sie mit ihrer Linie bis Ceprano früher fertig war, als die italienische Regierung mit der Strecke von Capua zur Lirisbrücke.

tal eine byzantinische Madonna in Mosaik noch sehr gut erhalten ist. So gränzen also die Trümmer der zwei Epochen Aquino's, des Altertums und des Mittelalters, neben einander, und ihnen gehören auch die Berühmtheiten der Stadt.

Ein Kaisername verherrlicht kaum Aquino; es ist Piscennius Niger, der hier aus niederm Stand wie Marius geboren war. Der tüchtige Mann schwang sich zum Befehlshaber Syriens auf, nahm nach des Pertinax Ermordung den Purpur, und erlag bald dem Afrikaner Septimius Severus, der ihn schlug, ergriff und enthaupten ließ. Größern Ruhm erwarb Aquino durch zwei andere Söhne. Sie sind Charaktergestalten jener beiden Epochen, und stehen hier so neben einander wie die Ruinen eines römischen Tempels und der Basilica S. Maria Libera. Gibt es grellere Gegensätze, als welche durch die Namen Juvenal und S. Thomas von Aquino ausgesprochen werden, des größten Satirikers heidnischer Fäulniß Roms, und des größten Philosophen heiliger scholastischer Theologie, welchen man den Doctor Angelicus nennt? Es scheint, als hätten sich diese schneidenden Widersprüche in Aquino hervorgefordert, wie die römische Verderbniß die christliche Askese forderte.

Juvenal führt uns unmittelbar in den Zustand Roms ein, den jener Marius von Arpino einleitete, und das julische Geschlecht nach dem Sturz der Republik befestigte — Rom eine Blutlache, ein stinkender moralischer Sumpf, eine einzige Lüge — alles darin verpestet, geistig und physisch krank, und alles feil; der Adel, die

Bürger alle schwelgend oder hungernd um die Tafel eines einzelnen Despoten — die Alleinherrschaft das furchtbare Fatum der Welt — der Gedanke, die Schrift, die Tribune geknebelt, nur die Schmeichelei frei — nichts als Sklavensinn, Genußsucht und gränzenlose Prostitution der Natur — in dieser von Wollust und Furcht gequälten Masse einige in sich gekehrte stoische Geister, welche ihrem moralischen Ekel in Satiren und Geschichtsbüchern Luft machen, sobald es ein milderer Despot erlaubt.

Juvenal war in Aquino geboren, doch sein Leben ist dunkel, wie das der meisten Poeten des Altertums, und diese Dichter sind deshalb nicht zu beklagen. Ihre Gestalt tauchte schön in die Mythe hinab. Kein indiscreter Erbe, Freund oder Verwandter edirte ihre Briefe, kein Journalist beschrieb mit tantenhafter Sorgfalt ihr Aussehen bis zum kleinsten Muttermal, noch begleitete er jeden ihrer Schritte von Kindesbeinen an, noch zählte er ihre Tugenden, Schwächen, Fehler und Schulden bei Juden und Christen, und andere Verlegenheiten auf. Das dunkle Leben von Horaz, Virgil und Ovid umfaßt ein paar Blätter; von des Aeschylus und Euripides Tod erzählt nur die Mythe; der feine Terenz erlosch in der Stille irgendwo in Hellas am Stymphalischen Sumpf. Daß Juvenal in Aquino geboren sei, erfahren wir aus einem einzigen seiner Verse. War er in Aegypten oder in Schottland verbannt? Wo starb er? Die Götter wissen es allein. Sein langes Leben wurde durch die Zeiten des Claudius, Nero, Galba, Otho, Vitellius, Vespasian, Titus, Domitian, Nerva, Trajan und Hadrian erfüllt, verfinstert und erhellt; worin er also die schreck-

lichsten Widersprüche sah, eine Reihe von wüsten Teufeln, eine Reihe von sanften Göttern auf dem Tron der Welt, die in Wahrheit elendeste, die unwahr „glücklichste“ Epoche des Menschengeschlechts.

Es läßt sich kaum ausdenken, was ein fühlender Mensch über das Leben gedacht und empfunden haben muß, der das verzerrte Antlitz eines Nero, und das milde Angesicht eines Titus über der Welt leibhaftig gesehen hat.

Wenn nun jene Doppelreihe von Imperatoren umgekehrt in sein Leben gefallen wäre, wenn er statt unter Claudius, unter Titus wäre geboren worden, so besäßen wir vielleicht Juvenal's Satiren nicht; aber die Eindrücke der Jugend bestimmen die Richtung des Geistes, und im Grund: die römische Gesellschaft war zu Titus' Zeit wie sie zu Nero's Zeit war. Unglücklicher Juvenal! weil verdammt der Dichter seiner Epoche zu sein, wo die Menschheit unter der Despotie zu verfaulen begann. Seine Sprache, seine Darstellung unter dem Druck der römischen Atmosphäre, unter dem Krampf seiner Erbitterung schon dunkel, schwer und gezwungen wie die des Tacitus, gleicht classischen Gebilden für deren Form nicht Marmor oder Thon, nein Koth den Stoff hergab. Wer wird ohne Ekel seine zwei Satiren über die Männer und die Frauen Roms lesen? wer nicht einen reichbegabten Geist beklagen, für den die Quelle der Begeisterung der Sumpf des damaligen Geschlechts sein mußte? Facit indignatio versum, qualemcunque potest.

Man hat Juvenal mit seinem edlern und größern

Zeitgenossen Tacitus verglichen, und darin ist manche Wahrheit; aber den Geschichtschreiber jener Epoche befreite doch einigermaßen das Bewußtsein von dem tragischen Gericht, welches an der Despotie stets vollzogen wird. Was dagegen befreit den Satiriker oder Unzuchtmaler von der endlosen breiten Masse der Gesellschaft, die er voll Abscheu schildern muß? Und doch, wie hoch steht selbst ein Geist wie Juvenal über heutigen Roman- und Dramenschreibern, welche, lüsterner als Petronius, doch schwächlicher, das Laster mit süßlich sentimalen Reizen malen, und feile Metzen als engelhafte Ideale schildern. Preisen wir Deutsche uns doch wenigstens darin glücklich, daß wir weder einen Juvenal, noch einen Sue oder Dumas in unserer Litteratur zählen, sondern Schiller, dem hochherzigen Dichter der Freiheit und des Menschenideals, noch frische Kränze auf das Haupt setzen dürfen.

Beide Römer, Juvenal wie Tacitus, seufzten trostlos nach der verlornen republicanischen Freiheit Roms; beide verzweifelten an der Zukunft, die ihnen nur als Abgrund erschien, doch mehr noch Juvenal als Tacitus. Vor beiden stand das von ihnen schon angeschaute, noch als Judensecte begriffene unverstandene Christentum als ein verschleiertes, jugendliches Menschheitideal. Es sollte einst die Despotie und Lüge Roms durch die Germanen zertrümmern, deren Naturfrische und heroische Einfalt Tacitus bewunderte.

Das Christentum ... wir stehen in den Trümmern von Aquino ... ein berühmter Heiliger, der Doctor Angelicus, tritt aus den Ruinen der S. Maria Libera hervor, ein Mann in der Dominicanerkutte, Bücherrollen

unter dem Arm, von hoher, trockener Gestalt, doch gekrümmt, mit einem mächtig großen Kopf, das Gesicht dunkelbraun und runzelig, aber von weichlichem Fleisch, molli carne, quae acumen ingenii et excellentiam indicaret.

Tausend Jahre und mehr waren nach Tacitus und Juvenal vergangen, als, nicht in Aquino, sondern dort oben in der malerischen Burg Rocca Secca, Thomas im Jahr 1224 geboren ward. Dieses Castell hatte der Abt Manso von Monte Casino auf dem Berg Aspranus am Ende des zehnten Jahrhunderts gebaut. Es gehörte dann den langobardischen Grafen von Aquino aus der alten Familie Landulf. Thomas' Vater war der Comes Landulf, seine Mutter Theodora Caracciolo, sein Oheim Landulf aber Abt von Monte Casino. Als der Knabe fünf Jahre alt geworden war, brachten ihn die Eltern oben im Kloster dem S. Benedict dar, aus Eitelkeit, denn sie hofften daß er einst Abt sein würde. Es war immer Sitte bei den Benedictinern, Kinder zarten Alters unter die Mönche aufzunehmen, und sie ist es noch. Don Luigi Tosti, heute ein berühmter Geschichtschreiber Italiens, Don Sebastiano Kalefati, der gelehrte Bibliothekar, beide würdige Männer, deren Namen mancher deutsche Gelehrte mit Freude begrüßen wird, kamen schon mit acht Jahren dort oben ins Kloster. Sieben Jahre blieb Thomas dort, dann ging er nach Neapel, wo er ebenso lang Theologie studierte; er wurde Dominicaner, er studierte in Paris, er ging nach Köln Weisheit von dem Wundermann Albertus Magnus zu lernen; er ward Professor in

Neapel, und er starb als Mönch am 7. März 1274 bei Piperno im Cistercienserkloster Fossa nova, nur wenige Stunden von seiner Heimat entfernt. Dies also ist der große Mann des Mittelalters, der die Philosophie eigentlich in die Theologie einführte, oder diese zu einem philosophischen System erhob. Wenn man heute den Namen der Scholastik nennt, so denkt man nicht mit Unrecht an ein Labyrint, welches der nüchterne, kleinliche, zerteilende, wieder einschachtelnde und verdumpfende Verstand in einer öden Muße von Jahrhunderten gebaut hat. Wer wird heute noch in die „Summa" des Thomas von Aquin hinabtauchen, wer sich in diesen finstern Geisterwald wagen, in dessen Dickicht der aristotelisch-christliche Gedanken-Minotaurus liegt? Diese kolossale Gothik der Philosophie betrachten wir nun wie ein staunenswürdiges Altertum, und ihre haarscharfen Distinctionen, ihre moralischen und speculativen Untersuchungen, ihre weit von jedem Lebenszweck abliegenden Probleme beschäftigen ein praktischer oder materieller, oder im Denken freier und einfacher gewordenes Geschlecht nicht mehr. Doch vergessen wir nicht, daß auch jene Systeme Fundamente für die Wissenschaft des Denkens sind, und gestehen wir außerdem, daß der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts den höchsten Problemen, die der Geist aufwerfen mag, gerade so ratlos gegenübersteht, wie ein Scholast des Mittelalters, oder wie der erste Mensch im Paradies.

Scheiden wir denn von Aquino, froh auch solchen Boden gesehen zu haben. Wir kehren auf die Straße

von Capua zurück, von wo uns eine kleine Stunde an den Fuß des Cairo bringt; wir rollen um den Berg; das römische Amphitheater von S. Germano, diese freundliche Stadt selbst, die berühmte Burg Janula über ihr, liegt vor uns, und Monte Casino dort oben erwartet uns. Indeß es ist genug, und dieser Blätter schon zu viel. Wenden wir uns aber zurück, zu überdenken was alles der Wanderer auf einer so kurzen Wegesstrecke, als wir durchmessen haben, betrachten darf, so müssen wir den Reichtum dieses Landes bestaunen. Keines in der Welt ist so ganz von Geist durchdrungen und beseelt. Natur und Geschichte haben ihr vollstes Füllhorn über Italien ausgeschüttet, und jede Epoche hat ihre Entwicklungsformen in ihm dargestellt. Ist doch Italien die Mutter des Occidents, und die Pandora seiner Cultur, im guten wie im bösen Sinn. Wenn es sich nun immer wieder erhebt, und von den Völkern, die es zum Teil einst gebildet hat, und von denen allen es reichlich genossen, ausgebeutet, beherrscht worden ist, endlich seinen selbständigen Sitz unter den Nationen Europas begehrt, so darf man darüber sich wahrlich nicht verwundern. Ja! dies Land ist edel, und der Liebe des Menschengeschlechts wert. Selbst mitten in dem gränzenlosen Chaos der Gegenwart, bei der ekelhaften Vermischung von Trug und Wahrheit, selbst heute nicht können wir Deutsche die Stimme des wärmsten Mitgefühls für die Befreiung dieses Landes, noch werden wir je sie unterdrücken.

Die römischen Poeten der Gegenwart.

1858.

Es scheint, daß die Musen, welche Rafael in einer der Stanzen des Vatican in Gesellschaft der größten Poeten Italiens so reizend dargestellt hat, Rom nur ungern und vorübergehend zu ihrem Aufenthalt gewählt haben. Daß eine so ungeheure Stadt, wie das alte Rom, der Poesie nicht günstig sein konnte, ist begreiflich; der Lärm einer chaotischen Welt betäubte die feinen poetischen Empfindungen und forderte höchstens die Satire hervor, deren Element das Häßliche ist.

Um daher von jenen alten Zeiten zu schweigen, welche namhafte Poeten hat das christliche Rom hervorgebracht? Ich wandte mich mit dieser Frage eines Tags an einen mir befreundeten römischen Dichter, und nachdem wir die römische Abkunft der Vittoria Colonna und des Metastasio mit Vergnügen bemerkt hatten, zog mein Freund noch einige städtische Erscheinungen aus dem Dunkel hervor. Da ist Giusto de' Conti, der am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts einen Canzoniere (La Bella Mano) geschrieben hat, da ein volkstümliches Epos Meo Patacca vom Anfang des achtzehnten Säculum, und da sind aus neuerer Zeit der Improvisator

Gianni, Encomiast der Waffenthaten Napoleon's, Marsuzi, Verfasser der Tragödien Caracalla und Alfred der Große, und endlich Luigi Bondi, Uebersetzer der Georgica des Virgil.

Die Dichtkunst liebt einmal das bewegte Leben, und dies wird in Rom seit Jahrhunderten nicht mehr gefunden. Das Waffengetöse kämpfender Parteien klingt den Musen angenehmer als der dumpfe Klang von Kirchenglocken und die Litanei von Processionen; der narkotische Duft der Weihrauchwolken, welcher Rom im eigentlichen Sinn des Worts durchzieht, ist ein sehr schlechtes Reizmittel für die poetische Begeisterung. Der tiefe Ernst der Ruinen des Altertums fordert die Betrachtung des Philosophen und des Geschichtschreibers hervor, aber die Blumen der Poesie verbleichen in dem melancholischen Schatten so vieler Gräber. Die Steine sind in Rom mächtiger als die Menschen; die Vergangenheit ist riesengroß, die Gegenwart sehr klein, die Zukunft mit einem undurchdringlichen Vorhang bedeckt.

Als ich eines Abends durch Trastevere ging, hörte ich ein junges Mädchen, welches einsam auf der Steintreppe eines wüsten Hauses saß, gedankenvoll vor sich hinsingen: „O Roma antica, Roma illustre, non sei più.“ Es schien mir dieser im Munde eines Kindes sonderbare Seufzer bezeichnend für das Verhältniß der Dichtkunst zu Rom. Kann unter den Ruinen Roms ein lyrisches Talent zwanglos, lebhaft und naiv sich bewegen? oder wird es nicht von der geschichtlichen Schwermut, welche man hier auf jedem Schritt empfindet, allzusehr bedrückt werden? Es mag das letztere geschehen, und doch, auch

eine so verschleierte Muse könnte schön und erhaben sein, nicht wie jene schwülstige und rhetorische der römischen Nächte des Verri, sondern wie jene des Lord Byron im Childe Harold. Dies waren Apostrophen eines nordischen Wanderers und eines freien Mannes. Seien wir daher gerecht gegen die Römer: sie haben nicht einmal ihre Ruinen zu besingen vermocht, weil es ihnen nicht erlaubt war, den Ruin zu beklagen und auf den Trümmern der Vergangenheit über ihre Gegenwart Gericht zu halten. Sie haben endlich ihre poetischen Stoffe nicht zu benutzen vermocht.

Das Altertum, wie das Mittelalter ist voll von heroischen und tragischen Motiven von noch fortdauernd nationaler Lebendigkeit für den Römer, und ein einheimischer Dichter brauchte sie nur aufzugreifen und mit einigem Geschick zu gestalten, um eine unfehlbare Wirkung hervorzubringen. Ich dachte mir oft, wenn ich im Mausoleum des Augustus, der heutigen Correa, den Pagliazzo in einer elenden Pantomime umherspringen, oder Kunstreiter sich tummeln, oder zum Glück die von Maffei übersetzte Maria Stuart Schiller's aufführen sah, welche bedeutende Gewalt in diesem Raum ein römisches Trauerspiel Brutus oder Virginia ausüben müßte, oder wie die Römer dort von einer Tragödie Cola di Rienzo müßten electrisirt werden, dort nämlich im Mausoleum des Augustus, wo die Leiche dieses Volkstribuns einst verbrannt wurde.

Die Römer überließen es erst Shakespeare, Corneille, Racine, Voltaire, dann Alfieri, römische Stoffe für die Bühne zu bearbeiten; man sieht sie jedoch nicht

auf römischen Theatern, und unter den Büsten berühmter Männer, welche heute den schönen Garten auf dem Monte Pincio schmücken, fehlt die Alfieri's. Sie stand dort eine Stunde lang; dann wurde sie plötzlich von der Polizei abgeholt, ein Ereigniß, das ich in Rom erlebte und hier bemerke, um mir eine längere Rede über die Unmöglichkeit eines römischen Nationaldramas im historischen Stil zu ersparen.

Erwägt man endlich, außer manchen politischen und physiologischen Hindernissen der poetischen Entwicklung in Rom, den fast völligen Stillstand literarischer Cultur in dieser Stadt, den Mangel der Journalistik und der kritischen Anstalten, und die Verkommenheit des Buchhandels, der sich kaum über die Geschäfte des Antiquars erhebt, so muß jede Regung der Dichtkunst unter so ungünstigen Verhältnissen doppelter Aufmerksamkeit wert sein. Die Lust an der Poesie ging unter den Römern nie aus, denn sie lieben, wie alle Italiener, Verse, und das Volk in allen Classen der Gesellschaft verstreut Sonette und Canzonen gern mit vollen Händen, wo nur immer eine Gelegenheit sich darbietet. Wird eine Hochzeit gefeiert: Sonette — ein Kind geboren: Sonette — ein Laureatus promovirt: Sonette — eine Nonne eingekleidet: Sonette — ein Todter begraben: Sonette — das Fest eines Heiligen gefeiert: es regnet Sonette — ein Monsignore zum Bischof gemacht: er wandelt mit violetten Füßen auf Sonetten. Diese zerstreuten poetischen Ergüsse der Gelegenheit sammelten sich von jeher in Akademien, wo die Talente sich legalisirten und den Stempel einer traditionellen Reimschule empfingen. Der

furor academicus, eine Reimpest des siebzehnten Jahrhunderts nicht blos in Italien allein, sondern auch in andern Ländern, ist hier noch nicht ganz erstorben, und in Rom gibt es noch heute Arkadier, Quiriten, Tiberiner, und sogar Akademiker von der heiligen Conception, die man jedoch nicht im Sinn der poetischen Empfängniß zu deuten hat. Die Arkadia, am Ende des siebzehnten Jahrhunderts von Crescimbeni und Gravina, dem Pflegevater Metastasios, gestiftet, ist weltbekannt. Ihr Name und Symbol, eine Hirtenflöte, bezeichnet gut die unschuldigen Gränzen, in denen die Poesie der Römer ein Asyl suchte, und im Ganzen paßt sie zur Geschichte der Stadt, deren einst weltbeherrschendes Forum sich in ein Kuhfeld (campo vaccino) verwandelte, deren Campagna vor allen Toren sich, als eine große Schäferidylle, mit zahllosen Heerden bedeckte, und deren Volk endlich selbst von Eroberern der Welt zu frommen Schafen herabsank, die der Papst als guter Hirt mit dem Krummstab bewachte und unter den Ruinen weiden ließ. Zur Zeit Goethe's, welchen sie feierlich in den Chor ihrer wunderlich benamten Hirten aufnahm, genoß die Arkadia Roms noch einen gewissen Namen, heute ist sie glücklich in das Reich der Curiositäten versunken, obwol sich ihre Flöte noch bei Gelegenheiten hören läßt. Die Menge aber der in ihrem Verein entstandenen Poesien ist so erschreckend wie die Nichtigkeit der Reimereien, und durchgeht man sie, so glaubt man das tausendfache Zirpen und Schrillen von Heuschrecken im Julimonat zu vernehmen.

Obwol es nun auch heute kein poetisches Talent

unter den Römern gibt, das nicht nach alt hergebrachter Sitte sich in die eine oder die andere Akademie einfangen ließe, wo ihm doch Gelegenheit geboten wird, in einem großen Saal sich hören zu lassen, so haben jene Reimschulen doch den herrschenden Einfluß verloren. Ein neues Geschlecht strebt nach eigener Gestalt und Geltung auch in Rom. Erwachsen unter den Bewegungen der verflossenen Decennien, welche die Römer aus ihrer Lethargie aufgerüttelt haben, teilt es die Hoffnungen der Zeit, und versucht es auch in Rom unter den schwierigsten Umständen eine Regeneration der Poesie, welche nur möglich ist, wenn das dichterische Talent, statt die veraltete Livree der Sonettisten zu tragen, sich in eine neue, lebendige und ungekünstelte Form kleidet. Die Grundstimmung dieser jungrömischen Schule, von der ich hier sprechen will, ist vorwiegend die lyrische Gefühlspoesie. Die realistische oder politische Muse, durch die voraufgegangenen Ereignisse heftig hervorgefordert, muß in Rom schweigen, und dies betrachte ich nicht einmal als ein Unglück, denn es wird dadurch Unreifheit des Urteils und banale Phrase vermieden. Eine bedeutende und originelle Stimme aber, wie die des Florentiners Giuseppe Giusti, kann in Rom nicht vernommen werden. Was sich in diesem Sinn dort regt, sucht, niedergehalten wie es ist, seinen Ausfluß in allgemeinen Betrachtungen, und diese räsonnirende Lyrik ist größtenteils ein Reflex von den Dichtungen Leopardi's, selbst ein Wiederklang von englischem und deutschem Weltschmerz.

Der Einfluß Leopardi's auf junge Dichter (sie schwärmen für jenen unglücklichen Poeten) ist groß, doch schwer-

lich heilsam. Seine strenge klassische Form und schöne Sprache mag als Muster des Stils fördern, aber die Phantasie schöpft wenig aus einem Dichter, der ohne Bilder und Metaphern nur mit dem Gedanken dichtet, und das Herz wird durch den trostlosen Nihilismus einer edeln, hoffnungslos verzweifelnden Seele nicht empor gehoben. Leopardi's Poesie ist der herzzerreißende Schrei nicht allein seines Landes, sondern auch des Individuums, das sich gegen ein persönliches Schicksal sträubt, welches fast eine Ausnahme zu nennen war. Seine Lebensansicht aber ist die schlechteste Schule für ein mit der Welt kämpfendes Talent. Man darf den italienischen Poeten dasselbe in Betreff Byron's, Shelley's und Lenau's sagen, weil in ihrem südlichen Naturell nicht das Gegengewicht jener Ironie oder jenes Humors liegt, welcher den Nordländer am Ende doch über den Schmerz erhebt. Denn die Natur des Südens hat äußerst scharfe Conturen und die Extreme lassen hier schwer die Vermittlung zu, die das Wesen der nordischen Sentimentalität im besten Sinn des Wortes ausmacht.

Es ist nun immer überraschend zu bemerken, daß in die Poesie der heutigen Römer das germanische Element einzudringen strebt. Während die Neapolitaner sich eifrig an die deutsche Philosophie machen und Kant, Hegel und Schelling studieren, hat das Studium der deutschen Dichtung in Nord- und Mittelitalien einen starken Aufschwung genommen. Maffei's treffliche Uebersetzungen haben Schiller nicht allein auf den Bühnen, sondern auch in den Häusern Eingang verschafft, und die besten modernen Lyriker, Heine, Lenau, Uhland, sind in Rom

nicht unbekannt. Mehrere der gegenwärtigen Poeten Roms sprechen oder verstehen die deutsche Sprache und lesen unsere Dichter im Original. Was sie zu ihnen hinzieht, ist der lebhafte Gegensatz zu der kalten und gekünstelten Sonettenpoesie und den geistreichen Concetti; es ist das musikalische Leben des Gefühls, das warme lyrische Herzblut, das Sentiment, der glücklich empfundene Augenblick; es ist der psychologische Reichtum innerer Seelenzustände, die wir bis in die kleinsten Fasern erfassen und in ihren Erscheinungen entfalten, und es ist endlich der pantheistische Cultus der Natur. Dieses elementarische Wesen bringt einen Reiz auf die Italiener hervor, deren Gefühlsweise in so ganz andern natürlichen Bedingungen ruht. Die Form der italienischen Poesie, schön, klar, straff und plastisch wie ihre Sprache, ordnet den Inhalt unter, während bei uns die Seele des Gefühls über die Schranken der Form sich zu ergießen strebt. Harmonie ist das Wesen jener, Melodie das Wesen unserer Poesie, welche die am meisten liederreiche unter den Völkern ist. „Die Sehnsucht", so sagte mir ein römischer Poet, „das ist es, was die Deutschen in ihrer Lyrik auszeichnet und was unsere Poesie erfrischen würde, wenn wir diese Weise des Empfindens in sie aufnehmen könnten."

Don Giovanni Torlonia richtet in einem seiner Gedichte folgende Verse an die Römerin Teresa Gnoli:

E delle idee Germaniche
Seguendo il volo, libero, sublime,
Prendi soggetto alle tue nuove rime.

(Folgend dem Flug der deutschen Ideen,
Dem freien und hohen, entlehne
Dort die Stoffe für neue Gesänge.)

Don Giovanni gehört zu den wenigen römischen Aristokraten, die aus innerer Neigung die Wissenschaften cultiviren. Es gibt deren einige in Rom, welche kenntnißreiche und thätige Männer sind, wie der Prinz Gaetani, Herzog von Sermoneta, aus dem berühmten Geschlecht Bonifacius VIII. Wenn man weiß, wie wenig der Zustand römischer Gesellschaft geistigen Interessen förderlich ist, so sind dergleichen Männer des Lobes wie des Dankes ihrer Vaterstadt in hohem Maße wert. Torlonia, vielseitig und gelehrt gebildet, ist eifrig bemüht, die lang vernachlässigte schöne Literatur in Rom wieder zu Ehren zu bringen. Es gehört dort, und namentlich in der Aristokratie, heute ein gewisser Mut dazu, den Titel eines „Poeten" zu führen. Die Zeiten der Vittoria Colonna und Leo's X. sind vorüber, und die arkadischen Reimereien haben das ihrige gethan, mit der Poesie auch den Poeten die Achtung der Gesellschaft zu entziehen. „Er ist ein Dichter", so sagen noch heute die Römer, um einen Menschen zu bezeichnen, welcher statt die vocatur oder ein anderes Geschäft zu betreiben, Tage ungefähr damit hinbringt, Fliegen zu fangen und sie dann zum Verkauf auszubieten.

Don Giovanni ist Mäcen und Poet zugleich, und jenes im heutigen Rom zu sein, ist ein noch größeres Verdienst, als Verse zu machen. Die jung-römische Poetenschule, von ihm angeregt und befördert, versammelt sich um ihn als eine freie und zwanglose Akademie zu gegenseitiger Ermunterung. Ich nenne nur die hervortretenden Talente, welche sich bereits in selbständiger Weise bemerklich gemacht haben: Fabio Nannarelli,

Ignazio Ciampi, Paolo Emilio Castagnola, Giambattista Maccari, und die Dichterin Gnoli. Es hat sich diese Poetenschule unter den Auspicien Torlonia's eben erst ein Organ erschaffen, dessen Fortgang für die schöne Literatur Roms von Bedeutung zu sein verspricht. Dies ist die „Strenna Romana". Mit dem Wort Strenna bezeichnet man in Italien das, was bei uns ein Musenalmanach ist. Der römische, herausgegeben von Torlonia und Castagnola, erschien zum erstenmal zu Neujahr 1858. Er enthält Poesien jeder Gattung, und schließt auch die Prosa nicht aus; so bringt er unter anderm ein Fragment der Chronik von Viterbo des Niccola della Tuccia, welches Ciampi abdrucken ließ. Diese Vermischung von historischen Schriften mit lyrischen Poesien ist nicht zu loben, da sie den Begriff des Musenalmanachs aufhebt, und ich spreche meinen römischen Freunden den Wunsch aus, dergleichen nicht belletristische Teile abzusondern und als ein selbständiges Heft herauszugeben. Uebrigens erklärt sich solcher Charakter aus dem Mangel an Journalen, wie aus dem Wesen der römischen Akademien, wo von Alters her wissenschaftliche Discurse mit dem Vortrag von Poesien wechseln, und von denen auch die Musenalmanache nur ein Reflex sind.

Es charakterisirt die literarischen Zustände Roms, daß die Strenna Romana nicht in der Stadt verlegt worden ist, sondern nach Florenz in den Verlag von Le Monnier auswandern mußte. Ueberhaupt haben sich alle diese römischen Poeten unter die Florentinische, rühmlichst bekannte Firma geflüchtet, und ihre Poesien sind dort in besondern Heften gedruckt worden.

Ich beginne mit den Gedichten des Don Giovanni Torlonia („Poesie“, Florenz 1856), ein Büchelchen von nur 66 Seiten, und an Umfang das kleinste von allen übrigen. Reine und schöne Sprache, durchaus lyrische und musikalische Empfindung, entschiedene Neigung zur idyllischen Natur. Die Muse Torlonia's ist von deutscher Lyrik beseelt. Eine große Zahl seiner Lieder sind entweder Variationen zu deutschen Texten, oder Nachbildungen deutscher Gedichte. Er würde Heine oder Lenau vortrefflich in das Italienische übersetzen, wenn die Kühnheit der deutschen Metapher sich in der knappen und formstrengen italienischen Sprache wiedergeben ließe. Aber dies ist schwer und oft geradezu unmöglich, und ich erinnere mich der Versuche, die ich mit einem Poeten machte, einige Lieder Lenau's, welche ihn entzückten, ins Italienische zu verwandeln. Was im großen, freien deutschen Element sich schön ausnahm, wurde im italienischen schwülstig, ja absurd und unerträglich. Wenn Lenau zum Beispiel sagt: „Der Frühling wirft die Lerchen, seine Singraketen in die Luft“, so widerstrebt dieses schöne Wagniß keineswegs unserer deutschen metaphorisirenden Bildkraft; sollte aber ein italienischer Poet vor einem Publikum recitiren: la primavera slancia le lodole, i suoi razzi di canto, per l'aria, so würde er ohne Zweifel ein unauslöschliches Gelächter erregen. *)

*) Ich bemerke, daß der römische Marchese Capranica Lenau's Albigenser und Savonarola übersetzt hat; aber diese Versionen sind noch nicht edirt.

Torlonia hat unter anderm Lenau's „Vergangenheit" (Hesperus, der blasse Funken) übersetzt:

Oh quanto melanconico
E d' Espero il fulgor,
Quando scintilla languido
Tra il giorno che si muor!

Le nuvolette, simili
A impalliditi fior,
Sembra che un serto intreccino
Al giorno che si muor.

Del cuore umano i gemiti
Ma le sue gioie ancor,
Al muto avello scendono
Col giorno che si muor.

Ich setze den letzten Vers des Lenau'schen Gedichts darunter:

Friedhof der entschlafnen Tage,
Schweigende Vergangenheit,
Du begräbst des Herzens Klage,
Ach, und seine Seligkeit.

Die Verse Torlonia's sind vortrefflich, aber sie drücken das Sentiment nicht völlig aus, und doch ist jenes Gedicht Lenau's eines von denen, die sich am besten ins Italienische bringen lassen. Die Uebersetzung aber diene zum Beweise, mit welcher Grazie und Leichtigkeit Don Giovanni den Vers handhabt. Er hat auch die „Blumenmalerin" Lenau's geschickt nachgebildet; von Heine das Lied: „Ich liebe eine Blume"; von Goethe „Das Blümchen Wunderschön" nachgeahmt. Seine botanischen Studien in der Campagna Roms scheinen ihm eine Vor=

liebe für diese Blumenpoesie gegeben zu haben, und so finden sich auch in der Strenna von ihm manche gute Lieder auf die Blumen des römischen Feldes. Für die Italiener haben dergleichen Poesien etwas Volkstümliches, denn sie besitzen eine eigene Gattung von Blumen-Ritornelli, welche vom Volk überall gesungen werden. Torlonia gibt endlich auch eine Nachahmung von Geibel's „Der Dichter und die Natur", und ein sehr zierliches Gedicht „Racconto", wozu er den Stoff einer englischen Ballade entlehnte.

Wir finden also in dieser römischen Poesie die Blumen unserer deutschen Romantik wieder. Es scheint, als hätte die Tramontana ihren Samenstaub von den grünen Bergen Schwabens auf die finstern Trümmer des Capitols und der Kaiserpaläste hinübergetragen. Dieses Verhältniß von Rom zur deutschen Lyrik, unschuldiger als jenes von Rom zum deutschen Kaisertum, ist interessant genug. Indem es Torlonia offen ausgesprochen hat, ist er sich bewußt, daß Keime des deutschen Gesanges seiner heimischen Lyrik zur Belebung dienen können. Ein Oleanderbaum trägt freilich nur Oleanderblüten, und ein Lindenbaum nur Lindenblüten; es wäre vergebens, einen auf den andern pfropfen zu wollen. Der Genius der Italiener wird von dem der Deutschen immer grundverschieden sein, und weil die Lyrik am reinsten das innere Seelenleben eines Volks ausspricht, kann sie ursprüngliche Elemente nicht ungestraft vermischen. Don Giovanni ist weit entfernt davon, dies zu wollen, und sein Verdienst, auf die deutsche Weise aufmerksam zu machen, ist ein Verdienst literarischer Cultur.

Da sich die Nationalgeister heute an tausend Punkten berühren, sind solche Annäherungen sehr erklärlich, die Einflüsse möglich, wenn sie auch nicht tiefer gehen, als bis zur leichtern Färbung.

Fabio Nannarelli („Poesien", bei Le Monnier, 1853 und 1856) ist ein Poet von nicht gewöhnlichem Talent und einer schönen Zukunft gewiß; ein edler, dem Wahren zugewandter Sinn, der es mit dem Leben wie mit der Poesie ernst meint, und überhaupt muß von dieser ganzen jungrömischen Schule bemerkt werden, daß nicht eine Spur von frivoler Koketterie in ihr gefunden wird. Nannarelli, mit der deutschen Literatur vertraut, ein Verehrer Schiller's und Lenau's, über welchen er eine Abhandlung geschrieben hat, hat deutsche Elemente am tiefsten in sich aufgenommen, und seine Muse trägt in sich selber einen dem germanischen Wesen verwandten Zug. Seine Grundstimmung ist melancholisch, ernst und sehnsüchtig. Es ist ein Todeshauch in seiner Poesie, der von der Pyramide des Cestius ihn angeweht zu haben scheint, in deren Schatten Jung und Shelley schlafen, große Genien poetischer Reflexion, der römischen Erde so innerst fremde Fremdlinge. Die Ungenüge eines mißgestalteten Lebens, die völlig zu empfinden ein Römer von heute mehr Gelegenheit hat, als ein Engländer und Deutscher, treibt Nannarelli in die Einsamkeit des Grübelns, und sie zwingt ihm einen Cultus des Schmerzes auf, der von Sentimentalität nicht frei ist. Ueber den Widersprüchen zwischen der Sehnsucht und dem Leben, welches des idealen Vorstellens spottet, sich zu erhalten, erfaßt er mit Liebesglut die heilende Natur, wie ein

Deutscher, und sucht er sich zu der Anschauung der ewigen Harmonie des Universums als Philosoph zu erheben. Das Motto aus Tiedge:

> Suche Hoffnung, Trost und Ruh', und falle
> Weinend in die Arme der Natur,

welches er einem seiner Gedichte vorgesetzt hat (wie er andere Sprüche aus Schiller und aus Shakespeare's Hamlet nahm), bezeichnet durchaus die innere Richtung seines poetischen Naturells, aber auch die Verirrung in ein träumerisches Wesen, das dem Schmerz die schöne Körperlichkeit raubt und Gedicht und Dichter bisweilen in das nebelhafte Reich der Schatten hinunterzieht. Ich finde dies klar in dem Gedicht: „Eine Stimme und der Dichter", ausgesprochen. Die Stimme ruft: Was sinnst du, Dichter, so nachdenklich? Schmücke dir frisch die Stirn mit dem Kranz der Liebe. — Der Poet: Die Liebe war ein Traum, er verblühte wie die Rosen. — Stimme: So wende dich an die Natur! — Poet: Es erhebt sich aus ihr nur Seufzerschall. — Stimme: So wende dich ans Wissen. — Poet: Die Seele schaudert vor dem Licht der Wahrheit, sie faßt es nicht. — Stimme: Was bleibt dann noch übrig? — Poet: Die Lust der Tränen und das Ausruhen im Mysterium des Grabes. — Man sieht, wohin diese Skepsis führt; die Natur, in deren Armen der Dichter Heilung suchte, wird ihm zu einem seufzenden Gespenst, und er selbst wiegt sich in wesenlose Todessehnsucht ein. Die Sentimentalität eines Jacopo Ortis ist einigermaßen verzeihlich, weil sie doch mit Bewußtsein auf dem Grunde des Nationalunglücks ruht, das ein patriotisches und

zart organisirtes Gemüt im Tiefsten erschüttert; doch die melancholische Selbstvernichtung und die Verleugnung aller gesunden Praxis ist nicht erträglich, wenn sie nur als lyrisches Fühlen in den gestaltlosen Lüften schwebt. Der romantische Cultus des Schmerzes scheint wie eine Cholera durch die Literaturen zu wandern; unter den Römern aber nimmt er sich seltsam aus. Mögen sich die Poeten Roms vor der Ansteckung bewahren, sonst erleben wir es noch, daß der Geist Werther's im Mondscheindämmer des Colosseums mit Förster's Reisehandbuch unter dem Arm spazieren geht. Zwischen dem Schmerz und dem Mysterium des Grabes steht immer, selbst für einen unglücklichen Römer von heute, das Wissen und die Arbeit. „Travailler sans raisonner", sagt der Philosoph Martin zum großen Philosophen Pangloß, „c'est le seul moyen de rendre la vie supportable", und wenn die römischen Poeten sich zu einer ihnen nicht nationalen Sentimentalität verführen lassen, so mag man ihnen mit Recht zurufen: „Cela est bien dit, Romains, mais il faut cultiver votre jardin!"

Indeß der Dichter erhebt sich durch die Kraft seiner Natur glücklich über diese modischen Anwandlungen nervöser Abspannung in das sonnenklare Reich des Schönen, und läutert seinen Erdenschmerz an der Betrachtung der ewigen Gesetze des Alls. Sein schönstes Gedicht, dessen sich Terenzo Mamiani nicht würde zu schämen brauchen, ist Vignanello. Er befindet sich an jenem reizenden Orte des ciminischen Bergwaldes bei Viterbo, und in das Anschauen der großen und blütenvollen Natur versenkt, schlägt er seine Harfe in starken und reichen Tönen.

Der erste Teil dieses längeren Gedichts, „Venere e Sirio" überschrieben, ist eine treffliche Variation von Naturbildern und philosophischen Betrachtungen, und indem jene beiden Sterne, wahre Nachtsonnen am Himmel des Südens, mild und ruhig auf ihn niederblicken, ruft ihm der eine zu: „liebe!" — der andere aber: „denke!" Er spricht damit die beiden Mächte aus, welche die moralische Welt durchströmen und regieren, und wodurch das Körperliche mit dem Intelligibeln in Harmonie gebracht wird. Die sanfte pantheistische Melancholie des Gedichts thut wol, weil sie selbst der Ausfluß versöhnten Gefühles ist, und der Geist nicht mehr als ein zufälliges Atom des Schmerzes an sich verzweifelt, sondern im Wesen der Gottheit sich befreit und begriffen weiß, wo più aperto svelasi l'eterno amor.

Jedesmal wo der Poet die Region des unbestimmten Fühlens verläßt und sich an ein Reelles anlehnt, ist er glücklich. Die Klage „a un bambino" beim Anblick eines spielenden Kindes, ist wunderschön, und zu dem Seufzer:

Die Pfade des Lebens sind erst mit Rosen bestreut,
Mit Rosen darauf und mit Dornen, dann nimmer mit Rosen,

haben wir nichts hinzuzufügen, als den Seufzer der Bestätigung. Ein anderes Gedicht: „La viola dell' adio", ist nicht minder reizend, die Klage eines Mädchens über einem Veilchen, das ihr Geliebter ihr gab, als er in den Krieg zog. Die zarte Innigkeit und Reinheit des Gedichts erinnert an Chamisso.

Nannarelli ist in jüngster Zeit auch mit einem kleinen Epos „Guglielmo" in versi sciolti aufgetreten. Er

behandelt darin die Geschichte einer unglücklichen Liebe, und versichert, daß ihr ein wahres Factum zu Grunde liege. Guglielmo, durch politische Verhältnisse gezwungen, in der Werkstatt eines Bronzegießers ein Asyl zu suchen, liebt die Tochter seines Meisters; er stellt ihr schönes Antlitz glücklich in Erz dar; wir finden ihn über dieser Arbeit, und erfreuen uns an einer wahrhaft gelungenen Scene. Aber was der Dichter in diesem vortrefflichen Eingang verspricht, erfüllt er nicht; es kommt nirgends zum Fortschritt der Handlung. Daß ein junger Mann ein Mädchen liebt, ohne von ihm wieder geliebt zu werden, mag ein Unglück sein, ist aber noch keine Tragödie. Wenn er sich darüber das Leben nimmt, können wir seine Schwäche nur beklagen, sobald dieser äußerste Entschluß nicht durch tragische Verwicklungen von Schuld und Irrtum motivirt ist; wenn er aber gar in den Hochzeitsaal seiner Geliebten stürmt und sich vor ihren entsetzten Augen in der Raserei ersticht, so werden wir gestehen, daß er weder das Mädchen wahrhaft liebte, noch von ihm geliebt zu werden verdiente. Eine grelle That nur barbarischer Passion verrät ein ungebildetes Gemüt, und mag sie immerhin im wirklichen Leben sich ereignet haben, sie fällt ohne Frage aus dem Bereich poetischer Darstellung. Obwol sich auch in diesem verunglückten Versuch die poetische Kraft nicht verläugnet, so möchte er doch darthun, daß der Dichter weniger für epische oder dramatische Poesie begabt sei. Er besitzt in hohem Grade die Eigenschaften, welche einen hervorragenden Lyriker verheißen, Schwung der Phantasie, Bildkraft, Wärme des Gefühls, Kraft in der

Reflexion; sein Geist ist durch Studium und Nachdenken genährt, und unfähig sich in klingenden Phrasen zu genügen. Dieses schöne Talent kann eine Zierde Roms sein, wenn es sich vor Abwegen bewahrt und wenn es, den wahren Quellen der Poesie, der inneren Erfahrung im Leben nachgehend, sich daran erkräftigt, der Phantasie verbietet, in der Sphäre des Abstrakten zu weit umherzuschweifen, und endlich den innern Drang des Gemüts an das Ereigniß und das Gestaltete wendet.

Ein heiterer, begabter Dichter von romantischer Färbung ist Ignazio Ciampi. Ihm gelingt ein sangbares und melodisches Lied sehr gut, wie das folgende, die Fata Morgana:

Die Erde der Sel'gen
Zu suchen, mit Mut
Vertraut' ich dem Schiff mich
Und wallender Flut.

Da lachte ein Ufer,
O lachender Hohn!
Schon weiter und weiter
Mir war es entflohn.

Ich ahnte der Zukunft
Verworrenen Lauf,
Der graue Pilote
Versetzte darauf:

Ihr sahet die Fata,
Sie lachte, denn wißt:
Auf Erden die Erde
Der Sel'gen nicht ist.

Ciampi hat eine bewegliche Phantasie, angenehme Sprache und leichte, gefällige Bilder. Manches gute

Lied wird eine vermehrte Ausgabe seiner Gedichte bringen; die vorliegende enthält nur einen geringen Teil seiner lyrischen Poesien, und merkwürdigerweise auch Nachahmungen russischer Lieder. Die russische Sprache, für die Römer Sprache absoluter Barbarei, ist freilich nicht nach Rom eingedrungen; Ciampi hat sich nur Lieder Puschkin's von einem Freunde in italienische Prosa übersetzen lassen und diese dann in Verse gebracht, um seine Landsleute zu überzeugen, daß auch unter dem Bärenpelz ein poetisches Herz schlagen kann. Auch diese Erscheinung, welche vor Jahren in Rom unerhört gewesen wäre, ist ein Beweis mehr von der allgemeinen Circulation der europäischen Literatur. Rom ist im Winter ein Hotel aller Nationen; alle Sprachen werden dort vernommen, alle Literaturen dort aus der Fremde hinübergeführt: kein Wunder, wenn in dieser Weltstadt der Einfluß des Nichtnationalen sich geltend zu machen beginnt. Es mag immerhin dazu beitragen, den heimischen Horizont zu vergrößern; nur ist nicht jede Nationalität fähig, eine belebende Wirkung auszuüben, und es gibt keine, welche von dem italienischen Naturell weiter entfernt wäre, als die russische. Solche Versuche, wie Ciampi machte, sind daher nur als ein literarisches Curiosum zu betrachten. Ein größeres Verdienst würde sich der römische Dichter um seine Nation erwerben, wenn er fremde Poeten einführte, deren Gedichte entweder eine innere Vermittlung zu seiner Heimat haben, oder einen absolut classischen Wert besitzen. Da er mit großer Gewandtheit die Ottava rima handhabt, so würde er wol geeignet sein, den Childe Harold gut zu übersetzen.

Ciampi hat seine Begabung für die Romanze in Stanzen wiederholt gezeigt. Zwei Novellen in Versen, „Serena“ und „Stella“, sind von ihm geschrieben, die erste in drei, die andere in fünf Gesängen. Jene ist einer toscanischen Legende, diese einer normännischen Sage entlehnt; beide sind durchaus romantischer Natur, Liebesgeschichten mit abenteuerlichen Schicksalen und phantastischen Scenen. Der erzählende Ton ist leicht und fließend, die Schilderungen, namentlich in der Stella, die einige gute Partien enthält, sind warm und lebhaft. Indeß unsere Zeit hat für dergleichen ritterlich-phantastische Gemälde den Sinn verloren. Es thut Realität not und psychologische Vertiefung in die Charaktere. Es scheint, daß die Italiener für Ballade und Romanze nicht glücklich begabt sind, ich kenne wenigstens keine gelungenen Versuche der Art in ihrer Literatur, und ich nehme den Venetianer Carrer nicht aus. Novellen in Versen endlich mißraten, weil sie eine Zwitterhaftigkeit an sich tragen. Es kommt darauf an, daß Ciampi einen Stoff auffinde, der seinem Erzählertalent so angemessen sei, wie dem Verständniß der Zeit, und ich meine, er wäre wol geeignet, Novellen in Prosa aus dem Leben Roms zu schreiben; er würde damit ein Feld cultiviren, das in seiner Vaterstadt bisher völlig vernachlässigt ist.

Theresa Gnoli, eine Römerin, deren Gedichte dem Musenalmanach zur Zierde gereichen, besitzt ein wahrhaftes poetisches Talent, das sich bereits in weiten Kreisen Anerkennung erworben hat, ein ernstes und sinniges Gemüt, welches in schönen Formen sich ausspricht. Patriotismus belebt ihre Muse, die sich unter

die Männer wagt, im Namen der Frauen des Vaterlandes ihre Gaben auf den Altar der nationalen Cultur niederzulegen. Die Frauenliteratur, in England, in Frankreich, Amerika und Deutschland so zahlreich und von einem Einfluß auf die Gesellschaft, wie er zuvor noch niemals erlebt worden, ist im heutigen Italien glücklicherweise sehr klein. Der männliche Geist scheint in Europa, was die poetische Production betrifft, heute den Frauen das Feld zu überlassen, oder mit ihnen nur in der Gattung des Romans zu wetteifern; nur in Italien sind die Frauen noch nicht hervorgetreten. So wunderlich es nun für alle diejenigen klingen mag, welche nicht Jahre lang mit den Italienern verkehrt haben, so ist es doch wahr, daß die Frauen nirgend in Europa häuslicher leben und mehr die Oeffentlichkeit scheuen, als in diesem Lande. Ihre Erziehungsanstalt ist noch größtenteils das Kloster; ihr Anteil an den öffentlichen Fragen der Gesellschaft und des Staats ist der bescheidenste, den man sich denken kann. Es gab im energischen und romantischen Mittelalter einige Frauengestalten, welche die großen Dichter Italiens als ihre Musen öffentlich feierten; dies war ein poetischer Madonnencultus, denn sie stellten, namentlich Dante und Petrarca, Frauen in den Mittelpunkt ihrer Dichtung als die mystischen Sonnen, von denen diese ihr poetisches Licht erhielt. Später, aber nur im verdorbenen Zeitalter der Lucretia Borgia, sangen und dichteten die Damen selbst, und es ist merkwürdig, daß es gerade Rom war, wo die berühmteste Dichterin der Italiener herstammte, zugleich das ausgezeichnetste poetische Talent unter den Römern

überhaupt. In neuern Zeiten glänzten noch hie und da Frauentalente in Rom durch die Gabe der Improvisation, keines durch selbständige Leistungen von künstlerischem Wert.

Es wäre ungerecht, die Poesien der jüngsten römischen Dichterin in Parallele mit den Gesängen der Vittoria Colonna zu beurteilen. Im Gegenteil ist es sehr rühmlich, daß Fräulein Gnoli nicht den Spuren ihrer Vorgängerin nachgeht, daß sie jene metaphysischen Sonette auf Goldgrund nicht nachzuahmen sucht. Ihre Poesien sind völlig zwanglos ihr eigen. Sie wendet sich nur bisweilen erinnernd in das Vergangene, und sie hat in einem ihrer besten Gedichte, „Begegnung der Beatrice und Laura im Paradiese“, die Schatten dieser beiden berühmten Musen mit ächt weiblichem Sinn herauf beschworen. Schwesterlich tauschen sie ihre Reden und Erinnerungen aus und schweben dann als zwei Sterne durch das Paradies:

Nova traciando via
Di luce e d'armonia.

Gleiche Auszeichnung verdient ein Gedicht auf die Katakomben Roms, dieses ungeheure Schattenreich der Vergangenheit, ein Labyrint der Zeit, das Tod und Geschichte unterhalb Roms in langen Jahrhunderten gedichtet haben. Die Schilderungen der Dante'schen Unterwelt sind nicht schauerlicher als diese Martergrüfte Roms, wo das Fackellicht endlose Gänge aus schwarzem Tuff, Sarkophage, leere Nischen, Knochen, byzantinische Gemälde, Inschriften überflackert, und Dante selbst würde, um sich in diesem Tartarus zurecht zu finden,

einen Virgil zum Führer gebraucht haben. De Rossi, der gelehrte Epigraphiker, ist jetzt der Virgil jener Unterwelt, und beim Lesen des Gedichts von Fräulein Gnoli erinnere ich mich gern, daß ich eben in Gesellschaft dieser Poetin und der neapolitanischen Improvisatrice Giovanna Milli unter de Rossi's Führung einen Teil der Katakomben durchwanderte, „Hierusalem civitas et ornamentum martyrum Domini“, wie das Motto des Gedichts (eine alte Inschrift aus dem dritten Jahrhundert) es sagt.

Fräulein Gnoli läßt unmittelbar auf die Nacht der Katakomben den Hymnus des Homer „An die Sonne“ folgen, und befreit uns wolthätig aus dem Schauder der Finsterniß durch den Anblick des Urquells alles Lichts und aller Intelligenz. Ein religiöser Genius spricht sich rein in diesen Gesängen aus, und es scheint, daß die eigentliche Kraft der Dichterin in dem Hymnischen und Contemplativen bestehe. Sie versuchte sich mit weniger Glück in einem lyrischen Drama, „Torquato Tasso in Sorrent“. Dieses melodramatische Genre ist nachgerade ungenießbar geworden, und selbst Pastor Fido und Aminta zwingen uns kein Lächeln mehr ab. Nur aus den Händen eines Dichters, dem in ausgezeichnetem Maße dramatische Kunst und lyrischer Zauber eigen ist, kann ein gutes Melodrama hervorgehen, und so ist „Echo und Narciß“ von Calderon die schönste Erscheinung unter allen diesen schäferlichen Singspielen. Wenn man den guten Chorgesang im Eingange des „Tasso in Sorrent“ ausnimmt, so zerfällt das Uebrige in ein nichtiges Spiel, und die Figur des großen Poeten, der,

seine Heimat und seine Schwester zu überraschen, selbst in einer schäferlichen Verkleidung auftritt, sinkt mitten unter diesen Hirten, die doch weder sein Genie noch sein Schicksal zu fassen im Stande sind, zu einer Marionette herab. Der Gedankengehalt aber ist schon um des idyllischen Apparats willen unbedeutend, und das ganze Gedicht möchte nur das Verdienst des Beweises haben, daß diese unnatürliche Gattung völlig abgestorben sei.

Paolo Emilio Castagnola und Giambattista Maccari. Ihre Musen sind einander verwandt. Wir finden auch in ihren Poesien die unvermeidliche Klage über die Misèren der Gegenwart; die krankhafte Lebensanschauung Leopardi's, daß es auf Erden nichts Reelles als den Schmerz gebe (tutto fuorchè il duolo è vano) hat auch diese Herren angesteckt, jedoch ist sie ihnen nur angeflogen, wie der Geruch des Moschus sich an die Kleider gesunder Menschen heftet, die durch das Haus eines Sterbenden gegangen sind. Im Grunde sind beide Poeten frische Naturen, und sie würden mit männlicher Energie nicht eingebildete Schmerzen der Jugend, sondern die wirklichen Leiden ihres Vaterlandes aussprechen, wenn sie ohne Furcht vor dem Exil es thun dürften. In beiden läßt sich ein tüchtiger Sinn für das Geschichtliche und Reelle erkennen. Castagnola hat das tragische Ende Conradin's, seine verräterische Gefangennahme im Schloß Astura am römischen Meer und seinen Fall in einer Romanze „Emellina“ besungen. Dies ist der Name der jungen Tochter Frangipane's, welche, in dem einsamen Castell zwischen Himmel, Wald und Meer erzogen, den jungen Conradin erblickt, liebt und

vergebens zu retten sucht. Der Stoff ist recht gut, das Gedicht ist es nicht immer. Die Ottave ist nicht edel genug, sie schwankt zwischen dem cultivirten Stil und dem Volkston der Chronik, die Charaktere sind zu sehr in romantische Schwärmerei aufgelöst. Doch gibt es in diesem Epos einige Stellen von lyrischer Schönheit, so namentlich der Abschied Emellina's. Sie sitzt träumerisch in ihrem Turmgemach, die Harfe in der Hand; ihr präludirender Ton erweckt einen Vogel im nahen Walde, sie lauscht dessen Klagen, und ihre erwachende Seele stimmt nun selbst einen schwermütigen Gesang an.

Wenn sich Castagnola hie und da zu einem Gesang von wirklich politischem, auf die Gegenwart bezogenen Inhalt hinreißen läßt, so spricht Giambattista Maccari seine Gedanken noch freier aus. Der politischen Muse wird in Rom einigemal des Jahres Gelegenheit geboten, sich hören zu lassen. Wenn der fabelhafte Geburtstag der ewigen Roma in den Akademien der Stadt gefeiert wird, so erheben sich dort die Poeten in Schmerz, und die Cardinäle haben sich auf ihre Sonette gefaßt zu machen. Eine andere Gelegenheit, in Versen kühn zu reden, ist der Todestag des Tasso, eine dritte die Preisverteilung in den Akademien der bildenden Künste. Es gibt daher keinen Poeten in Rom, der nicht diesen Festen ein patriotisches Wagniß widmete, und es geschah wegen eines solchen Gedichts auf die Gründung Roms, daß sogar der Verkauf der völlig unpolitischen Poesien Torlonia's dort verboten wurde. Recht tüchtige Verse schrieb Maccari für jene Gelegenheiten. Seine Stanzen: „Nel dì natale di Roma“, reden

eine kräftige Sprache. Er ruft den römischen Männern zu:

O Bürger, die ihr hinter euch gelassen
Des Ruhms erhab'ne, herrliche Ruinen,
Die nutzlos meine Klagen nur umfassen,
Wenn sie in Schmerzensnächten mir erschienen,
Für euch nur öde Prunkgemächer passen,
Die ihr durchgähnt mit arroganten Mienen;
Dort prahlt die Dummheit auf den weichen Kissen,
Dieweil verachtet und verbannt das Wissen.

Und den römischen Frauen:

O Frauen ihr, jetzt gebt ihr hin euch denen,
Die reich an Ländern nur und goldnen Scherben;
Jetzt sinnt ihr nur darauf, wie euren Söhnen
Ihr eitle, todte Schätze mögt erwerben;
Indeß die zarten Kinder sich an Schein gewöhnen,
Und frühe durch Unwissenheit verderben.
Es sprießt der Nachwuchs auf im Unverstande,
Und seine Frucht in Zukunft ist die Schande.

Nicht minder energisch sind Maccaris Sonette bei Gelegenheit der Preisverteilung an die Künstler. „Italien", ruft er aus, „deine stolzen Monumente sind nur stumme und nutzlose Steine, wenn du deine heimische Schule nicht mit hochherzigen Geistern neu belebst. Verflucht sei der, welcher dich mit der großen Vergangenheit schmeichlerisch tröstet! Denn was hilft es euch, ihr entarteten Enkel, mit dem Ruhm eurer Ahnen zu prunken, wenn ihr selbst in der Welt unbekannt geblieben seid?"

Che vi giova, o degeneri nipoti,
L'andar superbi della gloria avita,
Se fatti siete a tutto il mondo ignoti!

Solche männliche Stimme der Wahrheit nimmt sich in den Ruinen Roms gut aus, und die römischen Epigonen mögen ihrem entrüsteten Poeten danken.

Maccari wendet sich mit lebhaftem Schritt in die Gegenwart, und von gähnenden Ruinen und Palästen zu den Hütten des Volks. Schon bei Castagnola finden sich einige Stornelli oder Verse in volkstümlicher Weise, und noch mehr schöpfte Maccari aus dem Leben. Er dichtete einige „Balladen", die uns volkstümliche Gestalten aus der Campagna Roms vorführen: so „die Verkäuferin von Erdbeeren", die mit ihrem zierlichen Korbe von den Bergen nach der Stadt kommt. Der Refrain dieses Gedichts ist:

E venuta in città la montanina,
Chi vuol comprar la fragoletta alpina?

So die Pastorella oder Hirtin, die Boscajuole, arme Mädchen, welche auf dem Gebirg Holzreiser sammeln und die zu einem Bündel vereinigte Last auf ihren Köpfen in die Städte hinuntertragen; so die Idyllen: „Der Schnitter", und die „Cicoriara." Das letztere Gedicht ist sehr glücklich und naiv; es schildert eines jener Landmädchen, welche in der Campagna den Cichoriensalat lesen, um ihn in der Stadt zu verkaufen. Ihrer viele sitzen in ihrer ländlichen, saubern Tracht täglich am Pantheon, oder auf der Piazza Navona. Maccari zeigt in diesen Schilderungen eine wirklich poetische Natur; man sieht, daß seine Muse die frischen Lüfte der Campagna geatmet hat, und so sind auch seine Lieder eine Erquickung. Möchten seine römischen Genossen solche Wege nicht verschmähen, möchten sie aus den wirklichen

Zuständen ihres Volks schöpfen; hier sprudelt manche Quelle der Kräftigung für ihre nationale Poesie.

In diesem Sinn begrüße ich mit Freude eine kleine Sammlung von Volksliedern, welche die römische Strenna unter dem Titel: „Saggio di canti popolari di Roma, Sabina, Marittima e Campagna“ aufgenommen hat. Die Herausgeber verdanken sie der Mühe des Herrn Visconti, der zum erstenmal im Jahr 1830 eine Sammlung dieser Art veranstaltete. (Saggio di canti popolari della provincia di Marittima e Campagna. Roma 1830.) Die vorliegende ist eine kleine, aber äußerst wertvolle Nachlese. Sie besteht aus Blumen-Ritornelli der römischen Campagna, aus sabinischen Vierzeilen, endlich aus zehnzeiligen Stanzen, welche der Marittima und lateinischen Campagna angehören. Die Ritornelli sind reizende Feldblumen, frisch und duftig auf dem Gebirg oder in der Ebene gewachsen. Es gibt dort kaum Blume oder Blüte, die dem Volk nicht zu einem Symbol würde. Der Landmann heftet gern einen sentenziösen Einfall an eine Blume, und wenn er bei seiner Arbeit Rose, Narcisse, Margheritine, Viole erblickt, so lockt's ihm sein Ritornell hervor. Jede Pflanze blüht ihm als ein kleines heimatliches Gedicht entgegen, jede redet ihn in sinnigen Dreizeilen an. Diese eigentümliche Blumensprache erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, oder blüht ab, und erzeugt sich jeden Tag neu und vielfach wieder. In ganz Italien ist diese poetische Gattung zu Hause; die Ritornelli wandern mit den Arbeitern des Feldes, und man singt bisweilen dieselben Blumenreime in der Maremma, in Corsica, im Römischen. Toscana, der

Culturgarten Italiens und ein Land, wo vielleicht seine glücklichste Bevölkerung lebt, scheint die wahre Heimat dieser Ritornelli zu sein. Ihre Kunst ist althergebracht, und sehr einfach. Die erste kurze Zeile enthält gewöhnlich nur den Namen der Blume, die beiden folgenden eilfsilbigen Zeilen sprechen den Gedanken aus, so daß die letzte mit einem Reim auf die Blume schließt, die mittelste aber in der Regel assonirt.

Ich gebe einige römische Ritornelli:

1.

Io benedico de la rosa 'l fiore;
Quest' è la sorte de le cose care,
S'acquista 'n pianto, e se lascia 'n dolore.

Ich segne die Rose von Herzen;
Das ist das Ende von alle dem Schönen,
Gewonnen in Tränen, gelassen in Schmerzen.

2.

Akazie, wie lieblich dein Blüh'n!
Wäre dem Seufzer die Sprache verlieh'n,
Nicht bessern Gesandten wol gäb' es als ihn.

3.

Dorn mit stechendem Blick;
Ging er am Abend in grimmigem Zorn,
'ne Stunde vor Morgen, da kommt er zurück.

4.

Ulmen-Blüte, so schön!
Wär' mir die Brust doch gemacht von Crystall,
Was ich nicht sagte, du könntest es seh'n.

5.

Kirsch-Blütenstrauß;
Ob wahr seine Liebe, ich merk' es daraus,
Erst von der Kirche spricht er, und dann vom Haus.

6.

Ich segne das Veilchen, es spricht: -
Weil ich nicht schön bin, verachte mich nicht,
Mein Herz ist viel schöner als mein Gesicht.

7.

Ritornell ohne Blume.

Vogel, was soll dein Singen bedeuten?
Sind es, Traut-Vögelein, eigene Leiden?
Ich will mit den meinen dich gern begleiten.

8.

Ich liege im Fenster, da sehe ich Meer.
Alle die Barken, die sehe ich kommen,
Die Barke des Liebsten kommt nimmermehr.

M'affaccio a la finestra, e vedo mare.
Tutte le barche le vedo venire,
Quella dell' amor mio non vuol tornare.

Letzteres malerische Ritornell findet sich auch in der Sammlung der toscanischen Volkslieder von Tigri, aber es verändert vedo mare in vedo 'l mare, was viel weniger sagt. Tigri hat allein 425 solcher Ritornelli oder Stornelli, wie die Toscaner sagen, gesammelt und darunter wahre kleine Edelsteine der Poesie. Der beliebte Eingang: m'affaccio alla finestra kehrt in manchen wieder, so in dem köstlichen:

Ich liege im Fenster, da sehe ich Nacht;
Mit den Tränen bethau' ich die Steine:
O Quelle der Schönheit, nun gute Nacht!

M'affaccio alla finestra, e vedo notte;
Con le lagrime mi bagno le lastre:
O fonte di bellezze, buona notte!

Ich setze ein sicilianisches Blumenritornell vom Aetna her:

Sciuri d'Aranciu:
Tutti li beddi di ssu munnu munnu
C'un capiddu di tia non ci li canciu.

Orangenblumen zur Zier:
Ich nähm' nicht die Schönen der ganzen Welt,
Um ein einziges Haar von dir.

Außer diesen kleinen reizenden Reimen verdienen auch die Zehnzeilen aus der Marittima Roms Auszeichnung. In Toscana nennt man diese Gattung Rispetti; die Zahl der Zeilen ist dort in der Regel acht, und sie sind zu einer Strophe verbunden. Indeß gibt es dort auch zehn- und mehrzeilige, während ich von römischen nur Zehnzeilen mit durchgeführtem gekreuztem Zwei-Reim kenne; die letzten zwei Zeilen sind bisweilen Plattreime. Diese Strophen enthalten entweder moralische Sentenzen, die bisweilen kunstvoll aus Sprüchwörtern zusammengesetzt sind, oder sie sind geradezu Liebesgesänge oder Serenaden in naivem Volkston. Von der ersten Gattung ist die folgende:

Wir sind all von einem Stamm so viele Aeste,
Wir sind all von einem Ast so viele Aepfel,
Wir sind all von einem Tuch so viele Fäden,
Wir sind all von einer Glut so viele Flammen,
Wir sind all von einem Eisen so viele Bleche,
Wir sind all von einem Quell so viele Bäche,
Adam war der Stamm, wir sind die Aeste,
In guten Sitten zeigt sich nur der Adel.
Das sag' ich zu dir, o Mädchen, daß es dir bliebe,
Und reicht es nicht hin: alles vergleicht die Liebe.

Von der zweiten Gattung:

Ich hörte, Geliebter, du willst mich verlassen,
Spiegel der Seele, du ziehst in die Weiten.
Und willst du den grausamen Willen nicht lassen,
Mit meinen Tränen dich will ich begleiten.
Mit Dornen bestreuen will ich die Straßen,
Daß du nimmer vermögst darüber zu schreiten;
Die Sonne am Himmel die mach' ich erblassen,
Finsterniß will um die Wege ich breiten.
Ich hörte, Geliebter, du willst mich verlassen,
Spiegel der Seele, du ziehst in die Weiten.

Die Naivetät dieser Volkstöne, durch dialektischen Reiz doppelt wirksam, verwischt sich in jeder, besonders in einer sorgsamen Uebersetzung, und ich stehe davon ab, noch mehr dieser Strophen zu geben. Die Pflege der Volkslieder ist seit zwei Decennien in Italien sehr gefördert worden; viele Sammlungen von Canti popolari sind entstanden; in neuester Zeit aber zeichnen sich vor allen andern aus die Sammlung von umbrischen, ligurischen, picenischen, piemontesischen, lateinischen Volksliedern des Oreste Marcoaldi (Genua 1855); die Canti popolari Toscani, gesammelt von Tigri (Florenz bei Barbèra und Bianchi 1856), ein wahrer Schatz von bewundernswertem Reichtum; endlich die Canti popolari Siciliani in der Sammlung des Lionardo Vigo von Aci Reale (Catania 1857). Nur die Insel Sardinien, eines der merkwürdigsten Länder Europas und durch ihre Dialecte so wichtig, bleibt völlig zurück, während das kleine Corsica dem Fleiß Salvador Viale's die Sammlung seiner schönen Volksgesänge verdankt.

Ich schließe meinen Bericht über die römischen Poeten

der Gegenwart, deren rühmliche Bestrebungen ich als Gast unter ihnen nun seit Jahren mit lebhaftem Anteil verfolge; ich schrieb ihn als einen brüderlichen Gruß und Glückwunsch, der meinen Freunden nun in deutscher Sprache über die Alpen in die Stadt kommen soll. Sind wir doch alle, ob Römer oder Deutsche, „von einem Stamm so viele Aeste, von einer Glut so viele Flammen." *)

*) Seit dem Jahr 1858, in welchem ich diese Blätter schrieb, hat sich in den literarischen Kreisen Roms manches verändert. Der treffliche Giovanni Torlonia starb am 9. November 1858 im Alter von 27 Jahren; ein empfindlicher Verlust für die junge Poetenschule. Nannarelli ward als Professor an die Akademie von Mailand berufen; der Advocat Ciampi hat mit anerkennenswertem Mut sein Talent weiter gebildet, und ist in dieser Zeit mit Glück als Komödiendichter hervorgetreten.

Avignon.

1860.

und geschrie-
Schriftsprache
nien, die in
R omanischen:
nzösisc e, aus
scheint

Ein unverlöschlicher Zauber liegt in dem Namen der „Provence“; dieses sangberühmte und sonnige Land, reich an Oel und Wein, von einem herrlichen Strom getränkt, von tausend Erinnerungen der Vorzeit beseelt, zieht jeden Nordländer noch heute magisch an. Der romantische Abglanz von Liedern der Troubadours ruht auf ihm wie die Glorie einer blutig versunkenen Sonne; denn jene reizende Epoche mittelalterlicher Poesie ist tief tragisch, ja schrecklich mit der Ausrottung der Albigenser verwebt, der kühnen Ketzer und Helden des Gedankens, mit denen die Dichtkunst der Provence, die Freiheit südgallischer Städterepubliken, die gesellige Blüte des Landes in Blut verdarb. Das Mittelalter hat hier einen seiner Gipfelpunkte; seine Contraste, überall grell und schreiend, scheinen es hier um so mehr: Freiheit und Despotie; poetische Liebes- und Lebenslust und die Inquisition; Blumen und Sängerfeste und qualmende Scheiterhaufen; Girault von Borneil und Pierre de Castelnau; Bertrand de Born und der heilige Dominicus. Dazu kommt der Reiz einer melodischen, berühmten, nun allmälich untergehenden Sprache, der ältesten unter den

romanischen, in … und geschrie-
ben ward ehe das … Schriftsprache
erhob: der Sprache von … nien, die in
sich selbst alle drei Hauptm… romanischen:
das Italienische, das Spani… e, aus
Gründen geographischer Berührung … meln scheint

Und so gibt es in ganz Frankreich kaum eine Provinz, die man mit gleich großer Spannung betreten wird. Aber der Bahnzug fliegt gar zu schnell, und die seltsam gestalteten Gegenden, die roten Felsen und ihre zersplitterten Burgen, die finstern Städte, die lachenden Ufer der Ströme, die schönen Fruchthaine und Weinberge eilen dem Blick vorüber mit derselben Hast wie es die Schatten der Geschichte thun, welche der Reisende hier heraufbeschwört: die Boso von Arles, die Raymund von Toulouse, Simon und Amaury von Montfort, die Grafen von Beaux und Orange, Innocenz III., Karl von Anjou, Louis VIII., Dominicus, die Troubadours, die Heiligen, die Helden, die sieben Päpste Avignons.

Die Provence stellt sich indeß keineswegs als ein Paradies dar; man möchte sie oft einer arabischen Wüste vergleichen. Die Gegenden sind dürr, felsig, sonnverbrannt, oft von einer wilden und bizarren Melancholie und einem schneidenden Ernst. Als ich dieses dürre Land sah, begriff ich recht gut, daß es der Schauplatz von vielen fanatischen Religionskriegen sein konnte, daß auf diesem verbrannten und glühenden Boden ein leidenschaftliches Geschlecht wachsen muß, daß hier wie in Calabrien die verschiedenartigste Neigung der Geister, asketische Schwermut, finstre Schwärmerei, Renaissance

des alttestamentlichen Prophetentums, kühne philosophische Skepsis und Freiheitsglut ausgebildet werden konnte.

Liegt noch heute der Fluch der furchtbaren Kreuzzüge gegen die Albigenser, der Huguenotten, der Cevennenkriege, der Dragonaden Ludwig's auf Südfrankreich? Es möchte so scheinen: die öden Städte, die überall auf den Felsen starrenden Burgtrümmer erzählen noch von jenen Epochen, wie von den Jacquerien der französischen Revolution; aber sie lassen uns den Untergang der feudalen Tyrannei schwerlich beklagen. Doch nicht die zerfallenen Burgen allein bringen diesen düstern und schwermütigen Charakterzug hervor; da sind die Dörfer und Städte, aus dem rötlich-gelben Felsgestein gebaut, auf welchem sie unter Maulbeerbäumen und silbergrauen Oliven in der flammenden Sonnenglut trauern. Ich sah kaum in den wildesten Gebirgen des Kirchenstaats, auf den Volskerbergen, in der Sabina, oder kaum in Corsica, gleich tiefe und gleich trostlose Orte. Diese provençalischen Ortschaften sind klumpenweise aufgebaut, die Häuser aus rohen und kurzen Steinen zusammengeklebt, mit abgeschrägtem Dach, klein und hüttenähnlich, hie und da mit Fenstern ohne Scheiben, die nur durch hölzerne Läden geschlossen werden, versehen. Bisweilen hat die ganze Wand nur ein Fenster und eine kleine Thür. Die Straßen sind unreinlich, eng und finster, schief und krumm, ja oft kaum Straßen zu nennen, da die Wohnungen entweder ganz zerstreut oder so dicht aneinandergedrängt liegen, daß sie Gassen bilden, welche viel eher dem Rinnsal eines mäandrischen Bergbaches als einer Straße des Menschenverkehrs gleichen.

Ein zerstörtes Schloß liegt in der Regel über jedem Ort, als ein Kainsmal des blutigen Mittelalters an seiner Stirn. Die bildende oder verschönernde Hand der Kunst wird kaum sichtbar, selbst die Kirchen ragen als nur notdürftige Bauten sehr primitiver Natur aus diesen Dörfern hervor. Das Leben welches sich in ihnen versammelt, scheint der Civilisation bar zu sein; es trägt den Stempel der Verwilderung und auch der Armut. Denn würden wolhabende Landbauern noch heutiges Tags, wo sie weder die räuberische Gewalt der Barone, noch den plötzlichen Ueberfall von Söldnercompanien oder von Priestern der Inquisition zu fürchten haben, ohne Not fortfahren ihre Tage in solchen kläglichen Häuserklumpen hinzubringen, welche als Scherben des Mittelalters liegen geblieben sind? Die Gewohnheit ist freilich, wenn auch nicht immer süß, so doch hartnäckig genug; der Süden hält mit wunderbarer Zähigkeit an den Traditionen fest, zumal auf einem dürren Felsenboden, welcher agrarischen Verwandlungen nicht leicht zugänglich ist. Und der Süden ist träg und unreinlich.

Ich spreche von kleineren Orten der Provence, ich rede nicht von den größeren Städten eines langen und geschichtlichen Lebens, obwol auch sie denselben Charakter düsterer Melancholie oder des absolut Vergangenen und der Unsauberkeit an sich tragen. So sieht Donzère aus, so Mondragon mit seinem schwarzen Schloß, so la Palud, so das blutige Mornas und Piolenc (bizarre, energische und fremdklingende Namen), und fast so Orange, welches die Geschichte Burgunds, der Nieder=

lande, Englands, selbst Preußens plötzlich in diese provençalischen Gegenden hineinzieht, einst ein Sitz von Fürsten, das Stammhaus der Oranier, doch ein finsterer und kleiner Ort, von Monumenten der alten Römer und des Mittelalters überragt.

Auf den Fluren herrscht tiefe Stille: kaum sieht man arbeitende Menschen, und trotz der Nähe der großen Handelsstädte Lyon und Marseille scheint der Verkehr nur sparsam zu sein. Selbst die Stationshäuser an der Eisenbahn sind in der Regel leer; doch Priester mit ihren Brevieren, Nonnen mit Rosenkränzen und großen Kreuzen stehen wartend auf jeder Station. Ja, dieses Land ist nicht Frankreich, und diese sonnverbrannten, schwarzhaarigen Menschen, die es bewohnen, sind keine Franzosen, sind ächte Romanen, ein Mischlingsvolk von ligurischen Celten, von Burgundern und Westgothen, von Römern, selbst von massiliotischen Griechen, die einst diese Gegenden mit Colonien bevölkert haben.

Der oft hinreißend schöne Blick auf die Rhone und ihre hie und da gigantischen Uferbildungen aus nackten, warmtönigen Felsenmassen, wie das märchenhafte la Roche de Glun und andere wilde Partien, reizen die Phantasie; und je weiter südlich, desto origineller und schöner wird das Land.

Bei Mornas begrüßte ich die ersten Oelbäume wieder; doch sie scheinen dort nur als Anfänger aufzutreten, und von Limonen oder Orangen ist, trotz der Stadt Orange, nichts zu sehen. Bei Sorgues passirt man den berühmten Bergfluß dieses Namens, der aus den romantischen Felsen von Vaucluse herabströmt, wo Petrarca

die schöne Laura besang. Avignon ist nun nahe, und dort zeigt es sich schon mit dem grauen Felsen über der herrlichen Rhone, auf welchem als die Charaktergestalt der ganzen Gegend der Palast der Päpste steht, eines der größten Monumente die vom Mittelalter auf uns gekommen sind, finster, riesig, pharaonenhaft.

Avignon ist nicht groß und nicht schön, doch fremdartig und seltsam. In der päpstlichen Epoche hatte die Stadt 80,000 Einwohner, heute ist sie mit nur 37,000 die verschollene Hauptstadt des Departements Vaucluse. Sie ist, gleich vielen Städten Italiens aus denen das historische Leben entwich, nur ein entseeltes Monument. Die Luft ist hier von der Legende und von der Geschichte durchhaucht, aber nicht, wie fast überall in italienischem Land, von einer sinnvoll und ruhig oder heiter stimmenden, sondern von einer düstern Tradition. Es ist zu viel Fanatismus, zu viel Baronalwesen, zu viel absolut Priesterliches, zu wenig Bürgerliches und Demokratisches darin; die wollautenden Gegensätze des Lebens und der Cultur, oder des Genies fehlen, welches immer versöhnt. Der Schatten jener einen Cyklopenburg des Mittelalters liegt schwer auf ganz Avignon, und läßt nichts unter sich aufkommen; und sieht man von ihm ab auf die Individualität der Stadt, so erscheint Avignon heute nur wie ein verarmter Legitimist, im abgeschabten Rock von Sammet, an dem noch Spuren von Goldbesatz zu sehen sind.

Als ich auf dem wahrhaft entsetzlichen Pflaster dieser krummen und finstern Straßen umherging, war es mir manchmal zu Mute als sei ich in dem italienischen

Anagni, wo die Päpste einst auch ab und zu Hof gehalten haben, wo noch der Palast Bonifacius VIII. in Ruinen steht, und wo es gerade so ausgestorben, so staubig, so öde und langweilig aussieht wie in Avignon. Es war in Anagni wo Bonifacius VIII. von Wilhelm Nogaret, dem Gesandten des französischen Königs Philipp des Schönen, überfallen und so schmachvoll mißhandelt wurde, und kaum vergingen wenige Jahre, so führte derselbe König Philipp das entwürdigte, ihm zu Willen stehende Papsttum in die französische oder sogenannte babylonische Gefangenschaft, wo es denn hier in Avignon seinen Sitz nahm. Es mochte daher mit in diesem historischen Zusammenhange beider Städte liegen, daß ich immer wieder und wieder an das mir wolbekannte Anagni zurückdachte.

Die prächtigen Stadtmauern, Werke der Päpste, mit ihren viereckigen Türmen, ihren Zinnen und Toren; hoch über ihnen der große und breite Felsen (Rocher des Doms) mit der Kathedrale und dem ungeheuren Palast; die graue Häusermasse der Stadt, aus welcher einige altertümliche Türme ragen; der mächtige Rhonestrom unter den Stadtmauern; die schönen Trümmer der Brücke S. Bénézet; die Kettenbrücke welche auf die Rhone-Insel führt; unmittelbar am andern Ufer das bizarre Villeneuve-lez-Avignon mit Türmen und Castell — dies sind die Hauptcharaktere für den ersten Blick auf Avignon.

Die Lage der Stadt ist, wenn auch nicht vorzugsweise schön, so doch bedeutend: denn der herrliche Strom der sie (außer der Eisenbahn) mit Lyon und Marseille

verbindet, gibt ihr und ihrem Gebiet einen Zug von Größe und Majestät. Der Horizont ist weit und schön; er überraschte mich sogar trotz meiner genauen Kenntniß Italiens, als ich vom Rhone-Kai die hohe Steintreppe zum Rocher des Doms emporstieg. Eine ganz südliche Campagna liegt vor dem Blick verbreitet, voll von Olivengärten, Krapp-Pflanzungen, Maulbeerbäumen und Weinstöcken, durchströmt von der Rhone, von der Sorgue und Durance, von vielen Canälen bewässert, von vielen Ortschaften angefüllt. Ein bläulicher Aeter umflimmert diese große hügelige Landschaft. Auf dem rechten Ufer des Stroms zeigen sich gelb und dürr wie Felsen Siciliens die Ufer von Villeneuve, das Fort S. Andrée, Château Neuf des Papes, die olivenreichen Berge von Vaucluse, weiter und weiter der hohe Ventoux, der blaue Luberon, die verschleierten Alpenspitzen der Dauphiné und der Provence, endlich die Bergreihen Languedocs. Diese Berglinien haben nicht die edeln Formen Italiens, aber sie atmen doch im südlichen Duft, und lassen als Vorstufen das schönere Land ahnen. Wenn die italienischen und römischen Cardinäle (und es gab am Hof der französischen Päpste deren immer einige) auf diese provençalische Campagna blickten, mochte sie ihnen wie eine schwächere Copie heiße Sehnsucht nach den Paradiesen Italiens und dem großen Horizont von Rom erwecken. Die französischen Cardinäle freilich, und die Päpste welche Liebe zum Vaterland an diese Gegenden fesselte, durften mit Freude auf die Gefilde der Provence blicken, und den Italienern raten sich mit den herrlichen Weinen von Burgund und mit den schwarzäugigen Frauen Avignons

zu trösten — ein Trost den, wie die Geschichte jener Zeit lehrt, sie nicht verschmäht haben.

Die Vegetation auf dem Rocher des Doms ist ganz südlich. Die Terrassen schmücken sich mit blühendem Oleander, selbst mit Lorbeeren, Lebensbäumen, Ginster und Pinien, selbst mit Aloëpflanzen; aber diese mir so wolbekannten Kinder Italiens waren hier klein und verkümmert, fast wie fremde Pflanzen anzusehen, die sich auf fremdem Boden zu ihrer natürlichen Fülle nicht entwickeln können. Indem ich an den Reichtum italienischer Natur dachte, schien es mir fast als habe hier das Papsttum auch die Flora Roms in das babylonische Exil mit sich geführt. Die Orange und die Limone gedeihen in Avignon noch nicht im freien Feld, so heiß auch die Sonne glüht, und von Lorbeerbäumen, Pinien und Cypressen, die in Rom so majestätisch emporstreben, sah ich nur kleine Exemplare. Indeß der Boden Avignons ist fruchtbar, er erzeugt trefflichen Wein und Oel, Feigen und Mandeln und viel Krapp.

Auf die Krapp-Pflanzungen bezieht sich sonderbarer Weise eine große Bildsäule von Erz, die auf der Esplanade des Rocher des Doms aufgestellt ist. Gewohnt, wie ich war, auf den Kathedralplätzen Italiens Statuen heiliger Patrone zu finden, trat ich an jene Figur, um zu erfahren was sie für ein Patron sei. A Jean Althen, introducteur de la garance, les Vauclusiens reconnaissans. 1846. Dem Johann Althen, der die Färberröte eingeführt hat, die Bewohner von Vaucluse aus Dankbarkeit. So steht auf dem Postament. Also vor dem Dome Avignons, in der Nähe des französischen Vaticans,

nicht die Bildsäule eines Papsts, nicht die Statue eines Martyrers oder Bischofs, sondern das Standbild eines Bürgers, der in die Provence nicht die Inquisition, sondern den Krapp eingeführt hat, von dem sie reich wird, und von dem die Pantalons von 600,000 Franzosen so schön rot gefärbt werden? Da überzeugte ich mich daß ich mich nicht in Anagni, sondern in einer Stadt des thätigen, industriellen Frankreichs, zwischen Lyon und Marseille befand. Johann Althen war übrigens nicht aus Avignon, sondern aus — Persien. Er kam als Flüchtling im Jahre 1756 in diese Stadt, und starb in ihrer Nähe zu Caumont, 1774.

Es war völlig windstill als ich dort oben stand, und trotz des Octobermonats brannte die Sonne glühend heiß auf dem nackten Gestein. Aber der Nordwestwind, der Maestrale oder Mistral, soll dort heftig strömen, und Avignon selbst ihm zu sehr ausgesetzt sein, daher das alte Wort:

Avenio ventosa,
Sine vento venenosa,
Cum vento fastidiosa.

Ich möchte indeß fast sagen: cum et sine vento fastidiosa. Das Sprüchwort erinnerte mich an jenes von Tivoli: Tivoli di mal conforto, o tira vento, o piove, o suona a morto. (Tivoli von schlechtem Trost, entweder Windzug oder Regen, oder Sterbeglockenläuten.)

Der Name Rocher des Doms ist aus Domnis oder Dominis entstanden, wie auch die Kathedrale Notre Dame des Doms heißt. Dies Felsenplateau ragt 138 Fuß über dem Meer, und 81 Fuß über Avignon empor.' Es ist

die uralte Akropolis der Stadt, und hat zu allen ihren Epochen die Hauptmonumente ihrer Geschichte getragen. Ganz so verhält es sich mit vielen Städten Latiums und Etruriens; sie alle haben ihre uralte Akropole, auf der die Heiligtümer der Stadt standen, sowol in heidnischer als in christlicher Zeit; denn aus den zerstörten Tempeln wurden Kathedralen, neben denen die Bischöfe ihre mit Türmen verschanzten Paläste anlegten.

Ehe ich nun den Leser in die berühmte Burg der Päpste führe, will ich auf diesem alten Capitol Avignons einen schnellen Blick auch in die Geschichte der Stadt und dieser Gegend werfen; denn was ist die Betrachtung von Steinen und Mauern eines berühmten Orts ohne die Kunde seines geschichtlichen Lebens?

Die Gründung Avignons liegt im vorchristlichen Dunkel. Die Griechen sagten Avenion, die Römer Avenio, man weiß nicht ob a vento, ab avibus, a vineis, oder sonst wie, herzuleiten. Die Stadt soll ein Hauptort der Cavaren oder Celten gewesen sein, welche dieses Gebiet Galliens bevölkerten, und später wurde sie auch von Massilioten als ein Emporium an der Rhone colonisirt. Avenio wurde römische Colonie mit lateinischem Stadtrecht, und inbegriffen in der gallischen Provinz Vienne, wie Genf, Grenoble, Valence, Orange, Carpentras, Arles und Marseille. Diese Städte blühten in der ersten Epoche des Kaiserreichs empor, und füllten sich mit Monumenten römischer Architektur. Doch Avignon hat von ihnen nichts mehr bewahrt, während doch Orange, Carpentras, Cavaillon, Arles in ihrer Nähe daran reich genug sind. Es ist vielleicht wahr was die neueren

Geschichtschreiber Avignons sagen, daß jene Denkmäler durch Burgunder, Gothen, Franken und Araber zerstört worden sind; wenn ich jedoch die Riesenmasse des päpstlichen Palasts betrachtete, so schien es mir nicht minder wahrscheinlich, daß ihm so gut wie den Palästen und Kirchen Roms manches römische Monument im Leibe stecke.

Die letzte gallische Provinz der Römer (die Provence), in Sprache und Sitten ganz romanisirt, blühend von lateinischer Cultur, einst an Schulen und Akademien reich, wurde zuerst, doch nicht für lange, von Westgothen besetzt, dann burgundisch, dann eine Provinz der Franken unter Chlodwig. Aber die germanische Race blieb den lateinischredenden Provençalen ewig verhaßt, und selbst als die Franken zu Franzosen geworden waren, trennte sie Sprache, Nationalgefühl, Landesart lange, bis fast zu unserer Zeit hinab, von dem gallischen Süden diesseits und jenseits der Rhone, und bis zum Fuß der Pyrenäen. Südfrankreich widerstrebte heftig der Dynastie der Merowäer, wie der Karolinger; jene Provinzen suchten ein eigenes Reich zu bilden; daher ihre Einverständnisse mit den Saracenen, den geschwornen Feinden der Franken. Aber Karl Martel, welcher die Moslims bei Tours vernichtete, warf sie auch aus der Provence, eroberte die Stadt Avignon, die ihnen die Tore geöffnet hatte, und zerstörte sie mit Feuer und Schwert. So unterwarf er die Provence dem Joch der Franken.

Indeß die Provençalen rissen sich nach dem Fall der Karolinger von der französischen Monarchie eilig los; sie erhoben auf dem Concil zu Vienne den Grafen Boso

zu ihrem Nationalkönig (879), und so wurde das Königreich Provence gestiftet, welches man auch das Cisjuranische Burgund nannte, weil es viele Teile des alten Burgundien in sich begriff: Provence, Dauphiné, Stücke Savoyens, Nizza, Lyonnais, Bresse und Stücke der Freigrafschaft. Von ihm war das Transjuranische Burgund unterschieden, bis beide Königreiche im Jahr 933 vereinigt das Reich Arelat bildeten. Der letzte Herrscher desselben, Rudolf III., vererbte es im Jahr 1032 an die Könige Deutschlands, welche jahrhundertelang über diese jetzigen französischen Provinzen und noch länger über die Schweiz die politische Oberhoheit behauptet haben.

Obwol nun die Provence ein Bestandteil des Königreichs Burgund blieb, wurde sie doch von eigenen Nationalgrafen, als Vasallen des Königreichs und des Kaisertums, regiert. Sie kommen seit 900 vor, residirend in Arles. Im Laufe der Zeit machten sie sich erblich und fast selbständig; zugleich erhoben sich Nationalgrafen in Languedoc, und stifteten das berühmte Geschlecht der Grafen Raymond von Toulouse.

Avignon gehörte zu Arelat, aber sowol die Grafen der Provence als die von Toulouse, als die von Forcalquier besaßen Rechte auf die Stadt, so daß sie, ehe sie päpstlicher Besitz wurde, lange Zeit dreien Herren gehörte, und obenein dem deutschen Kaiser untertänig war — ein absurdes Verhältniß, welches aus dem Feudalismus und seinem labyrintischen Rechtssystem sich erklärt.

In der schönen Epoche beginnender und wachsender Städtefreiheit errang auch Avignon die bürgerliche Autonomie, wie Arles und Marseille. Consuln und Podestà

regierten sie nach dem Vorbild italienischer Republiken, unter der wesentlichen Anteilnahme des Bischofs am municipalen Regiment. Der große Kaiser Barbarossa bestätigte im Jahr 1137 das Statut von Avignon, und diese aufblühende Stadt nannte sich sogar eine kaiserliche Republik.

Bald darauf wurde sie in den Strom der großen Bewegung hineingerissen, welche den Namen von den Albigensern trägt. Die Befreiung der Intelligenz ging Hand in Hand mit der Befreiung des Bürgertums, und die Städte Süditaliens, wo sich seit Griechen- und Römerzeiten her immer Reste der Municipalität erhalten hatten, erhoben freudig die Fahne der Albigenser und Raymunds von Toulouse, um ihre völlige Unabhängigkeit zu gewinnen. Man weiß welches Ende dieser letzte Kampf Südgalliens um seine Nationalität nahm: die fanatischen Kreuzzüge welche Innocenz III., dann Honorius gegen die Albigenser, die Grafen von Toulouse und die mit ihnen föderirten Republiken predigte, hatten das Resultat, daß die Freiheit jener Städte unterging, die Cultur Südgalliens fast vernichtet und seine Nationalität von Frankreich verschlungen ward.

Der wilde Simon von Montfort, der eifrigste Partisan der Kirche, ein auf Eroberung von Provinzen ausziehender Abenteurer, riß Languedoc, das schöne Besitztum der Grafen von Toulouse, an sich, und Rom, welches damals Länder verschenkte als ob der Papst Herr des Erdballs wäre, bestätigte ihn auf dem Lateranischen Concil von 1215 in diesem Besitz. Die unglücklichen Grafen Raymund und sein Sohn erschienen

indeß aus ihrem Exil in Genua wieder, die Republiken Avignon und Marseille nahmen sie jubelnd auf, und der schrecklichste aller Kriege wütete aufs neue. Der glückliche Steinwurf eines Weibes zerschmetterte das Haupt Simon's von Montfort vor dem belagerten Toulouse, und die Albigenser triumphirten kurze Zeit.

Sie erlagen dem Kreuzzuge Louis VIII., welchen der Papst Honorius III. bewaffnete; die Könige Frankreichs trachteten seit lange nach dem Süden, und ihr Kreuzzug war ein politischer Zug des Nordens gegen ihn. Der junge Raymund wurde zum Frieden von Paris gezwungen (1228); er trat viele Besitzungen an die französische Krone ab, und an die römische Kirche viele seiner Rechte auf Avignon und die Grafschaft Venaissin. Rom gewann aus dem Albigenserkrieg die ersten Titel für ein neues Patrimonium in Frankreich; es erhielt namentlich Venaissin (Venasque, Carpentras); aber eben diese Abtretung hatte nur die Gestalt eines Pfandes, und die Kirche sah sich genötigt die Städte Venaissins bald wieder an den Grafen von Toulouse herauszugeben. Indeß sie vergaß ihren Titel nicht mehr, und schon im Jahr 1273 trat der König von Frankreich die Grafschaft Venaissin völlig und für immer an den Papst ab.

Avignon, im Jahr 1226 von Louis VIII. zur Uebergabe gezwungen, blieb noch eine Weile unter den Grafen von Toulouse, wie unter denen der Provence. Aber dem Pariser Frieden gemäß hatte Raymund seine Erbtochter Johanna mit des Königs Bruder Alphons von Poitiers vermält, und nach seinem Tod (1249) endete das berühmte Haus von Toulouse, und fiel sein Land

an Frankreich. Das gleiche Schicksal hatte der Stamm der Grafen von Provence aus dem Geschlecht Boso; der letzte ihrer Reihe, Raymund Berengar, vermälte seine Tochter Beatrix mit Alphons' Bruder, Karl von Anjou, dem spätern Eroberer Neapels und Henker Conradin's; und so fiel auch die Provence im Jahr 1245 an das Haus Frankreich.

Die Brüder machten nun ihre ererbten Rechte auf Avignon und andere Städte geltend. Vergebens riefen die bedrohten Republiken die Hülfe des großen Kaisers Friedrich II. an, ihres Oberherrn auf Grund uralter Titel des Reichs; sie fielen alle unter die Gewalt jenes finstern Eroberers. Avignon unterwarf sich am 10. Mai 1251; seine republikanische Verfassung, mit Consuln, Podestà und Vicaren wurde ausgelöscht, und die bürgerliche Blüte der Stadt hörte auf, um 60 Jahre später einer andern exotischen und curialen Platz zu machen, welche die Päpste in dieselbe Provence hinüberverpflanzten, wo unter ihren Vorgängern das mörderische Schwert der Kreuzfahrer und die Scheiterhaufen der Legaten die heitere Cultur Südgalliens, die gaie science von Arles, Toulouse und Nimes, zerstört hatten.

Avignon gehorchte endlich ausschließlich den Königen von Neapel, welche sich auch Grafen von der Provence und von Forcalquier nannten, und ich werde im Schloß der Päpste selbst erzählen wie die römische Kirche diese Stadt von der Krone Neapel erwarb.

Dieses finstere Schloß mit plumpen und ungeheuren Türmen, mit zum Himmel ragenden nackten und schwarzen Riesenmauern, welche wenige gothische Fenster un-

regelmäßig durchbrechen, mit Gräben und Saracinesken, mit tiefen Kerkern, betritt man nur mit unheimlichem Gefühl, mit einer Art von Grauen. Es ist durchaus häßlich, ein Gemisch von Kloster und Burg, Gefängniß und Palast, völlig planlos und labyrintisch durcheinander gebaut. Obwol die gigantische Masse der Mauern das Gemüt bedrückt, trägt diese päpstliche Festung in Frankreich, so isolirt in der Geschichte des Papsttums, so ohne allen Zusammenhang mit ihren Monumenten, wie sie ist, doch wieder den Stempel des Zufälligen und des Kleinen an sich, sobald man an den Vatican in Rom denkt. Auch er hat eine Festung neben sich, aber es ist das Grabmal eines römischen Kaisers. Das Genie der Künste mildert und verschönt seine Riesengröße, und seine Räume werden durch die Wunder der classischen Welt verklärt. Was der St. Peter beim Vatican, das ist neben dem Schloß zu Avignon die kleine Kirche Notre Dame des Doms, die mit ihm zusammenhängt. So spiegelt diese vorübergehende Residenz in sich sowol die Verkleinerung als das Schicksal des Papsttums in Frankreich ab; sie ist ein Gefängniß der Päpste, und zugleich ihr Baronalschloß aus jener Epoche der Feudalität, in welcher die Oberherren der Christenheit nur Vasallen Frankreichs waren, und nicht erröteten sich mit dem baronalen Titel der Grafen von Venaissin und Avignon zu schmücken.

Die Regierungen und Acte von sieben Päpsten beleben das Schloß, aber wenn man einige hervorragende Personen ausnimmt, so reichen sie nicht hin dieser riesigen Burg Seele zu verleihen. Die Geschichte der

Avignonischen Päpste genügt nicht diese Räume zu füllen, diese Wände zu beschreiben: sie bleiben todt und leer; und sobald die Päpste ihren Avignonischen Palast verlassen haben, behält er kein größeres Interesse mehr als es jedes andere Baronalschloß hat.

Ueber dem großen Portal hängt das Wappen Avignons, eine von zwei Adlern getragene Stadt, darunter drei päpstliche Schlüssel von Gold; man tritt ein: wüste Höfe, steile Mauern, endlose Treppen, lange klosterartige Gallerien, nun verbaute gothische Capellen, zerteilte Säle, Turmgemächer und Gewölbe; ein dädalisches Labyrint welches verwirrt. Die Trommel rasselt, Soldaten lärmen durcheinander, und in den ehemaligen Prunksälen Clemens VI. sieht man nun lange Reihen von Matrazen, lange Reihen von französischen Soldaten. Seitdem die Revolution im Jahr 1790 den apostolischen Vicelegaten aus Avignon vertrieb, verwandelte sich der Palast der Päpste ohne Mühe in eine Caserne, wozu er noch heute dient. Er hat völlig den Charakter einer solchen, zumal er in der Revolutionszeit und während der Restauration von 1815 von den dort einquartierten Soldaten barbarisch verwüstet worden ist. Die kostbaren Fresken der Capellen und mancher Gemächer wurden zerstört, und der Besucher erkennt heute nur noch mit Mühe die kläglichen Reste schöner Werke aus der Schule des Giotto.

Diese jetzt stummen Mauern umschließen indeß immer die Geschichte von 70 Jahren des Papsttums in einer merkwürdigen Epoche Europas, wo das Licht der Wissenschaften wieder zu erwachen und die Finsterniß des Menschengeschlechts zu weichen begann. Wir wollen uns

daher mit den Päpsten Avignons einige Augenblicke lang unterhalten.

Der ehrgeizige Clemens V., Bertrand de Got, erst Erzbischof von Bordò, ein schlauer Fuchs im Priesterkleid, wie ihn Muratori nennt, gelangte durch Simonie zum Pontificat im Jahr 1305. Nach einem geheimen Abkommen mit Philipp dem Schönen gewählt und bestätigt, ließ er sich wider Willen der Cardinäle in Lyon krönen; er zwang sie nach Frankreich zu kommen, und ihm nach Avignon zu folgen, wo er im Jahr 1309 seinen Sitz nahm. Diese Stadt gehörte damals Karl II. von Neapel; der Papst war also dessen Gast; eine päpstliche Residenz gab es dort noch nicht, und Clemens richtete seine Wohnung im Kloster der Dominicaner ein. Er brandmarkte, wie man weiß, sein Andenken, als Diener des französischen Despoten, durch die schändliche Vernichtung des Ordens der Templer, die er auf dem Concil von Vienne im Jahr 1311 aussprach. Die Stimme des sterbenden Jacob Molay lud ihn und den König Frankreichs binnen Jahresfrist vor den Richterstul Gottes, und der Zufall bestätigte seine Prophezeiung: Clemens starb in Roquemaure am 20. April 1314. Er hatte seine Nepoten reich gemacht, aber er hinterließ von sich selbst das häßliche Bild eines habsüchtigen Geizhalses, wie es zwei große und berühmte Florentiner, ein Geschichtschreiber und ein heiliger Bischof, der Welt gezeichnet haben.

Nach seinem Tode blieb Avignon Residenz seines Nachfolgers, eines Provençalen, welcher zufällig auch Bischof von Avignon war. Johann XXII. liebte diese

Stadt; er mochte hoffen sie in einen päpstlichen Besitz zu verwandeln, und mit Venaissin und Carpentras zu vereinigen. Es wiederholte sich das Schicksal der Stadt Rom im kleinen Avignon: die Päpste welche über jene allmälich die weltliche Gewalt erlangt hatten, suchten auch Herren Avignons zu werden, sobald sie dort zu wohnen gekommen waren. Auf einem fremden Territorium, und der Gewalt der Könige Frankreichs bloßgestellt, beschloß der energische Greis sich in einem Palast zu verschanzen. Diese neue Wohnung konnte kein Lustgebäude sein, mußte eine Burg mit Gräben und mit Türmen werden, wozu die Lage des Rocher des Doms an der schützenden Rhone von selbst einzuladen schien.

Johann XXII. machte den Anfang der Avignonischen Burg; von ihm rührt zumal der große Turm Trouillas her, welcher sich noch jetzt wie ein plumper Nimrodsturm unvollendet gen Himmel erhebt. Wie nun dieses Baronalschloß vor den staunenden Augen der Bürger Avignons emporwuchs, konnte die Stadt in ihm ihr baldiges Schicksal lesen. Johann bewohnte also sein eigenes und festes Haus, und es war von hier daß er seine Bannstralen in die Welt schleuderte, welche auch das Haupt Ludwig's des Bayern trafen; es war hier wo er den Gegenpapst Pietro di Corbara als reuigen Gefangenen empfing, einschloß und bis an seinen Tod verpflegte. Johann XXII. starb neunzigjährig im Jahr 1334. Er war ein Mann von diplomatischem Geist und von großer Kraft, aber ländergierig und kriegerisch, und er raffte auf jede Weise Schätze zusammen, welche er in seinem Palast häufte. In seinen Truhen fand

man die enorme Summe von 25 Millionen Goldgulden, wovon 18 Millionen in klingendem Gold, und 7 Millionen in Gefäßen und Juwelen sich vorfanden.

So reich waren also jene Päpste im babylonischen Exil, und obenein in einer Zeit wo der Kirchenstaat im vollen Aufstand sich befand, wo alle Provinzen abgefallen waren! Wir fragen erstaunt: auf welche Weise ein Papst in Avignon Schätze aufzuhäufen vermochte, die so groß waren, daß sie die damaligen Einkünfte von Frankreich und Deutschland weit überstiegen? Die Antwort gibt die Geschichte jener Zeit, die ich hier nicht schreibe.

Jacques Fournier, der Sohn eines Müllers aus Saverdun, ein Cistercienfermönch, wurde als Benedict XII. der dritte Papst in Avignon. Ein Greis ohne Genie, ohne politische Einsicht, aber gelehrt als Theolog, folgte dem gewandten Johann XXII., dem Freund von Königen, mit dem rühmlichen Vorsatz den Hof vom Nepotismus, die Kirche von der Simonie und tausend andern Mißbräuchen zu reinigen. Ein strenger und mönchischer Geist begann nun im Palast zu regieren. Aber auch Benedict XII., auf welchen die Römer hofften, erhörte ihre wiederholten und dringenden Bitten den Sitz des Papsttums nach Rom zurückzuführen nicht. Die französische Partei hintertrieb dies, der König zwang den Papst in Avignon zu bleiben, weshalb Petrarca in seiner patriotischen Erbitterung ihn mit den bittersten Vorwürfen und mit den schlimmsten Titeln bedeckte.

Benedict XII., entschlossen in Avignon weiter zu residiren, verwandelte nun die Wohnung Johann's XXII. vollends in eine uneinnehmbare Burg, und er gab ihr

zugleich etwas von seinem eigenen Sinn, den Charakter einer Abtei. Sein üppiger Nachfolger vermochte nicht mehr dieses Gepräge des Palasts zu verwischen.

Clemens VI. war ein lebenslustiger, geistreicher und gebildeter Herr von völlig weltlichen Neigungen, ein eleganter Edelmann aus dem Hause Beaufort; Freund des Poeten Petrarca, Verehrer der Kunst, der Poesie und Wissenschaften, zog er alle Musen an seinen schwelgerischen Hof nach Avignon; aber sie blieben dort exotisch, denn sie atmeten nicht in ihrem Element. Die Stadt, welche der sehr verzeihliche Haß der Italiener das zweite Babylon und Sodom nannte, blühte damals von einem Glanz und einer Fülle, die nicht ihr eigen waren; auf einem so engen und dürftigen Theater, wie sie darbot, konnte der Hof der Päpste und Cardinäle sich nicht ausbreiten, und was man immer von jener glänzenden Zeit erzählen mag, diese französischen Päpste waren doch nur Kleinstädter in Avignon, nur provençalische Barone. Indeß Avignon blühte, ward Rom ein Dorf. Verlassen von den Päpsten, die es so oft verjagt hatte, sehnte sich Rom nach ihnen zurück, und weil sie nicht wiederkamen, träumte es in seiner verzweifelten Oede einen der seltsamsten Träume, den die Weltgeschichte erlebt hat. Es war die merkwürdige Zeit des Cola di Rienzo, der sich nun zum erstenmal vor unsern Augen in diesem Palast Avignons darstellt.

Die Römer schickten eine Gesandtschaft an Clemens VI., ihn dringend zur Rückkehr nach Rom zu ermahnen; unter ihr befand sich Cola, welchen Petrarca hier kennen lernte, damals Notar und als trefflicher

Redner in Rom bekannt; unter ihr war auch Stephan Colonna, Haupt der ersten Familie Roms, Freund des Petrarca, nicht ahnend, daß eben jener junge Notar Cola in kurzer Zeit seine Söhne und Enkel erschlagen werde.

Wenn man heute die finstern Räume der Papstburg Avignons durchwandert, steigen die Gestalten Petrarca's, Laura's und jene romantische Figur des Tribunen der Römer vor dem Blick empor, und sie werfen einen mildernden Reflex auf diese traurigen Wände. Aber die rothosigen Soldaten Napoleon's, die verwilderten Kinder unserer bedeutungsvollen Gegenwart, kaum heimgekehrt von den blutigen Schlachtfeldern bei Magenta und Solferino, oder sich rüstend aus diesem selben Avignonischen Palast der Päpste als Besatzungstruppen nach jenem selben päpstlichen Rom abzugehen, welches heute in weit kritischerer Lage sich befindet als zu des Cola di Rienzo Zeit — diese Soldaten also stellten sich immer wieder zwischen mich und die Schatten der Vergangenheit. Sie wissen von Petrarca und Madonna Laura, von Cola di Rienzo und von Johanna von Neapel auch nicht ein sterbendes Wort, aber sie wissen daß hier einst Päpste wohnten, und sie mögen sich sagen, daß auch jetzt wieder ein Papst fast ein Gefangener Frankreichs sei, und daß man davon rede, er werde in dies alte Avignon geführt werden. Ja, viele Betrachtungen verknüpften mir in jener Papstburg die Epoche des babylonischen Exils mit der Gegenwart; indeß mein Blick suchte doch wieder die Schatten Petrarca's, Laura's und Rienzo's, welche zwischen den schreienden Soldaten unwillig jene

Räume zu durchwandeln schienen, in denen sie einst auf purpurnen Teppichen, im Glanz von tausend Kerzen, im Schwarm von Rittern und Damen, von Prälaten und Höflingen sich bewegt hatten.

Es war also hier und am Anfang des Jahrs 1344 wo Cola di Rienzo den Papst Clemens VI. anredete; die Lage war glänzend und gemacht für einen Demosthenes oder Cicero — der junge und schöne Redner hatte alle seine Talente aufgeboten die erlauchte Versammlung und das Herz des Papsts zu rühren, für sich selbst aber unsterblichen Ruhm davonzutragen. Er entwarf ein beredtes Gemälde von dem Elend der Stadt Rom, und besonders schilderte er die räuberische Gewalt der Barone, die in ihr hausten. Dies stürzte ihn; die Colonna (Giovanni Colonna war als Cardinal anwesend) nahmen den Papst gegen den kühnen Demagogen ein, und Cola, ungnädig entlassen, blieb eine Zeitlang in ärmlicher Erscheinung in Avignon, ein Gegenstand des Spotts der Cardinäle und der Großen, und seinen unwilligen Geist mit träumerischen Planen der Zukunft nährend. Indeß Clemens VI. fand sich bewogen ihn nach Rom zurückzusenden, in der Eigenschaft eines Notars der städtischen Kammer. Von da begann seine phantastische Laufbahn in Rom, wo er nicht allein die alte Größe der Stadt, sondern auch die Einheit Italiens herzustellen beschloß.

Noch einmal erschien der große Tribun in diesem Palast zu Avignon. Der erste Act seines wunderbaren Trauerspiels war in Rom ausgespielt. Er kam als Gefangener aus Prag, vom Kaiser Karl IV. ausgeliefert, im Jahr 1351. Als er in der Stadt, im kläglichsten

Aufzug von Bewaffneten geführt, anlangte, strömte alles Volk herbei, den seltsamsten der Sterblichen zu sehen, der so außerordentliches in Rom ausgeführt hatte. Cola wurde im Palast festgesetzt, an Ketten gelegt, kärglich genährt; ein Proceß auf Leben und Tod hing über seinem Haupt, während Avignon und alle Welt draußen von tiefer Teilnahme für ihn ergriffen war. Der Zauber seines Namens und seiner Thaten war groß; die classische Glorie der Römer umgab den sonderbaren Enkel, welcher in der Toga eines Volkstribunen vor der Welt aufzutreten gewagt, und sie mit einem römischen Schauspiel entzückt hatte. Man sagte außerdem, daß er Poet sei, und einen Dichter zu tödten sei sündlich und unerhört. Das Volk in Avignon liebte die Poesie; Clemens VI. selbst huldigte ihr; Petrarca schrieb schöne Briefe an die Römer, und ermahnte sie, ihren gefangenen Tribunen, seinen unglücklichen Freund, durch eine Gesandtschaft aus dem Kerker zu befreien. Indeß träumte der arme Cola in einem Turm der Burg, vielleicht in diesem furchtbaren Trouillas, welcher noch heute aufrecht steht; denn niemand weiß den Ort mit Bestimmtheit anzugeben, wo er gefangen saß, aber die Tradition bezeichnet jenen Turm. Seine Haft wurde jedoch milder, man speiste ihn von der Tafel des Papsts, und sein träumerisches Genie durfte sich in die Bücher des Titus Livius vertiefen, in denen er die Größe Roms, das Vorbild seiner eigenen Thaten und auch ihr Schicksal las. Er lebte dort bis zum August 1353, wo ihn der Nachfolger von Clemens VI. wieder nach Rom, und zwar als seinen Statthalter, abgehen ließ. Die seltsame

Laune des Schicksals erlaubte dem gestürzten Tribunen noch einmal glänzend hervorzutreten. Es waren seine „Hundert Tage“ in Rom, dann fiel er von Schwertern durchbohrt am Fuße des Capitols.

Ich fragte im Palast nach irgendeinem Monument der Anwesenheit dieses merkwürdigen Römers: der Concierge zeigte mir Cola's Porträt, das er in seinem Zimmer bewahrte. Dieses Brustbild in Oel stellt ihn als Senator dar, das schwarzlockige Haupt bedeckt von einem roten Barett. Sein großer Kopf ist ausdrucksvoll, das bartlose Angesicht von edeln Formen hat bereits die breiten und fetten Züge, welche Cola in seiner letzten Periode gehabt haben soll. Die etwas gebogene römische Nase verleiht dem Gesicht Energie; der Blick ist ruhig und gebietend. Die Unterschrift des Gemäldes sagt: Nicolas Cabrini Dit De Rienzi Tyran de Rome, en 1347. Dies Porträt beruht freilich auf keiner historischen Ueberlieferung, sondern gehört ohne Zweifel der Zeit an, als der Jesuit Cerceau sein unbedeutendes Buch schrieb: „Conjuration de Nicolas Gabrini dit de Rienzi, tyran de Rome“ (Amsterdam 1734); gleichwol betrachtete ich es mit großem Anteil, um so mehr als in Rom sich kein Bild von dem Volkstribunen erhalten hat.

Eine andere Gestalt aus Rienzo's und Petrarca's Zeit schwebt durch den Palast von Avignon: eine jugendliche Fürstin von seltener Anmut, angeklagt als Mörderin ihres Gatten, und vom Papst absolvirt, die Herrin Avignons und der Provence, Johanna I., Königin von Neapel. Als Erbin des Königreichs war sie noch in

ihrer Kindheit dem jungen Fürsten Andreas von Ungarn von ihrem Großvater Robert I. vermält worden. Dieser große König starb am 19. Januar 1343, nachdem er einen Vormundschaftsrat für die Dauer der Minorennität Johanna's niedergesetzt hatte. Die sechzehnjährige und ausgelassene Fürstin liebte ihren Gemal nicht, dessen barbarische Art und Untauglichkeit die neapolitanischen Geschichtschreiber übertrieben haben. Die Barone des Reichs conspirirten gegen das Regiment von Ungarn, mit denen sich der junge Hof umgab; man beschloß Andreas beiseite zu schaffen, und dies um so mehr, weil Clemens VI., als Papst Lehnsherr von Neapel (es waren damals noch glänzende Zeiten für den Stul Petri) bereits die Bulle ausgefertigt hatte, welche die vorzeitige Krönung des minorennen Andreas befahl.

Johanna befand sich am 18. September 1345 mit ihrem Gemal in Aversa; gegen die Nacht wurde Andreas aus ihrer Kammer gerufen um wichtige Depeschen zu empfangen; der unglückliche Jüngling trat auf den Balcon; Masken empfingen ihn hier, schlangen ihm einen Strick um den Hals, und warfen ihn geräuschlos in den Garten, wo man des Morgens die Leiche am Seil hängen fand. Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich des Volks; die Königin eilte zitternd nach Neapel, wo sie sich im Palast verbarg; die Stimme des Volks bezeichnete sie als Mörderin, oder doch als Mitwisserin des Mords. Processe und Hinrichtungen folgten auf Johanna's und des päpstlichen Legaten Betreiben, der von Avignon eilig abgeschickt worden war.

Nun rüstete der tapfere Ludwig von Ungarn, Bru-

der des Ermordeten, ein Heer, um nach Neapel überzusetzen, und Rache zu nehmen, wie er sie auch vollauf nahm, und Johanna, jung, üppig und reizend, wie die spätere Maria Stuart, und so geistvoll daß man von ihr sagte: es ruhe das Genie ihres glorreichen Großvaters auf ihr, wußte nicht wie sie diesem drohenden Sturm entgehen sollte. Sie vermälte sich mit Ludwig von Tarent, ihrem eigenen Vetter, zu dem sie lange vor dem Mord ihres Gatten eine tiefe Leidenschaft gefaßt hatte. Die Welt indeß wurde durch die laute Anklage des Ungarnkönigs und durch die laute Beteuerung Johanna's von ihrer Unschuld aufgeregt, und in Parteien geteilt.

Ihre beiderseitigen Gesandten erschienen sogar in Rom vor Cola di Rienzo, und Johanna ließ sich herab vor dem damals großen Volkstribun und Gebieter Roms ihre Unschuld durch demütige und schmeichelnde Briefe zu beteuern, die von reichen Geschenken begleitet waren. Sie entwich jedoch vor dem nahenden Zorn des Ungarn im Januar 1348 mit ihrem galanten Gemal in die Provence, ihr Eigentum; und sie erschien in ihrer eigenen Stadt Avignon vor Clemens VI., der wegen Neapels ihr Oberlehnsherr und in dem Proceß zugleich ihr Richter war.

Der Papst wies ihr Villeneuve jenseits der Rhone zur Wohnung an, bestätigte ihre nicht kanonische Ehe mit dem Prinzen von Tarent, und instruirte den Proceß. Er lud sie in seinen Palast vor in Gegenwart der Cardinäle und der erbitterten Barone der Provence. Johanna richtete eine lateinische Verteidigungsrede an die

Versammlung, mit so viel Ruhe, Sicherheit und Geist, daß sie von allen angestaunt ward. Ihre Erscheinung als Schutzflehende und Vertriebene, die Vorstellung daß sie die Enkelin Robert's, des großen Beschützers der Kirche, war, noch mehr ihre Anmut, Jugend und Schönheit standen ihr als beredte Anwälte zur Seite. Der Papst zeigte sich bewegt, die alten Cardinäle weinten aus geblendeten Augen, und die des Mords beschuldigte Königin verließ an der Hand des ritterlichen Ludwig von Tarent den Saal mit einem triumphirenden Blick.

Johanna von Neapel wurde vom Verdacht des Gattenmords durch Urteil der Cardinäle freigesprochen. Sprach sie ihr Gewissen frei? War sie schuldig? Berühmte Geschichtschreiber Neapels absolviren, aber andere verdammen sie, und das gewichtige Urteil des größten und besonnensten Geschichtsforschers der Italiener brandmarkt sie als Mitwisserin der verruchten That. Sie wußte um den Mord, und billigte ihn, wie Maria Stuart um Darnley's Mord gewußt hatte. Wären die Verbrechen solcher Art in der schrecklichen Geschichte Neapels irgend auffallend, und in jener Zeit?

Johanna rüstete sich wieder nach Neapel zu gehen, ihr Königreich zu erobern. Sie brauchte Truppen und Geld; sie verkaufte ihre Stadt Avignon dem Papst für die kleine Summe von 80000 Goldgulden am 8. Juni 1348. Man hat aus dieser Thatsache arge Schlüsse gezogen; kein Beweis bestätigt sie, aber nahe genug liegen sie. Die Ermordung eines Königs, und die Freisprechung von dessen schuldiger Gattin waren die Umstände, welche Avignon zum Eigentum der Päpste machten.

Die Königin setzte sich in Besitz Neapels, wo sie noch lange Jahre unter Tumulten mit Klugheit regierte. Nach Ludwig's von Tarent Tode vermälte sie sich noch zweimal, mit Jakob von Aragon, mit Otto von Braunschweig; aber sie wurde des neapolitanischen Chaos und ihres Verhängnisses nicht Herrin. Sie fiel in die Hände Karl's III. von Durazzo, ihres Verwandten und Todfeindes, und dieser Prätendent der Krone befahl seinen Söldlingen sie den Tod ihres ersten Gemals sterben zu lassen. Johanna von Neapel wurde erwürgt, im Schloß zu Muro in Apulien, im Jahr 1382.

Indem diese blutige Episode aus der Geschichte Neapels an meinem Blick vorüberging, rief sie mir das Bild der lebendigen, unmittelbaren Gegenwart desselben Reichs hervor — ein Schauspiel, welchem die Welt mit Erwartung, wie einer Tragödie auf der schönsten Bühne Europas, zuschaut: der junge König Franz in Gaëta, Erbe des Verhängnisses und der Sünden seiner Väter, ein Flüchtling aus seiner Residenz, von dem das Volk in allen Provinzen abfällt; eingeschlossen in seiner letzten Festung, welche die Truppen Italiens umringen; bedroht vom König Piemonts, welcher herannaht den Sohn seiner Schwester vom Tron zu stürzen, und welcher die alte Fahne Rienzo's, die Fahne der Einheit Italiens mit dem Centrum Rom, in der Hand erhebt. Eine tragische und aufregende Erscheinung! Sie vermehrt die blutigen Annalen des Königreichs Neapel, welche so wüst, wild und schändlich sind wie kaum andere in der Welt, mit einem düstern Gemälde; aber der blutige Feuerschein von Gaëta ist das Abendrot einer untergehenden Despo-

tie, und einst nach Jahren wird man ausrufen: der Gott der Geschichte ist ein gerechter und strenger Gott, denn er sucht die Sünden der Väter heim bis ins dritte und vierte Glied.

Avignon also war das Eigentum St. Peter's geworden, und Clemens VI. setzte sich freudig in den Besitz der Stadt. Nun war er hier so völlig Herr wie in Carpentras und Venaissin. In einer Zeit, wo die Patrimonien Italiens unter der wildesten Anarchie der Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen der Kirche verloren gegangen waren, konnte jenes provençalische Land den Päpsten nicht als Exil, sondern als ein wirkliches Asyl und eine von jenen Stürmen unerreichbare Schanze des Rückzugs erscheinen. Während vieler Jahrhunderte waren sie durch wiederholte Aufstände der Römer aus Rom verjagt, ihre dortige Existenz war eine stete Flucht gewesen: in Avignon hatten sie Ruhe, und die siebzig Jahre jenes babylonischen Exils waren die einzigen friedlichen des Papsttums in einer langen Zeit. Kein Wunder daß die Päpste zögerten, Avignon zu verlassen.

Wenn heute die römische Kirche irgendwo jenseits der Alpen eine solche Domäne besäße, es würde sich Pius IX., unter Verhältnissen, die der Epoche des Cola di Rienzo einigermaßen ähnlich sind, gern und eilig dorthin zurückziehen, statt unter dem zweifelhaften Schutze Frankreichs in dem unterwühlten Rom zu bleiben, dessen Stadtgeschichte gegenwärtig an einer Epoche angelangt ist, deren Abschluß man erraten kann. Sie mit eigenen Augen zu betrachten ist schon etwas wert.

Clemens, Herr von Avignon, vergrößerte und verschönerte den Palast seiner Vorgänger. Er suchte seinen finstern und klösterlichen Ernst durch einen Schimmer der Kunst zu mildern. Er baute darin eine prachtvolle Capelle, oder vielmehr eine gothische Kirche, im Vergleich zu deren Größe und architektonischer Schönheit die spätere Sixtinische Hauscapelle im Vatican nur ein dürftiges Zimmer zu nennen ist. Er schmückte sie und viele Säle des Schlosses mit kunstvollen Fresken, wozu er italienische Meister kommen ließ. Diese Bilder sind zerstört; nackte Wände zerteilen auch die große Capelle in Casernenzimmer, selbst in zwei Stockwerke, und mit Schmerz betrachtet man die vermauerte Gothik der Bogen, und sucht die Reste schöner Fresken auf, die freilich nicht von Giotto herrühren, sondern Werke von irgendeinem seiner Schüler waren.

Clemens VI. starb am 6. December 1352 nach mehr als zehnjähriger Herrschaft, in welcher so merkwürdige Ereignisse sich zusammendrängten, und nach einem in Lust und Pracht hingebrachten Leben. Er hatte in Avignon die Blüte Südfrankreichs versammelt, seinen Hof in einen schwelgerischen Luxus gekleidet, die Säle seines Palasts mit provençalischen Festen, mit dem Flor schöner Frauen, mit Poeten, Künstlern, Gelehrten erfüllt, und die Würden der Kirche, die Schätze seiner kargen Vorgänger an Günstlinge und Nepoten verschleudert. Unter den Päpsten Avignons ragte er durch geistige Gaben hervor, und sein finsteres Schloß mochte damals dem Vatican zur Zeit Sixtus IV., Julius II. und Leo X. zu vergleichen sein.

Noch drei Päpste beherbergte nach ihm der Palast; von ihnen machte der letzte dem unnatürlichen Exil ein Ende, indem er den Sitz des Pontificats in das ewige Rom zurückverlegte.

Innocenz VI., Stephan d'Albret, gleichfalls aus Maumont bei Limoges, doch nicht aus dem Geschlecht seines Vorgängers, war wiederum der gerade Gegensatz von Clemens VI. Er entfernte das schwelgerische Leben vom Hof zu Avignon. Cola di Rienzo entließ er nach Rom, und mit ihm sandte er als seinen Legaten den Cardinal Egidio Alvarez Albornoz, den größten unter allen Staatsmännern und Feldherren der Kirche, welcher es besser verstand die abgefallenen Provinzen St. Peter's wieder zu erobern, als es heute der General Lamoricière verstanden hat. Selbst Rom unterwarf sich diesem gewaltigen Spanier, und kehrte zum Papst zurück. Innocenz starb am 12. September 1362 in Avignon.

Guillaume de Grimoard aus dem Schloß Grisac in Gevaudan folgte ihm als Urban V. (1362—1370). Er konnte den Gedanken seines Vorgängers segnen, welcher Avignon ummauert hatte, denn ohne dies wären er und die Stadt in die Hände der Söldnerbanden gefallen, die damals Italien und Südfrankreich plündernd durchzogen. Sie umzingelten die Stadt, und der Papst war genötigt, ihren Abzug mit vielem Geld zu erkaufen. Der alternde Petrarca richtete nun seine berühmten Aufforderungen an Urban, Frankreich zu verlassen, und in das beruhigte Rom zurückzukehren. Die Römer hatten ihn schon im Jahr 1364 durch Gesandte gerufen, und Urban V. kam wirklich nach dem verwilderten Rom im

Jahr 1367. Aber er verließ die Stadt und das wüste Italien wieder im Jahr 1370, nicht zurückgehalten durch die Bitten der heiligen Brigitta, die ihm den Tod prophezeite, wenn er nach Avignon heimkehren würde. Der Zufall fügte es, daß der Papst schon im December starb, nachdem er jene Stadt am 24. September wieder betreten hatte. Er vollendete den päpstlichen Palast, dem er den siebenten Turm des Anges hinzufügte. (Die andern sechs Türme waren Trouillas, S. Jean, l'Estrapade, S. Laurent, la Campane und la Gache.)

Sein Nachfolger Gregor XI., Pierre Roger von Beaufort, Neffe Clemens VI., der ihn zum Cardinal gemacht hatte, war der letzte Papst in Avignon. Bestürmt von den Römern, von Peter von Aragon, von den heiligen Nonnen Brigitta und Katharina von Siena, welche letztere selbst in Avignon erschien, verließ er am 13. September 1376 die Provence für immer, begleitet von allen Cardinälen, mit Ausnahme von sechs, die es vorzogen ihre schönen Villen am Ufer der Rhone zu bewohnen.

Und hier endet eigentlich unser Interesse an jenem Schloß der Päpste; denn seit ihrer Rückkehr nach Rom verödete der Palast. Es bewohnten ihn während des Schisma's noch ein paar Gegenpäpste, erst Clemens VII., dann Benedict XIII., welcher hier belagert wurde. Auch Amadäus VIII. von Savoyen oder Felix V., der letzte Gegenpapst überhaupt in der Geschichte der Kirche, versuchte sich Savoyens durch einen Handstreich zu bemächtigen, welcher indeß mißlang.

Seit dem Jahr 1409 wurde Avignon und die Graf-

schaft Venaissin durch Cardinallegaten verwaltet, von denen jedoch die Italiener, fast immer Nepoten, nicht aus Rom in jene Stadt kamen, sondern ihre Vicelegaten dorthin schickten. Der letzte aller päpstlichen Vicelegaten war Philipp Casoni; die französische Republik vertrieb ihn und das Papsttum für immer aus Avignon, und diese Stadt wurde der Schauplatz fürchterlicher Metzeleien unter Jourdan, Duprat und Jouve (in der Nacht vom 16—17. October 1791). Man zeigt noch die Stelle am Turm Trouillas, von welcher die Geschlachteten von jenen Bluthunden hinabgestürzt wurden. Der Haß gegen den langjährigen Sitz des Papsttums mußte natürlich zu so scheußlichen Gräuelscenen führen; das Volk sprach von unterirdischen Folterkammern der Inquisition im Schloß, von tausend blutigen Mysterien, die dort während des Regiments der Legaten sollten gespielt haben. Die Sage kennzeichnet dieses Regiment durch die Fabel von der salle brûlée, indem sie erzählt, daß in einem Saal des päpstlichen Palasts im funfzehnten Jahrhundert, in der schrecklichen Epoche der Borgia, ein Vicelegat die vornehme Gesellschaft Avignons zu einem Feste lud, dann die Thüren schloß, die Gemächer anzündete und seine Gäste lebendig verbrannte. So rächte er einen Neffen, welchen ein geschändeter Ehemann hatte ermorden lassen. Dieses Märchen beweist, welches Leben das Volk den Vicelegaten zutraute, und in der Epoche der Baronenwirtschaft trieben sie es eben nicht besser und nicht schlimmer, als damals die Gouverneure und Prinzen in der ganzen Welt.

Wenn man mit dem Eindruck dieser Gräuelthaten

der französischen Revolution und der noch frischen Erinnerung an die Ermordung des Marschalls Brune durch die Royalisten am 2. August 1815 Avignon durchwandert, wenn man sich unter seiner wild und fanatisch aussehenden Bevölkerung bewegt, so sehnt man sich sehr bald den Ort zu verlassen. Noch heute gilt das Volk von Avignon in Frankreich als bigott, leidenschaftlich, roh und unwissend, und diese Gegenden können noch öfter der Schauplatz vulkanischer Ausbrüche der Volkswut werden.

Aber wir wollen gegen eine merkwürdige Stadt nicht undankbar sein, sondern uns noch eine Weile darin umsehen. Wir haben noch nicht einmal die alte Kathedrale betreten, den St. Peter von Avignon. Ja, der große St. Peter Roms konnte siebzig Jahre lang auf dieses kleine, schwarze und finster aussehende Gebäude neidisch sein, wie auf den Usurpator seiner durch Jahrhunderte geheiligten Titel und Rechte. Indeß die Päpste fanden sich hier in einem Winkel der Welt auf eine Capelle reducirt, welche den Pomp ihres Cultus und die Acte der Kirchengeschichte den Blicken der Christenheit entzog.

Notre Dame des Doms ist der Legende nach von der heiligen Martha, der Schwester des Lazarus, gestiftet worden; denn diese Fromme landete nach Christi Tod in der Camargue, lehrte in der Provence das Christentum, und baute auf den Trümmern des Herculestempels von Avignon die erste Kirche. Ihr Ursprung ist unbekannt, und ihr Ruhm, eine Stiftung Karl's des Großen zu sein, unsicher; aber sie ist sehr alt, wie das völlig römische Portal mit seinen beiden antiken, korinthischen Säulen lehrt. Innen ist sie eine einfache Basilika im

Kreuzgewölbestil, und mit manchen Veränderungen noch weit jüngerer Zeit. Leider hat der Vandalismus der Revolution sie so wenig verschont wie die übrigen Kirchen der Stadt, deren manche in klägliche Trümmerhaufen verwandelt wurden. Der Freund des Altertums mag sich noch mit der sogenannten Capelle Karl's des Großen trösten, aber er wird den Ruin der Monumente einiger Päpste aufrichtig beklagen, denn sie waren merkwürdige Denkmäler der Gothik des vierzehnten Jahrhunderts. Das Grabmal Benedict's XII. hat man wiederhergestellt, so auch jenes Johann's XXII., ein noch schöneres Mausoleum, in der Gestalt eines gothischen Tabernakels mit vielen Türmchen nnd Spitzen, worin die Figur des Papsts auf einem Sarkophag liegend dargestellt ist. In einer Nische zeigt man die traurigen Trümmer des Monuments vom Cardinal d'Armagnac, und im Sanctuarium die Grabplatte des Louis Balbe Berton de Crillon nommé le Brave, des Freundes von Heinrich IV. Er starb in Avignon im Jahr 1615, und man sieht seine eherne Statue auf dem Platz de l'Orloge.

Zu diesem Platz, der Hauptzierde der Stadt, steigt man von der Papstburg mit wenig Schritten hinab. Einige gute Gebäude umgeben ihn, das zierliche Theater, das neue Hôtel de Ville im französischen Renaissancestil, mit einem von Säulen völlig überladenen Vorhof. Der Concierge, der mich darin umherführte, versicherte mit bedeutender Miene, daß L. Napoleon auf seiner Reise nach Algier dieses Hôtel mit seiner Gegenwart beehrt habe, daß die Treppe mit Purpur belegt gewesen sei, und kurz, das ganze Gebäude feenhaft ausgesehen habe.

Man hat Napoleon mit vieler Ostentation empfangen; aber die legitimistische Partei ist noch heute in der Provence zahlreich genug, obwol der Reichtum jener Herren längst dahingeschwunden ist. L. Napoleon mag indeß noch einige Zeit ruhig schlafen; er hat die besitzenden und arbeitenden Classen für sich; horcht man in sie hinein, so ertönt überall sein Lob; er hat die Revolution gebändigt, dem Bürger Ruhe gegeben, und was hat er nicht durch seine Handelstractate für dieses weinreiche Südfrankreich gethan? Außerdem „notre prépondérance". Dies kann man allerwegen hören.

Ich will es doch gestehen: dieses Herumwandern in Avignon ermüdet. Diese Straßen, hie und da durch einen Palast aus der Epoche der Renaissance, oder durch ein älteres, bizarres Gebäude mit Arcaden und Höfen die Aufmerksamkeit fesselnd, sind trist, und die geistige Atmosphäre die darin weht ist melancholisch, oder durch grelle Erinnerungen aufregend.

Schöne Frauen wie in Arles, diesem althellenischen Blumengarten weiblicher Schönheit, sieht man nicht. Wie viel besser wandert es sich doch in den kleinen Städten Toscana's, Pistoja, Prato, Siena und Arezzo, wo die Blüten der Kunst überall freundlich grüßen, und die Erinnerungen an die Zeit der städtischen Freiheit und eines mächtigen Bürgerlebens so wolthuend sind.

Ich habe die meisten Kirchen Avignons besucht; keine ist wahrhaft schön; fast jede trägt die Spuren der Verwüstung durch die Revolution. Da ist S. Didier, ein gothischer Bau, in den ich eintrat: es war Sonntag, die Kirche mit weißverschleierten Frauen gefüllt, welche

knieend eine wolklingende Litanei sangen. Dies war ein gutes Bild voll Leben und Mannichfaltigkeit; ich glaubte in der Zahl der Betenden und in der Inbrunst ihres Gesanges den Einfluß wahrzunehmen, welchen Rom durch Jahrhunderte auf Avignon ausgeübt hat. Es war ein Gemälde von wirklich römischem Charakter; aber der ländliche Platz um die Kirche mit seinen schönen schattigen Bäumen hatte weder etwas römisches noch südliches überhaupt, sondern versetzte mich in die Kirchenidyllen der alten guten Heimat zurück.

Die große Menge der Beter hinderte mich mehr als einen flüchtigen Blick auf ein Relief zu werfen, welches man Images du roi René nennt; denn diese Sculptur wird dem „guten König" zugeschrieben, und wie viele Bildsäulen oder Gemälde hat die Sage ihm nicht in der Provence beigelegt!

Da ist weiter die Kirche des Patrons von Avignon, S. Agricol, welcher in allen öffentlichen Calamitäten, namentlich bei der Dürre angerufen wird. Das alte Gebäude stammt aus dem zehnten Jahrhundert, und wurde in einer spätern Epoche erweitert; seine gothische Façade mit den breiten, von gezackten Aufsätzen gekrönten Türmen ist originell, und die Einfachheit des Ogivstils auch im Innern spricht für das Alter des Baues.

Da ist die Capelle der Pénitents noirs de la Miséricorde. Sie bewahrt den berühmten elfenbeinernen Crucifix von Guillarmin (1659), und die Schwester die ihn vorzeigt erzählt die Legende von dem zum Tode verurteilten Neffen des Künstlers, welchen diese Fürbitte in Gestalt eines Crucifixes rettete. Das Werk ist von

anatomischer Vollendung, es mag mit dem berühmten Crucifix von Danzig wetteifern, aber ich habe zu viel Widerstreben gegen die Plastik der Passion, als daß ich mich an ihm erfreuen konnte, und selbst die schöne Laokoontische Qual im Vatican hat mich noch nie in Entzücken versetzt.

Ich würde mit mehr Freude das Kloster und die Kirche der Dominicaner betreten haben als Monument einer geschichtlichen Epoche, jener Albigenserkriege und der Inquisition, und geweiht dem großen Mönch, dessen Geist wie eine Scheiterhaufenflamme in der Provence gelodert hat. Aber diese einst herrlichen Bauten hat die Rachefurie der Revolution in Staub zermalmt. Der erste Avignonische Papst wohnte in diesem zerstörten Kloster; Johann XXII. sprach hier das größte philosophische Genie des Mittelalters, Thomas von Aquino, die beste Zierde der Dominicaner, selig, in Gegenwart des Königs Robert von Neapel. Den prächtigen Pergamentcodex seiner „Summa" betrachtete der Papst als seinen größten Schatz, und er vererbte ihn der Bibliothek dieses Klosters, unter der ausdrücklichen Bedingung ihn an die Wand mit Ketten festzuschließen. Dieses theologische Pantherthier von Pergament wurde indeß, vielleicht von der Revolution, losgekettet, und genießt jetzt seiner bestaubten und unbelästigten Freiheit, oder seiner seligen Vergessenheit, in der Stadtbibliothek Avignons. Katharina von Siena, Schwester desselben Ordens, bestürmte in diesem Kloster den letzten Avignonischen Papst mit Ermahnungen heimzukehren. Erst kurz zuvor war es im Jahr 1330 gebaut worden. Sein Hof soll so

schön gewesen sein wie der berühmte Kreuzgang von S. Trofime in Arles. Die Sansculotten zerstörten alle diese Herrlichkeit der Dominicaner, und auch die Monumente von vierundzwanzig Cardinälen, die dort begraben lagen. Die zerstörte Kirche wurde seither in eine Kanonengießerei verwandelt.

Wenn man sich einen deutlichen Begriff von dem machen will, was die französische Revolution in der Provence zertrümmert hat, so muß man in das Museum Avignons in der Nähe der Dominicanerkirche gehen. Es ist in einem geräumigen Palast des achtzehnten Jahrhunderts aufgestellt. Seitdem der verdienstvolle Dr. Calvet im Jahr 1810 dieses städtische Museum stiftete, flüchteten sich in dasselbe die Trümmer der plastischen Kunst aus Kirchen, Klöstern, Baronalschlössern und Palästen nicht allein Avignons, sondern auch der Umgegend. Das Mittelalter von der frühesten Epoche bis in die Renaissancezeit ist hier interessant vertreten; mit um so mehr Anteil aber betrachtete ich diese Sammlung südfranzösischen Mittelalters, als ich nur vor wenigen Monaten das Germanische Museum in Nürnberg besucht hatte, ein in der Entwicklung begriffenes ruhmwürdiges Institut, das die unausgesetzte Beisteuer von ganz Deutschland weiter fördern möge. Leider kann man sich bei der Betrachtung aller solcher Museen in Deutschland, Frankreich oder Italien nicht des schmerzlichen Bewußtseins erwehren, daß die Städte welche diese Scherben der Vergangenheit sammeln ihre große Epoche schöner Individualität hinter sich haben, und für immer abgeblüht sind. Die unselige Centralisation wornach jetzt die

Länder streben, nivellirt leider die Municipalitäten; ich werde dem Municipalismus in politischer Hinsicht schwerlich das Wort reden, aber immer wünschen daß Deutschland und Italien, wo die Individualität der Städte am längsten und schönsten geblüht hat, vor einem Zustande bewahrt bleiben mögen, welcher dem Frankreichs gleicht, wo Paris als Vampyr das Lebensblut der Provinzen saugt.

Das Museum von Avignon ist, obwol es auch die classische Epoche vertritt, wie eine ferne, ärmere Schwester jenes von Nürnberg anzusehen, und trotz mancher abweichenden Züge verbindet sie doch ein und dieselbe Grundform der Cultur. In der Gallerie des Mittelalters kann der Kunstfreund eine reiche Anzahl von Sculpturen oder von Architekturtrümmern, selbst von Rüstungen betrachten, und die Scala der Kunst von dem altchristlichen Sarkophag bis zu den Trümmern der Mausoleen der Cardinäle Brancas und Lagrange, des Grafen Raymond de Beaufort und des Marschalls de la Palice durchlaufen. Es sind dort auch die Scherben von dem einst kunstvollen Alabastermonument Urban's V. aufgestellt.

Die Sammlung classischer Altertümer enthält Beiträge aus vielen Städten Südfrankreichs: sie ist freilich arm und nicht durch Meisterwerke ausgezeichnet, denn fast jede dieser Städte sammelt ihr eigenes Museum. Mit Interesse betrachtet man alles was dieser südgallische Boden aus der Epoche der Römer, ja selbst der Griechen, an das Tageslicht gebracht hat. Es gibt dort mehrere altgriechische Inschriften, andere sind griechisch

aus römischer Zeit. Eine bedeutende Anzahl von kleinen Bronzen, eine zahlreiche Münzsammlung aus allen Provinzen und Epochen Galliens schließt sich jenen Gallerien an. Dasselbe Local umfaßt auch die städtische Bibliothek von mehr als 60000 Bänden. Sie enthält vortreffliche Werke über die südfranzösische Geschichte, aber die Zahl ihrer Manuscripte und Urkunden ist nicht groß. Die Acten des Avignonischen Papsttums sind, wie bekannt, längst in die geheimen Archive der Vaticana hinübergebracht worden. Einen der Säle in der Bibliothek zieren die Porträts berühmter Männer aus dem Departement Vaucluse, wie des Herzogs von Mahon, des tapfern Crillon, des Jean d'Althen, des Cardinals Maury, des Malers Mignard, des Dr. Calvet, und auch die Bilder von Petrarca und Laura sieht man hier; freilich gehören sie einer spätern Epoche an.

Das Obergeschoß des Museums bewahrt eine für das kleine Avignon immerhin bedeutende Gemäldesammlung; es gibt nur wenige gute alte Italiener, Niederländer und Deutsche darunter, aber viele Franzosen, besonders Mignards, mit denen Avignon recht gesegnet ist, und sehr viele Vernets, von fünf Malern dieses Geschlechts, welches in jener Stadt heimisch ist. Im übrigen wird man bemerken, daß kein einziges wirkliches Genie von welthistorischer Bedeutung aus Avignon hervorgegangen ist; ja selbst von all den, mit Recht oder Unrecht, berühmten Poeten der Provence hat keiner seine Wiege in Avignon an den reizenden Ufern der Rhone oder der Durance gehabt. Es mußte der Fremdling aus Arezzo in dieses schöne Vaucluse herüberkommen,

um ihm für alle Zeiten einen lyrischen Nimbus zu verleihen, und Avignon bot diesem Meister als Modell für seine Poesien ein schönes Weib dar, wie Kroton oder Tarent dem Zeuxis Mädchen zu Modellen bot. Glücklicher ist Florenz, da es Dante und Beatrice zusammen hervorbrachte.

Doch nun adieu Kirchen, Paläste, Museen, armselige Altertumsscherben Avignons. Wie ermüden die Bilder, die Monumente, diese zerstümmelte Antiquität; und was sind sie gegen einen Blick in das volle Leben dieser Rhonelandschaft zu Füßen Avignons! Draußen lacht die Sonne der Provence auf die grünen Strominseln nieder, und vergoldet schon die Berge von Villeneuve; dort lockt es den Reisenden an den flüsternden Pappeln und Platanen des Stroms zu wandern, die wilden Laute seiner Woge zu hören, und in die Flut zu blicken, die dort die großen geschnäbelten Lastkähne pfeilschnell durch die Brückenbogen reißt. Das Bild der reißenden und breiten Rhone hart vor dem Tor de l'Ouille Avignons, mit ihren beiden Inseln und den seltsamen Ufern Languedocs ist sehr schön, und dennoch verwischte mir dieser Anblick nicht das noch frische Gemälde des mächtigern Weichselstroms, wie er seine tiefe Woge durch die riesigen Bogen der Eisenbahnbrücke bei Dirschau wälzt, noch das Bild der Nogat, wie sie sanfter der alten schönen Marienburg vorüberfließt. Das mittelaltrige Ordensschloß der deutschen Ritter prangt dort herrlicher als hier die Papstburg von Avignon, obwol es keineswegs durch die Masse der Architektur imponirt. Jenes ferne Land Preußen mit seinen breiten melancholischen

Strömen hat manche Herrlichkeit von Landschaft und von Städtearchitektur aufzuweisen, wie zumal Danzig, eine der schönsten Städte die der Norden hervorgebracht hat. Indeß ich bin in Avignon und nicht mehr dort, und ich wollte den Leser einladen zum Rhone-Ufer hinabzusteigen.

Der Strom trennt Villeneuve-lez-Avignon von der Stadt, und die Provence von Languedoc. Brücken verbinden beide Ufer; deren eine steht in Ruinen, denn nur vier römische Bogen sind ihre großen und malerischen Reste. Sie führen vom Ufer Avignons noch eine Strecke weit über den Strom, dann brechen sie ab. Eine kleine Capelle steht auf ihnen, und blickt verlassen und sagenhaft in die Flut. Sie diente, so sagt man, einst dem heiligen Mann zum Ruheort, der die Brücke selbst erbaute. Die Legende dieses Baues ist der einzige milde und tiefpoetische Zug, den ich im Bild von Avignon erblickt habe.

Der kleine Benedict (Bénézet) weidete die Schafe seiner armen Mutter auf den Bergen von Vivarais; plötzlich verhüllte eine Sonnenfinsterniß Berg und Tal; es war am 13. September 1177. Eine Stimme rief: Bénézet, höre mich, denn ich bin Jesus Christ. Der Hirtenknabe antwortete erschrocken: Wo bist du, o Herr, und was begehrst du von mir? — Fürchte dich nicht, laß deine Schafe weiden, steig' herab 'zum Fluß der Rhone, und bau' eine Brücke über ihn! — Herr, ich weiß nicht wo der Fluß der Rhone ist, ich bin ein armes Kind, ich habe nur drei Pfennige in der Tasche; wie soll ich eine Brücke über die Rhone bauen? — Die Stimme erwiederte: Thue wie ich dir gebot, denn ich

weiß wie und wo du die Brücke bauen wirst. — Der Hirtenknabe ließ die Heerde, und stieg weinend den Berg hinab; da kam ein Pilger mit dem Stab auf ihn zu, und sagte ihm: Mein Sohn Bénézet, folge mir an den Ort, wo du die Brücke bauen wirst. — Als sie an den Strom kamen, und das Hirtenkind sein breites und wildes Wasser sah, weinte es noch heftiger; aber der Pilger tröstete es, und befahl ihm in eine Barke zu steigen, nach Avignon zu fahren, und dem Bischof seine Mission kundzuthun. Bénézet trat vor den Bischof, welcher eben in der Kathedrale predigte, und rief ihm furchtlos zu: Herr Bischof, der Herr hat mich abgesendet eine Brücke über den Fluß der Rhone zu bauen. — Man griff den tollen Knaben, und führte ihn ins Gefängniß zum Vicar. Er wiederholte dem Richter seinen Auftrag, und lächelnd wies der Vicar auf einen Stein im Hof, und sagte zu Bénézet, daß er an seine Mission glauben werde, wenn er im Stande sei diesen Block zu erheben. Der Knabe faßte den Stein, warf ihn auf seine Schulter, und trug ihn unter dem Wundergeschrei des Volkes bis ans Ufer der Rhone. Fünftausend Goldstücke sammelte er augenblicks ein, und der Bau der Brücke begann.

Das ist die Legende von der Herstellung der alten Brücke zu Avignon; ich werde ihren poetischen Reiz nicht durch die Erklärung zerstören, die man ihr gibt. Im Jahr 1188 wurde das große Werk vollendet, aber seine Zerstörung durch die catalanischen Banden begann schon im Jahr 1395, und die Zeit oder die Wut der Rhone setzte die Vernichtung bis auf die Reste fort, welche noch heute dauern.

Um nach Villeneuve zu gelangen, geht man über eine moderne Ketten- und eine Holzbrücke, die über zwei verbundene Rhone-Inseln führen, Vile de Piot und la Barthelasse. Jenseits am Ufer liegt nun Villeneuve-lez-Avignon, ein wüster pittoresker Ort, einst Lieblingsaufenthalt der Cardinäle. Man sagt, daß hier im Altertum Stathmos oder Statumä lag, eine Handelsstation der Massilioten. Das heutige Villeneuve datirt erst von 1226 her; es verdankte den Mönchen von St. Andreas seinen Ursprung, bis Philipp der Schöne den Ort vergrößerte und befestigte. Er diente ihm als vorgeschobener Posten Frankreichs an der Rhone, was er blieb während die Könige Neapels Herren der Provence, und die Päpste Herren von Avignon waren. Noch steht unweit der Rhone der prächtige Turm aufrecht, welcher vorzugsweise Turm Philipp's des Schönen heißt. Seine Lage gegenüber der Brücke St. Bénézet, der er als Castell gedient haben muß, ist bedeutend genug, und der Gang zu ihm unter den schattigen Bäumen des Ufers mit dem Blick auf den Strom und die jenseits drohende Papstburg sehr reizend. Das graue Städtchen selbst ist öde und unfreundlich, auch sieht es ärmlich aus, obwol es einige Krappfabriken und Spinnereien besitzt. Nur hie und da erinnern verwitterte Paläste und Kirchen an die glücklich überwundene Zeit der Feudalität.

Es ist wunderlich zu sagen: während Avignon sich mit dem Manne ziert welcher die Färberröte in den Provinzen eingeführt hat, kann Villeneuve diesem Jean Althen den Mann gegenüberstellen, der im Jahr 1560 den Tabak nach Frankreich gebracht hat. Die ersten

Blätter zeigte er der berüchtigten Katharina von Medici. Ich habe keine bronzene Statue des Jean Nicot', Gesandten Frankreichs am Hofe Portugals, im Orte bemerkt; man sollte ihm eine errichten, eine große Tabaksdose in der Hand, und eine riesige Havanacigarre im Mund. Im übrigen machen die französischen Cigarren dem Jean Nicot keine Ehre, denn sie sind sehr schlechter Qualität.

Es gibt in Villeneuve nur wenig zu betrachten; in der Kirche des Hospitals steht jetzt das Grabmal Innocenz VI., ein gothisches Werk im Tabernakelstil. Es befand sich ehedem in der einst schönen, jetzt ganz verfallenen Chartreuse von Villeneuve. Es ist restaurirt, und die liegende Papstfigur völlig neu. Die Hauptkirche der Stadt ist ein gothisches Gebäude von kleinen Dimensionen, und bietet nichts Merkwürdiges dar. Das meiste Interesse erregt das Fort St. Andrée auf dem steilen Berg Andaon. Dieses Castell ist noch sehr wol erhalten. Man geht durch ein mächtiges Tor hinein, und befindet sich dann auf dem ummauerten Plateau des Hügels, in dessen Mitte eine Capelle steht. Die von der Zeit geschwärzten Mauern stehen noch aufrecht, und man kann längs ihrer Zinnen fortgehen, um von dort das schöne Panorama der Provence zu überblicken. Es gleicht dem welches man vom Rocher des Doms sieht, aber es hat den Vorzug daß sich hier Avignon und seine Burg den Blicken darstellt. Wenn die Abendsonne jene schwarzen Riesenmauern der Papstburg rosig und violett überhaucht ist die Wirkung zaubervoll — und hier ist auch der rechte Ort von diesem durch die sinkende Sonne verklärten alten Avignon einen guten Abschied zu nehmen.

Ich warf einen sehnsüchtigen Blick in das provençalische Land umher, das ich so gerne durchwandert hätte. Provençalen umgaben mich; ihre uralte Sprache erweckte mir tausend Erinnerungen und Bezüge zur Geschichte der Cultur. Diese Sprache geht unter; alle Anstrengungen der heutigen Poeten jenes Landes, unter denen Mistral der berühmteste ist, fristen ihr nicht mehr als ein künstliches literarisches Fortleben. Ich möchte gern einstimmen in die trostreichen Reime, welche ein heute lebender Dichter seinem Freunde Mistral eben zurief; aber ich glaube, sie bezeichnen nur einen frommen Wunsch:

Prouvènço, o païs dei troubaire,
Lou gai-sabé reverdira:
Deja milo nouvèu cantaire
Dison lou bèu tems que vendra.
Lou mounde vèi la reneissènço:
Lei Troubadour van reflouri...
O moun païs, bello Prouvènço,
Toun dous parla pòu pas mouri.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gregorovius, Ferdinand,

Wanderjahre in Italien

Bd.: 2

Leipzig 1864